

SCHWÄBISCHE HEIMAT

1983
Landschaft
Schwäbische
Heimat



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1983
HEFT 3**

Za 692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

34. Jahrgang Heft 3

Juli – September 1983

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos,
Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie
übernommen.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart, bei.

Inhalt

ADOLF SCHAHL Die Kunst des Fachwerkbaus in Württemberg ..	181
RICHARD STROBEL Zu den Anfängen der Denkmalpflege und Inventarisierung in Württemberg	191
REINHARD WEBER Die Öhringer Löwen – Kunstwerke aus salischer Zeit	200
WALTER HAMPELE Gedichte in Hohenloher Mundart	203
MAX FROMMER Kraut füllt den Buben die Haut	204
FRIEDER SCHMIDT Zur Geschichte der Gröninger Hammerschmiede	211
JOSEF F. KLEIN Die Kiesgrube – mehr als ein Loch in der Landschaft	223
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (15): Kartause Güterstein	228
WOLFGANG IRTENKAUF Friedrich Nicolai, Martin Gerbert und das Kloster St. Blasien	230
PETER LAHNSTEIN Die Calwer Compagnie	234
PAULUS WEISSENBERGER Herzog Karl Eugen und Abt Benedikt Maria Angehrn von Neresheim als Jagdfreunde	239
CARLHEINZ GRÄTER Das Forstmuseum auf dem Karlsberg	245
OSWALD SCHOCH Harznutzung (Harzerei) um Enzklösterle	246
Buchbesprechungen	252
sh intern	263
Leserforum	266
sh aktuell	268



Das Titelbild

zeigt Marienkapelle mit Kaplaneihaus und Bauernhof am Schleinsee, Gemeinde Kreßbronn, im Bodenseekreis. Mit diesem Foto hat Helmut Wenk aus Lindau den ersten Preis in der Kategorie Einzeldarstellungen beim letztjährigen Fotowettbewerb des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten.

Zu dem Foto war ein Text verlangt, der den historischen Zusammenhang darstellt und das Besondere des Abgebildeten verdeutlicht: «Diese nördlich von Kreßbronn inmitten einer hügeligen, sehr vielgestaltigen und wenig berührten Landschaft liegende Gebäudegruppe zeigt über alle Jahreszeiten hinweg stets ein besonders reizvolles Bild. Das Kirchlein ist eine Stiftung des in Schleinsee – der Weiler hat seinen Namen nach dem See – geborenen Dr. Melchior Sauter aus Wasserburg. Er ließ das schlichte Gotteshaus im Jahre 1737 erbauen. Auch heute noch atmet in Architektur und Innenausstattung alles die damalige Zeit des ausklingenden Barock. Eine alte Pieta links neben dem Eingang, das Gestühl, der Altar und die Bilder fügen sich mit einem etwas eigenwillig wirkenden Kruzifix zu einem harmonischen Ganzen. Wer bei Sonnenschein, aus der um den See nahezu ungestörten Landschaft kommend, in diesem Raum verweilt, spürt in der Stille die Verbundenheit dieses bescheidenen Gebäudes mit seiner bewegten Umgebung und fühlt sich nicht nur in frühere Zeiten versetzt, sondern auch seinem Schöpfer etwas näher.»

Josef F. Klein: Zur Sache

Ja, das war einmal «Sache» – der Naturschutz in Baden-Württemberg. Wir waren die ersten bei der Verabschiedung eines modernen Naturschutz-Gesetzes. Mit der Ausweisung von mittlerweile über 300 Naturschutzgebieten stellten wir uns an die Spitze aller Bundesländer. Von unserem Bauern- und Naturschutzminister Gerhard Weiser hieß es lange Zeit, er stehe nicht nur im Ländle, sondern auch im Bundesrat in Bonn auf der Kommando- brücke des Naturschutzes.

Das alles war einmal. Das Umweltministerium hat zwar im Herbst letzten Jahres viele Forschungsvorhaben und einen Atlanten der höheren Pflanzenarten Baden-Württembergs angekündigt. Konkretes ist aber immer noch nicht zu erfahren. Und die «ökologische Offensive» von Ministerpräsident Lothar Späth – was ist das eigentlich?

Der Dampf ist raus – zumindest im Augenblick. Während andere Bundesländer die einschlägige Öffentlichkeitsarbeit gewaltig intensivieren, weist man bei uns achselzuckend auf leere Kassen. Ganze vier Seminarthemen bietet die Stiftung Naturschutzfonds 1983 an. Was hingegen die bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege an Symposien, Lehrgängen, Fachtagungen dieses Jahr wieder veranstaltet, das ist wirklich «Sache».

Wenn Rudolf Decker, Vorsitzender des Arbeitskreises Landwirtschaft und Umwelt der CDU-Landtagsfraktion, sich als Naturschützer seiner «parlamentarischen Kleinarbeit» rühmt, dann sei ihm nicht widersprochen. Denn mehr ist es auch nicht. Damit im Taubergießen noch ein bißchen Natur gerettet werden kann, zahlen wir der Gemeinde Rhinau ab sofort und freiwillig jährlich an die 50000 Mark. Dieses Geld ist gut ausgegeben! Aber mußte man die Rhinauer für diesen Kuhhandel auch noch mit einem wohldotierten Naturschutzpreis auszeichnen? Bitte nicht lachen; es ist wahr . . .

Nun, Lorbeeren, auf denen es sich ausruhen läßt, kann man im Naturschutz sowieso nicht ernten. Dazu stehen zu viele neue Probleme an, gerade bei uns: etwa ein generelles Verbot des Herbizidspritzens am Straßenrand und die Forderung der privaten Naturschützer nach weniger Golfplätzen in Landschaftsschutzgebieten! Mehr ökologische Inseln inmitten unserer Agrar-Monotonie und der Wunsch, daß man auch an der Basis die neuen Flurbereinigungsrichtlinien endlich ernst nimmt!

Zur Sache «Naturschutz in Baden-Württemberg»: Wann gibt man endlich wieder Beispiele?

In memoriam Adolf Schahl

Professor Dr. Adolf Schahl, Ehrenmitglied und langjähriger Geschäftsführer des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, ist am 30. Dezember 1982 gestorben. Am 4. Januar 1983 wurde er auf dem Friedhof der Brüdergemeinde in Bad Boll beigesetzt.

Bei der Mitgliederversammlung am 12. Februar dieses Jahres habe ich seiner Verdienste um den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND gedacht. Für die Hilfe, die ich von ihm erfahren habe, bleibe ich ihm in großer Dankbarkeit verbunden. Ich kann seine Persönlichkeit nicht besser würdigen, als dies Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff getan hat, als es darum ging, Adolf Schahl einen im Lande hochangesehenen Preis zuzuerkennen. Professor Decker-Hauff hat dem Abdruck zugestimmt, wenn zuvor angemerkt wird, daß dieser kurze Text nicht alles aussagen kann, was über Adolf Schahl hätte gesagt werden können.

«Adolf Schahl ist einer der universal begabten Schwaben, die ihre ausgedehnten wissenschaftlichen Interessen, ihre vielseitigen gründlichen Erfahrungen und ihre gediegenen, weiterführenden Erkenntnisse, dazu auch ihre künstlerischen Fähigkeiten mit Bedacht ein Leben lang möglichst im Verborgenen bleiben lassen, in echter, ganz ungekünstelter Bescheidenheit ihr Licht unter den Scheffel stellen und es verschmähen, für sich da Reklame zu betreiben, wo andere, oft mit weniger Leistung, laut und viel von sich reden machen.

Schahl ist 1908 geboren, hat in Tübingen und Leipzig Kunstgeschichte, Archäologie, Germanistik, Anglistik und Geschichte studiert, 1933 den Dr. phil. erworben und seither sein Können in den Dienst des Landes gestellt. Er begann als Volontär an den Württembergischen Landeskunstsammlungen, hat dann für das Landesdenkmalamt an der Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Landes mitgearbeitet und die Münz-Sammlung des Württembergischen Landesmuseums betreut. Zwei aus-

gezeichnete Bände des Inventarwerks (Waldsee, 1943, und Wangen im Allgäu, 1954) werden ihm verdankt.

Nach Krieg, Verwundung und Gefangenschaft, Ausbombung und schwersten persönlichen Schicksalen bei und nach Kriegsende übernahm Adolf Schahl 1949, endgültig 1950 die Stelle eines Geschäftsführers des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, die er bis 1971 bekleidete. Sein Geschick im Umgang mit Menschen der verschiedensten Interessen- und Bildungssphären, seine plastische Art zu zeigen, zu erläutern, zu erzählen, zu deuten, haben ihm viele dankbare Mitwanderer, Mithörer, Mitdenker erworben. Seine Lesergemeinde – nicht nur der Wanderbücher und Kunstführer, sondern auch seiner heimlichen, fast «hehlinge» entstandenen Gedichte – ist groß und dankbar. Die Wirkung seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen, vor allem zum Meister des Blaubeurer Altars und zur romanischen Kunst Schwabens und Kärntens in der Stauferzeit, ist nachhaltig. Seine Bemühungen um sinnvolle, rechtschaffene Denkmalpflege waren erfolgreich, schon lange, bevor ein breiteres Interesse sich der Denkmalpflege wieder zuwandte; man darf sagen, daß an dieser erfreulichen Wendung Schahl ein nicht geringes Verdienst zukommt.»

Ich freue mich, daß es gelungen ist, einen Vortrag von Professor Dr. Adolf Schahl, der vom Süddeutschen Rundfunk, Abteilung Volks- und Landeskunde, am 24. Mai 1963 gesendet worden ist, nun auch den Lesern der SCHWÄBISCHEN HEIMAT zugänglich zu machen. Dieser Beitrag über die Entwicklung des Fachwerkbaus im württembergischen Landesteil ist immer noch gültig und vereinigt, wie bei dem Autor stets üblich, thematische Genauigkeit und stilistische Anschaulichkeit. So mag beim Lesen Adolf Schahl noch einmal lebensnah vor unserem geistigen Auge stehen.

Prof. Willi K. Birn

Das Bild unserer alten Ortskerne wird heute vielfach noch von Fachwerkbauten bestimmt. Sie prägten einst das Gesicht unserer Dörfer und Städte und gaben ihm seinen klaren und lebendigen Ausdruck. Klar insofern, als diese Häuser folgerichtig entwickelte Gerüstbauten darstellen, deren Gefüge die Schönheit einer festen, reich gestuften Ordnung haben. Lebendig aber wirkt diese Ordnung, weil sie sich in gewachsenem Werkstoff – und nicht in Glas, Stahl und Beton – verkörpert. Bei der älteren, kraftvollen Art sind die Träger des Aufbaus mächtige, einzeln stehende Hölzer, Ständer oder Stiele, die jüngeren Fachwerke haben eine leichter und freier bewegte Form, die die Wände aus einem Netz von Streben, Riegeln, Biegen, geschweiften Kreuzen und dergleichen mehr entwickelt.

Wir nennen solche Fachwerkbauten heute gerne «romantisch» und bezeichnen damit zunächst eine gewisse Entfernung zwischen ihrer Formenwelt und der heutigen, sodann aber auch einen gleichsam ursprünglicheren, lebens-, natur- und menschnäheren Zustand des Bauens schlechthin. Wir bedenken dann freilich nicht, daß das Fachwerk der Vergangenheit aus einer seinerzeit höchst zweckmäßigen und, wenn man so sagen darf, «modernen» Bautechnik entstand, die ihre eigene formale Entwicklung durchgemacht hat.

Holzgerüstbau ist kein Betonskelettbau

Freilich, schon dies ist bezeichnend, daß es sich bei dieser Technik um Zimmermannskunst handelt, nicht um die Leistung eines Bauingenieurs. Ihre Eigenart ist mit dem Wesen des Handwerks auf das engste verbunden. Ihre Ausübung setzt Fertigkeiten der Hand voraus, dazu einen Schatz ererbter Erfahrungen in der Bearbeitung des Holzes und in der Herstellung von Holzverbindungen. Der Unterschied zur Architektur der Gegenwart ist also merklich, die künstliche Werkstoffe verwendet und mittels dieser auf dem Reißbrett entworfene und mit dem Rechenschieber errechnete Konstruktionen verwirklicht. Gewiß, Qualitätsunterschiede zwischen einem Holzgerüstbau und einem Betonskelettbau zu machen, geht nicht an. Beide können in ihrer Art gut sein, wenn sie nämlich das Gesetz ihrer Form folgerichtig aus dem des Werkstoffes und der Bautechnik entwickeln und dies in vollendeter Anpassung an den Zweck des Bauwerkes. Das schließt freilich nicht aus, daß wir gerne Ergänzung suchen



Prof. Dr. Adolf Schahl bei einer Führung, aufgenommen 1966.

bei der Kunst des alten Fachwerkbaues, die aber nicht nur eine gut aufgegangene und darin befriedigende Rechnung darstellt, sondern uns in ihrer Gestaltkraft fast leiblich erfreut und darin zu unserer Seele, unserem Herzen spricht. Man braucht nur einmal wie etwa in Wertheim einen Renaissancebrunnen mit kräftigen Frauenfiguren neben Fachwerkhäusern annähernd derselben Zeit sehen, um zu gewahren, wie sehr beides zusammengehört und der Ausdruck eines Menschen ist, dem der Geist noch nicht zum Widersacher der Seele und des Leibes geworden war.

Verbreitung des Fachwerkbaus in Raum und Zeit

Als ein Vorgänger des späteren Fachwerks mutet uns beispielsweise das Pfostenhaus der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur von Buchau am Federsee aus der Zeit um tausend vor Christus an, das sich ähnlich in den sogenannten Pfahlbauten von Unteruhldingen und in Ehrenstein bei Ulm vorfand. Die Hauswand wird dabei von senkrecht in den Boden gerammten Pfosten gebildet, zwischen denen lehmverpatschtes Flechtwerk ausgespannt ist, der Vorläufer der späteren *gezeinten Wände* (Wand kommt von «winden», zeinen von «zein» für Reis, Rute). Daneben kennen wir aus dieser Kultur aber



Eine «gezeinte» Wand

auch den Blockbau aus waagrecht geschichteten Rundhölzern, die – vermittelt Einkerbungen – an den Hausecken übereinander gelegt werden oder, wie der Fachmann sagt, *verkämmt* sind. Hier und dort, so in Ehrenstein, findet sich noch eine weitere vorgeschichtliche Hausbautechnik, die mit senkrecht gestellten Spaltbohlen arbeitet. Es kann nun freilich keine Rede davon sein, daß die vorgeschichtlichen Techniken mit denen des Mittelalters in Verbindung stünden, der Fachwerkbau also auf das Pfostenhaus zurückgeführt werden könnte. Wenn wir im Bauernhaus bis in neuerer Zeit Blockbau und eine an das Pfostenhaus erinnernde Ständerbauweise nebeneinander haben, so handelt es sich dabei um zwei verschiedene Möglichkeiten der Wandbildung, wie sie zu allen Zeiten nahe lagen und unter gewissen Voraussetzungen entwickelt werden konnten.

Es ist dem Einheimischen im allgemeinen nicht bewußt, in wie hohem Maße das Fachwerk eine heimische Baukonstruktion darstellt. Die Auslandsdeutschen wissen eher darum. Eine Karte der Verbreitung des Fachwerkbbaus bestätigt, daß es sich bei

diesem um eine räumlich ziemlich begrenzte Erscheinung handelt. Zwischen der nordeuropäischen und der alpinen Holzarchitektur und dem süd- und westeuropäischen Gebiet des Steinbaus zieht sich der Gürtel der Fachwerkbauweise hin. Ihr gehören an: Deutschland mit dem Elsaß, Holland, die nördliche Kanalküste, Südengland, Dänemark, Südschweden, Livland, Kurland, Polen. Die südliche Grenze bildet der untere Donauraum. Schon zögern wir, den Fachwerkbau als Holzbauweise schlechthin zu bezeichnen. Er scheint eher dort zu Hause zu sein, wo das Holz knapp wurde. Es wäre also nicht unmöglich, daß an der Entwicklung des Fachwerkbaus die zunehmende Knappheit an Holz beteiligt war – vornehmlich an starkem, schwerem, hartem Holz. Man müßte dabei bedenken, wie manche Erfindung von Heinrich Schickhardt noch nach 1600 durch die Not des notwendigen Holzsparens ausgelöst wurde, bis hin zum ersten Tauchsieder und Warmwasserspender. *Mit wenig Holz ein Feuer zu machen* ist eine von ihm ausgedachte Herdkonstruktion überschrieben. Aber schon in der württembergischen Landesordnung von 1495 wird ein *großer mangel an holtz zu prennen und zu pawen* bemerkt.

Weiterentwicklung:
Ständerbau und liegender Stuhl

Es sind in der Tat große Mengen von Holz, die in einen reinen Blockbau verwirtschaftet werden müssen, worunter man einen Bau versteht, dessen Wände aus behauenen Balken errichtet sind, die an den Ecken *verkämmt* oder auch durch Schwalbenschwanzenden verbunden, *verzinkt* werden. Im alpinen Raum finden sich heute noch viele solcher in Blockbauweise errichteter Häuser. Demgegenüber mußte eine Ständerbauweise mit eingespannten Bohlen oder mit Gefachen aus schwachen Hölzern und Füllungen eine bedeutende Materialersparnis zur Folge haben.

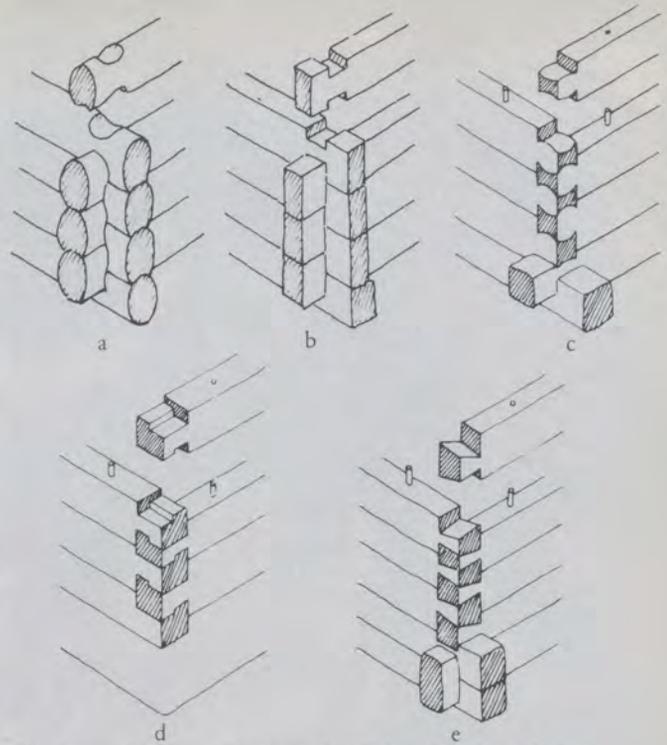
Die Durchsetzung der Wand mit Ständern scheint jedoch auch noch durch andere Umstände bewirkt worden zu sein. Eine Blockwand vermag nicht viel Seitenschub auszuhalten; das Dach ruht deshalb bei Blockbauten auf einer in das Haus hinein gestellten Konstruktion aus stehenden Hölzern, die die längs laufenden Dachbalken, Pfetten genannt, tragen. Wollte man dazu übergehen, die Dachlast auf die Außenwände abzuleiten, so war dies nicht ohne deren Festigung durch senkrechte Hölzer, eben die Ständer, als eine Art Strebensystem möglich. Eine solche Ableitung der Dachlast auf die Außenwände liegt aber im Sparrendach mit seinem sogenannten liegenden Stuhl vor. Dachträger sind dabei aus-

schließlich die Schräghölzer der Sparren. Dort also das Pfettendach mit stehendem Stuhl und Blockwänden, hier das Sparrendach mit liegendem Stuhl und Durchständerung der Wand!

Warum man zum Sparrendach und zum liegenden Stuhl kam, ist offenbar: diese Dachart gewährt eine ganz andere Freiheit bei der innenräumlichen Aufteilung, weil der Hausraum frei von dachtragenden Teilen bleibt. Wenn man sehr weit gehen will, mag man sogar von zwei verschiedenen Grundtypen des Wandhauses und des Dachhauses hier sprechen. Doch ist dies weit hergeleitet, zu weit. Entscheidend ist, daß Wandständer, von denen das Fachwerk seinen Ausgang nimmt, bedingt werden durch das Bestreben, die Last des allein von den Sparren getragenen Daches auf die Außenwände abzuleiten. Man kann diese Entwicklung im altoberschwäbischen Bauernhaus genau verfolgen. Sein riesiges vierseitig abgeschrägtes Walmdach wird ursprünglich getragen von Firstsäulen, Ständern also, die vom Boden zum First durchgehen und die Firstpfette tragen; über diese werden die Rundhölzer, die *Rafen* gehängt, die die Stroschauben der Dachhaut tragen. Die Außenwände waren dabei im Blockbau erstellt, später auch in Bohlenbau mit eingestellten dünnen Ständern. Daraus entwickelte sich schließlich unter dem Einfluß des Sparrendachs ein fester Ständerbau, der Bohlen- und Fachwerkfüllungen besitzt. Ist das Haus zweigeschossig, so können die Wandständer durch beide Geschosse gehen, Zeichen einer altertümlichen Konstruktionsweise, die sich in Oberschwaben an Bauernhäusern noch bis ins 18. Jahrhundert findet.

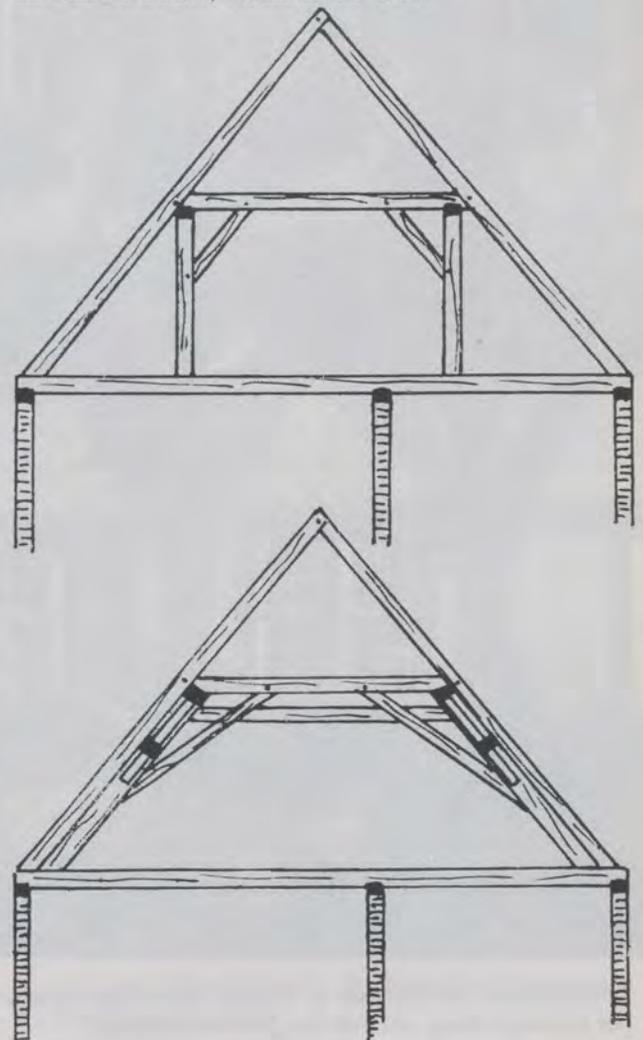
Stockwerkgerechter Rähmbau

Hier nun setzt eine große Erfindung der oberdeutschen Zimmermannskunst ein. Es ist dies die Abzimmerung in einzelnen Stockwerken mit Hilfe des sogenannten Rähmbaus. Jedes Stockwerk ist für sich gezimmert, hebt mit einer Schwelle an und schließt mit einem rahmenden Balken ab, der Rähm. Beide, Schwelle und Rähm, verbinden starke, weit auseinander stehende Ständer, die durch Brust- und Kopriegel miteinander verbunden werden. Es wird deutlich, daß auch hier aus einer Not eine Tugend gemacht wurde. Die Not war die starke Vermehrung der Bevölkerung innerhalb der Städte und auch der Dörfer, die von einer Mauer, einem Zaun samt Graben, von einem Etter eingeschlossen waren. Es galt, in die Höhe zu bauen. Dies war mit der alten Geschoßbauweise, deren Hölzer durch alle Geschosse hindurchschießen, unmöglich. Man war darauf angewiesen, abzuteilen, und so ergab sich



Fünf verschiedene Formen der Eckverbindung beim Blockbau. Nach Konrad Bedal «Historische Hausforschung», Münster 1978.

Dachkonstruktionen, oben ein stehender Stuhl, unten ein liegender Stuhl. Nach Karl Baumgarten «Das deutsche Bauernhaus», Neumünster 1980.





Altes Rathaus in Esslingen als Beispiel für «alemannisches» Fachwerk. Im Hintergrund der Dicke Turm der Esslinger Burg, ein Teil der Stadtbefestigung.

fast zwangsweise, daß man die einzelnen, für sich gezimmerten Geschosse übereinander stellte. In wie hohem Maße man mit dem erworbenen Pfund wucherte, zeigen die Fachwerkhäuser der noch erhaltenen Altstadtkerne, bei denen die einzelnen Stockwerke übereinander vorstoßen.

Es wurde sogar nötig, Vorschriften über die zulässige Tiefe des Vorstoßes auszugeben. Aber bis heute besitzen alte Fachwerkgassen infolge des Zusammenschließens der Giebelwände nach oben eine fast innenräumliche, stubenhafte Wirkung.

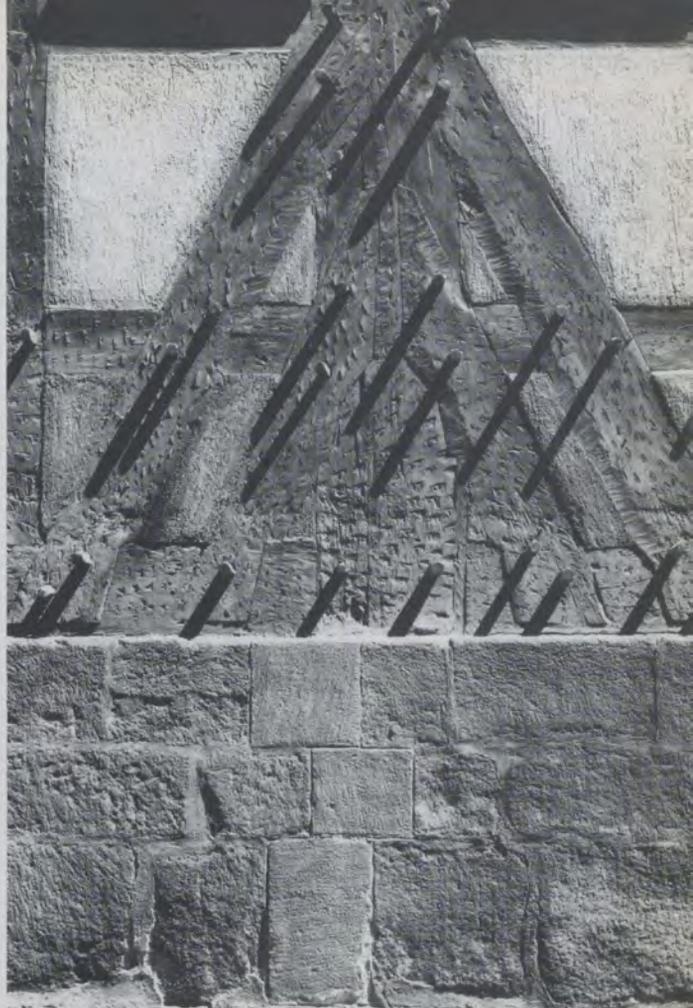
Nun fehlt zum Verständnis der Form unserer ältesten Fachwerk-Architekturen nur noch eines: die Betrachtung der Holzverbindung, der sogenannten Verblattung. Die Hölzer werden dabei nicht mit Zapfen und Nut ineinander gefügt, sondern sie greifen mit zungenartigen Teilen, die man auch Schwerter nennt, aufeinander über. Meist geschieht dies bei der Verbindung der an die Ständer angelegten Kopf- und Fußstreben, die auch Bänder heißen. Solche wie Blätter vorgelegten, angeblatteten Teile wurden durch Holznägel befestigt. Es leuchtet ein, daß dies nicht eine gerade sehr sichere Verbindung war, die vor allem gegen die Unbilden der Witterung, Vereisung und Tauen, anfällig sein mußte. Die Verblattung wurde deshalb auch später durch die Verzapfung abgelöst und schließlich sogar amtlich verboten. Auf diese eigentümliche Form der Holzverbindung wie der Verblattung kamen die Zimmerleute, weil die Füllungen zwischen den Ständern ursprünglich aus Bohlen bestanden, die hinter jene Schwerter geschoben werden mußten; solange man an der Bohlenfüllung festhielt, war keine Verzapfung möglich.

«Alemannisches» Fachwerk

Die Kennzeichen der älteren Fachwerkbauweise waren also folgende:

1. Der Ständerbau mit weit auseinander stehenden einzelnen Ständern, auch Stiele genannt.
2. Die stockwerkweise Abzimmerung in der Rähmbauweise mit Vorstößen.
3. Die Abstrebung der Ständer durch angeblattete Kopf- und Fußbänder; im übrigen *Wilder Mann* genannt, weil die durch diese Abstrebung gebildete Figur einem stehenden Mann mit gespreizten Beinen und erhobenen Armen gleicht.

Diesen älteren Fachwerktyp nennt man den «alemannischen»; obwohl er mit den Alemannen so wenig zu tun hat wie die Gotik mit den Goten oder die Romantik mit den Romanen. Treffen wir ihn doch genau so in fränkischen Landesteilen wie in den schwäbischen oder alemannischen. In Wahrheit



Am Sockel des Alten Rathauses in Esslingen werfen die Holznägel, die die Verblattungen sichern, lange Schatten.

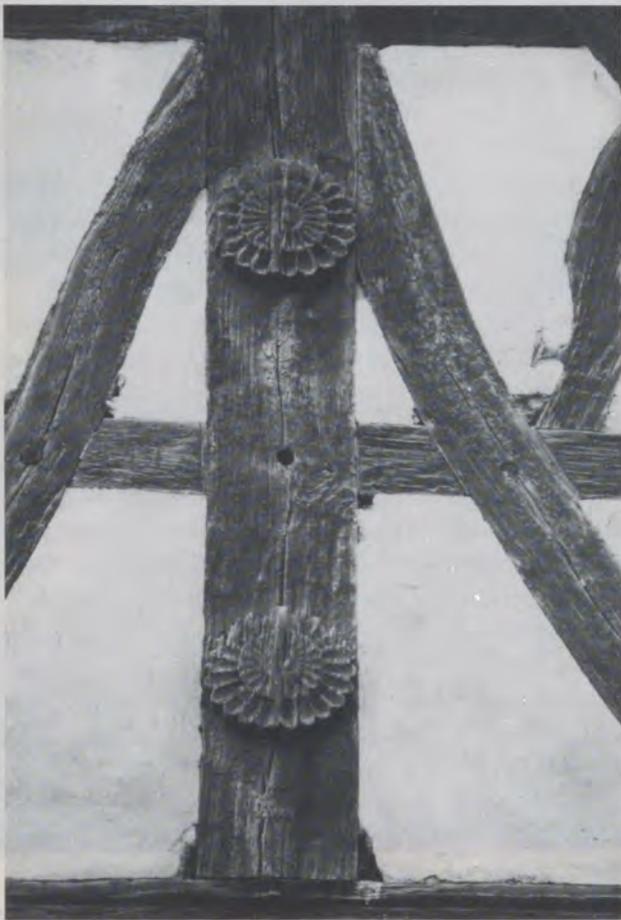
handelt es sich ganz einfach um die mittelalterliche Fachwerktechnik, wie sie sich bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts – schon mit bezeichnenden Abschwächungen – gehalten hat.

Ein paar Kronzeugen für diese ältere Fachwerktechnik seien genannt. Etwa das Esslinger Rathaus aus der Zeit gegen 1430 mit seinen gedoppelten Rähmbalken, die dazu dienen, den ungeheuren Druck der Oberwände auf die Ständer zu verteilen. Ferner das Markgröninger Rathaus aus der Mitte des 15. Jahrhunderts oder das alte Sindelfinger Rathaus von 1478; der Geislinger «Zoll» und der Geislinger «Bau» – beide schon aus dem 16. Jahrhundert. Schließlich noch das Haus auf der Mauer in Grötzingen im Aichtal.

In gewissem Sinne gehören hierher auch das ehemalige Rathaus von Schwäbisch Gmünd, das 1523 Peter Prem aus Süßen erbaute, und das 1793 abgebrochen wurde, oder die Gmünder Gräth, die vielleicht 1563 vom Ulmer Stadtwerkmeister Endriß Strohmeyer erbaut wurde; doch tauchen hier schon Verzapfungen auf.



Auf der rechten Seite: reich verziertes Fachwerk in Frickenhausen-Linsenhofen bei Nürtingen, Mühlstr. 2. Die Bauweise des fränkischen Fachwerks mit seinen Verzäpfungen hat erst solche Zierformen ermöglicht. Das Bild unten zeigt eine Detailaufnahme, das Bild oben die andere Giebelseite mit einem Neidkopf. Die Jahreszahl 1968 bezieht sich auf eine Renovierung.



Mehr Sicherheit durch das Verzäpfen der Hölzer

Der Weg des Fachwerks in der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts wird durch drei Wandlungen bezeichnet: An die Stelle der Verblattung tritt die Verzäpfung. Die württembergische Zimmermannsordnung von 1568 verbietet die Verblattung endgültig. Es wird jedoch deutlich, daß es sich dabei um keine «dirigistische Maßnahme» handelte, sondern damit nur der behördliche Stempel auf eine von der Zunft gut geheiene Umbildung der Form gesetzt wurde. Denn schon am Haus in der Musel in Urach, das Graf Eberhard im Bart 1476 bis 79 erbaute, sind neben Schwertungen einwandfrei Zapfungen zu beobachten. Eingezapfte lange Fustreben zeigt, wenn man den alten Teilen trauen darf, auch der Spital in Urach von 1522. In Schwäbisch Gmünd läßt sich die Entwicklung genau festlegen: das Fachwerk des Spitals von 1494 ist noch verblattet. Das Kornhaus von 1507 weist neben Schwertungen Verzäpfungen auf. Das abgerissene Haus im Freudental, auch das in Gmünd, zeigten in der vorderen Hälfte Verblattung, in der hinteren Zapfung. Hier und im Spital begegnen wir auch einer Art «reduziertem» Wilden Mann, wobei die Kopfbänder zu Knaggen geschrumpft sind oder auch überhaupt fehlen.

Eines ist sicher: die Verzäpfung war ein Fortschritt, weil sie stabiler war. Ermöglicht wurde sie jedoch erst durch den Fortfall der Bohlenfüllungen. Jetzt war nicht mehr nötig, Bohlen hinter die Kopf- und Fubänder zu schieben. Man war zu einer anderen Art von Wandbildung übergegangen.

«Fränkisches» Fachwerk

Die Wand besteht nunmehr aus einem engmaschigen Riegelwerk von kleineren Gefachen, die durch Zeinung – also ein mit Lehmstroh verschmiertes Flechtwerk – oder mit Steinen ausgefüllt sind. Wir können nur vermuten, daß die bewegende Kraft für diese Wandlung in dem Bedürfnis nach einem Ersatz für die kostspieligen, langen Eichenbohlen zu suchen ist.

Schwelle und Rähm werden nun auch nicht mehr durch starke, weit auseinander tretende Ständer verbunden, sondern durch eine dichtere Folge von dünneren und leichteren Hölzern, zwischen die das Riegelwerk jener Gefache eingesetzt wurde. Das Ergebnis ist eine Fachwerkwand, die aus einem dichten Geflecht von dünneren Tannenhölzern besteht, wobei die Ständer im Umfang ab-, an der Zahl zunehmen, die Gefache kleiner und zahlreicher werden und schließlich alle Verbindungen durch Zap-





Das Rathaus in Backnang als Beispiel für das «fränkische» Fachwerk; erbaut nach dem Brand von 1693.

fungen hergestellt werden. Nun war es auch möglich, die Fenster zu vergrößern. Früher wurden sie zwischen Kopf- und Brustriegel eingepaßt, jetzt schafft man für sie einen erkerartig vortretenden eigenen Fensterstock.

Man hat die eben geschilderte Technik das «fränkische» Fachwerk genannt, wiederum zu Unrecht, denn es findet sich seit dem 17. Jahrhundert auch in allen schwäbischen und alemannischen Landesteilen. Es stellt, mit einem Wort, die jüngere Entwicklungsstufe der Fachwerktechnik dar. Zum vollen Durchbruch kam dieses «fränkische» Fachwerk erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, beispielsweise in der Palm'schen Apotheke in Schorndorf oder dem nach dem Brand von 1693 erstellten Backnanger

Rathaus. Es gibt keinen Zweifel, daß zudem die nun möglich gewordene freiere Führung der Hölzer dem Stilgefühl des Barocks entgegenkam; es kommt zu reichen Kurvaturen ornamentaler Art. Von hier aus erkennt man, wie «gotisch» im Grunde die alte Ständerbauweise mit der Sammlung der Last auf einzelne tragende Teile und der Entlastung der dazwischen befindlichen Wandfläche war.

Hexenkreuz: Zierat oder tieferer Sinn?

Reine Zierformen werden nun häufig. Oft ahmt man Gliederung der Steinarchitektur nach, einschließlich Hermenpilaster, Karyatiden, gewundene Säulen. Ja, in katholischen Gegenden wendet man so-

gar, in freilich unverstandener Weise, Elemente der Barock-Architektur an, so beispielsweise an einem Haus in Wiesensteig.

Gab es Zierformen, die auf alte Sinnformen zurückgehen? Sicher gilt dies für sogenannte Neidköpfe mit grimassenartigen Gesichtern, die den bösen Blick mit allen seinen Folgen bannen sollen. Auch Hexenkreuze sind erkennbar, die aus oft mehrfachen Schrägkreuzen bestehen. Das ebenfalls schräge Andreaskreuz sollte den Blitz unwirksam machen; so es einem Reifen verbunden ist, scheint es ganz allgemein gegen Feuer und Brand angewandt worden zu sein. Häufig sind Gitter-, Netz- und Schlingen-Motive; sie mögen damit zusammenhängen, daß unsere Vorfahren der Meinung waren, böse Geister vermöchten nicht durch Gitter und Netze zu gehen und könnten in Schlingen und Knoten gefangen werden. Manchmal findet sich auch der Trudenfuß. Wirbelmotive und rosettartige Formen dürften mehr auf Sonnen- und damit verbundenen Fruchtbarkeitszauber deuten. Die im Volksglauben so bedeutsame Schlange findet sich hier und dort. Noch reicht unser Wissen nicht aus, um den damit verbundenen Fragen auf den Grund zu gehen. Sicher ist, daß manche spätere Zierform aus einer Sinnform hervorging.¹

War das alte Fachwerk bemalt? Wenn wir von Sonderfällen wie dem des 1572 ornamentierten Götzenhauses in Niedernhall absehen, so beschränkte sich die Bemalung meist auf einen schmalen, in zwei bis drei Zentimeter Abstand vom Balken laufenden Farbstreifen im Putz. Diese Form der Bemalung findet man sogar an Fachwerk-Innenwänden. Der Putz selbst war glatt, aber nicht eben, während er heute bei Freilegungen leider oft topfeben, dafür aber rau gehalten wird. Unmöglich vor allem sind die käsbissenartig herausgeschnittenen Putzfelder. Die Hölzer selbst werden heute am besten mit roter Ölfarbe gestrichen, früher mag man Ochsenblut verwendet haben, das schwärzlich verwittert. Denn so etwa ist die Farbe alten Fachwerkholzes.²

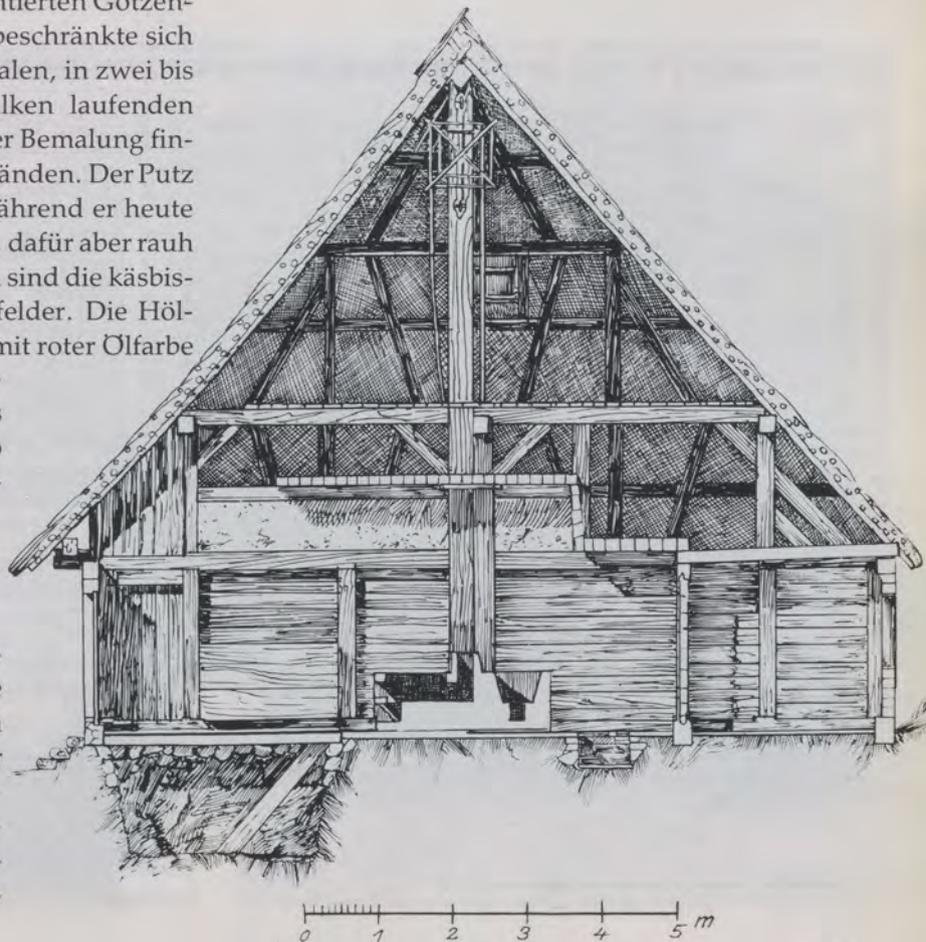
«Baurehäuser» werden verputzt

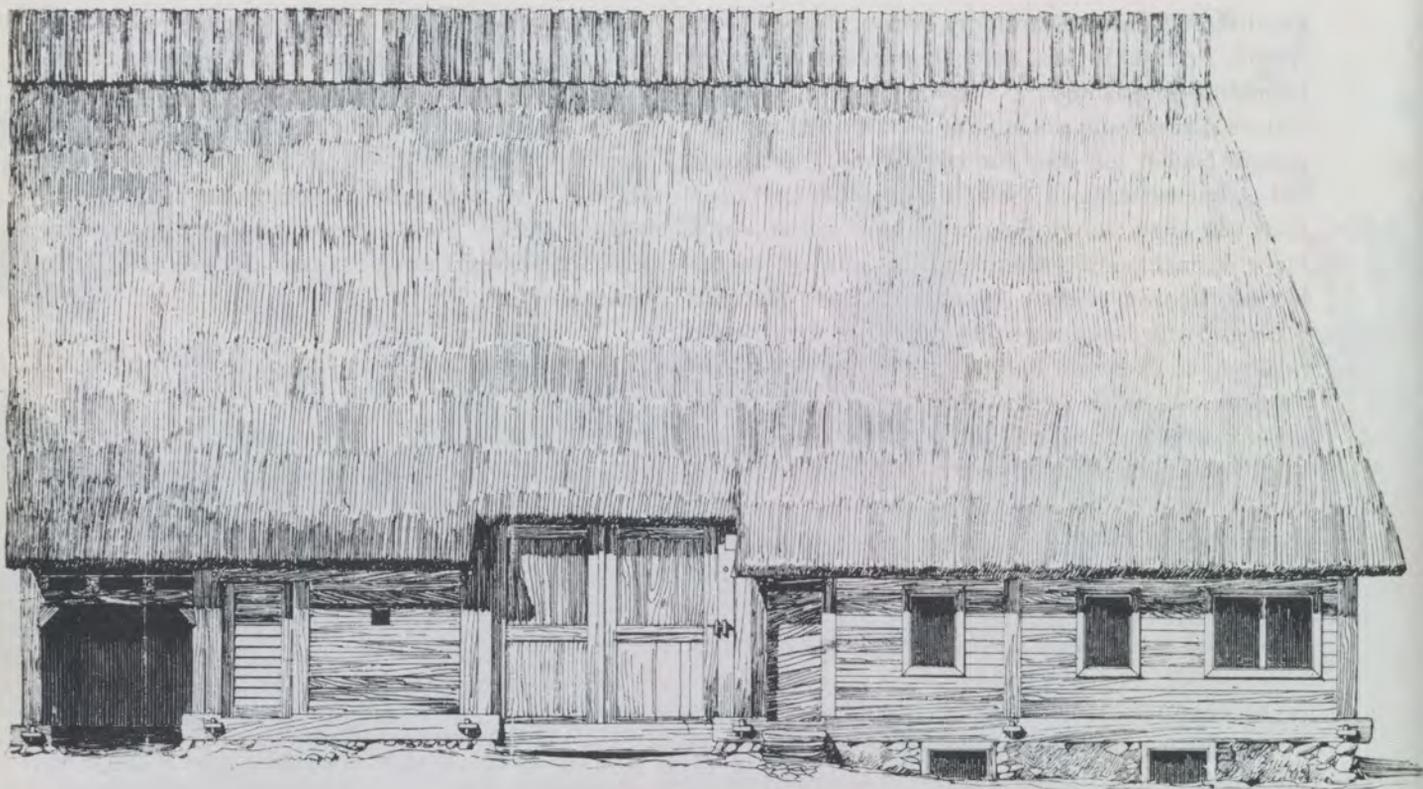
Seit wann hat man Fachwerk verputzt? Herzog Karl Eugen äußerte 1744 erstmals den Wunsch nach Verblendung der Häuser, vorab der herrschaftlichen, nachdem *Private . . . den guten Anfang gemacht haben*. Dabei mag der Wunsch größerer Einheitlichkeit maßgebend ge-

wesen sein. Vielleicht auch der eines mehr städtischen Aussehens. Berichtet doch Architekt J. C. Rösler, dem wir die Freilegung der Fachwerkhäuser am Schorndorfer Marktplatz verdanken, davon, daß man diese Freilegung anfangs mit dem Hinweis darauf ablehnte, keine «Baurehäuser» im Stadtbild haben zu wollen. Heute denkt man darüber anders, was nicht zuletzt ein Verdienst der Heimatschutzbewegung ist.

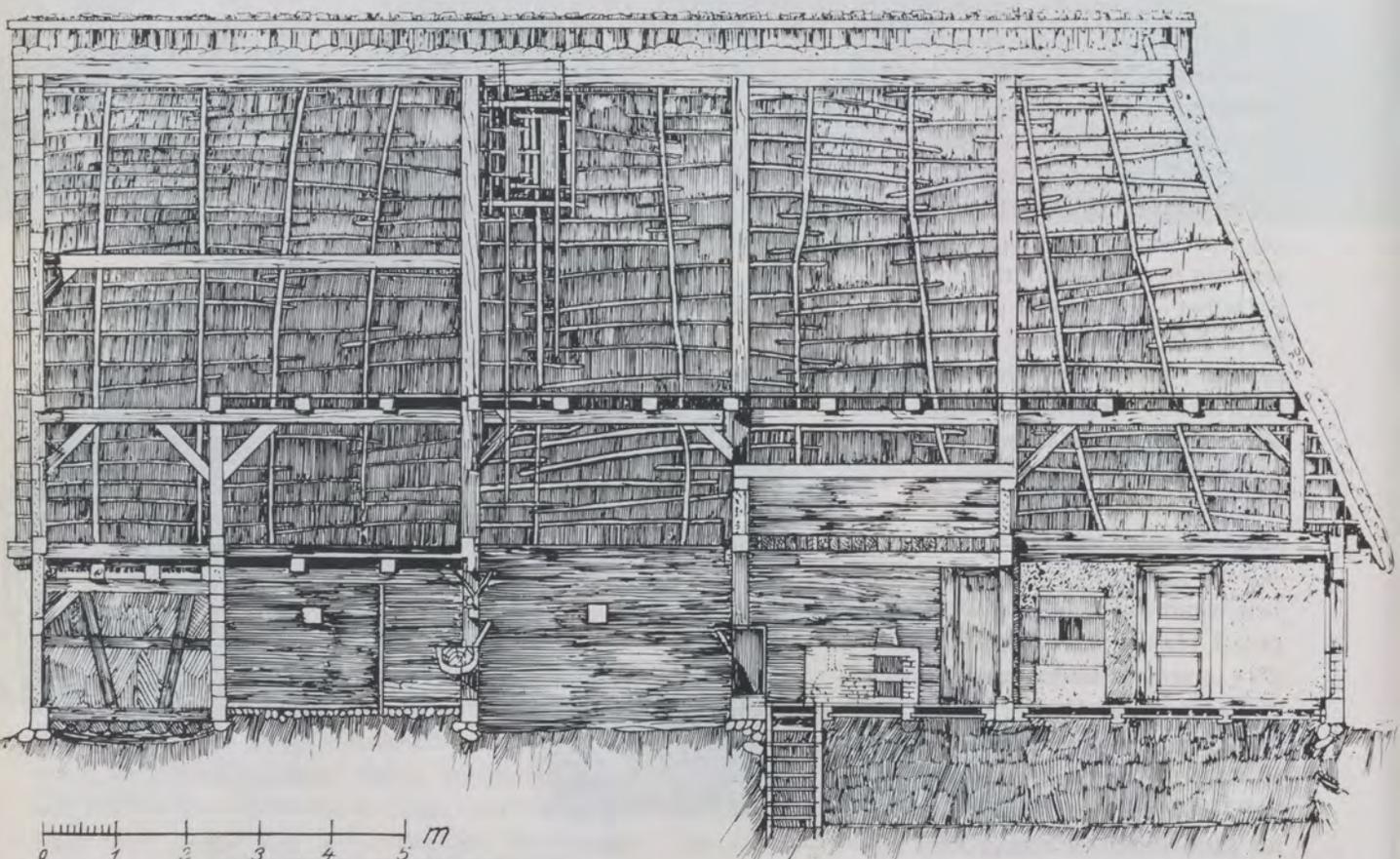
Anmerkung

- 1 Der Bereich «Zierform gleich Sinnform?» wird von anderen Forschern wesentlich nüchterner gesehen. Hermann Schilli, der verdienstvolle Forscher des Schwarzwaldhauses, hat das so dekorative Andreas-Kreuz als konstruktiv bedingt erklärt.
- 2 «Die Bezeichnung des roten Anstrichs als Ochsenblut gehört zu diesen bis jetzt unausrottbaren Mißverständnissen», stellt der Restaurator Horst Wengert in seinem Aufsatz «Ochsenblut – eine Farbe? Neue Beobachtungen zur Farbigekeit alter Fachwerkbauten» fest; abgedruckt in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft Januar–März 1978, Seite 11 ff., Seite 15: «Das sogenannte Ochsenblut hatte also keine färbende Aufgabe. Nur das gelblich farblose Blutplasma wurde mit Kalk aufgeschlossen und bildete nach einiger Zeit eine wetterfeste Kalkseife. . . . Die vereinfachte Bezeichnung Ochsenblut zur Unterscheidung von den mannigfachen anderen Kalk-Emulsionen hat sich wie eine alte Bauernregel bis heute gehalten».





Oberschwäbisches Firstsäulenhaus in Kürnbach bei Schussenried, das vor dem Zweiten Weltkrieg abgegangen ist. Auf Seite 189 der Querschnitt, hier die Längsseite des strohgedeckten Bauernhauses im vergleichbaren Maßstab.



Zu den Anfängen der Denkmalpflege und Inventarisierung in Württemberg

Richard Strobel

Am 10. 3. 1858 wurde der Ulmer Gymnasialprofessor Konrad Dietrich Haßler vom Departementchef des Kirchen- und Schulwesens Gustav Rümelin (heute würde man sagen: vom Kultusminister) zum *Conservator der Kunst- und Alterthumsdenkmale in Württemberg* bestellt. Die Anstellung im Nebenamt erfolgte mit Zustimmung König Wilhelms I. und bedeutet, daß die Denkmalpflege als staatliche Institution faßbar wird. Das Datum ist denkwürdig, denn somit kann das hochgelobte und gleichermaßen getadelte Landesdenkmalamt heuer auf 125 Jahre Bestehen in Württemberg zurückblicken. (Im badischen Landesteil sind es bereits 130 Jahre, was auf entschlußfreudige Unkompliziertheit des Großherzogtums gegenüber dem Königreich weisen könnte . . .).

Wir sind gewohnt, Jubiläen zu feiern, verordnet oder freiwillig, im privaten wie im öffentlichen Bereich. Der Denkmalpfleger hat selten Anlaß zur Feier, noch seltener zum Jubel. Die 125 Jahre institutionalisierte Denkmalpflege sollen hier auch nicht für eine Erfolgsgeschichte, können nicht einmal zu einer Kurzgeschichte dienen. Sie mögen aber Anlaß sein zur Frage nach dem Woher, nach den wissenschaftlichen und zielorientierten Grundlagen. Daraus ergibt sich von selbst die Frage nach dem Wohin. Die Grundlagen der Denkmalpflege haben in der Mitte des 19. Jahrhunderts sicher anders ausgesehen als heute. Die Entdeckerfreudigkeit und der Forscherdrang der Romantik, neue Fragestellungen und die Hinwendung zur eigenen, deutschen Vergangenheit verbanden sich mit dem konkreten Wunsch, Unvollendetes zu vollenden und Fragmentarisches zu vervollständigen. Der Ausbau des Ulmer Münsters mit dem hochzuführenden Westturm steht exemplarisch vor Augen. Die vaterländischen Denkmäler *in ihrem wesentlichen Charakter und in würdigem Stand* zu erhalten, ist von so grundsätzlicher, auch weitgefaßter Bedeutung, daß ein Säculum und mehr mit dieser Prämisse leben und darüber nachdenken konnte.

«Der Conservator wird ein Verzeichniß anlegen»

Aber zunächst mußte man sich der vorhandenen Schätze vergewissern, d. h., man benötigte Verzeichnisse, um zu wissen, was eigentlich zu erhalten war. Sehr lehrreich ist das in der *Ernennungsurkunde* Haßlers nachzulesen: *Um die sorgfältigere Erhaltung der im Vaterlande befindlichen Denkmale der Kunst und*

des Altertums zu sichern, haben Seine Königliche Majestät die Aufstellung eines eigenen Beamten für diesen Zweck mit dem Titel eines Conservators genehmigt und durch höchste Entschließung vom 2. d. M. diese Stelle dem Professor Haßler in Ulm als widerrufliches Nebenamt gnädigst zu übertragen geruht.

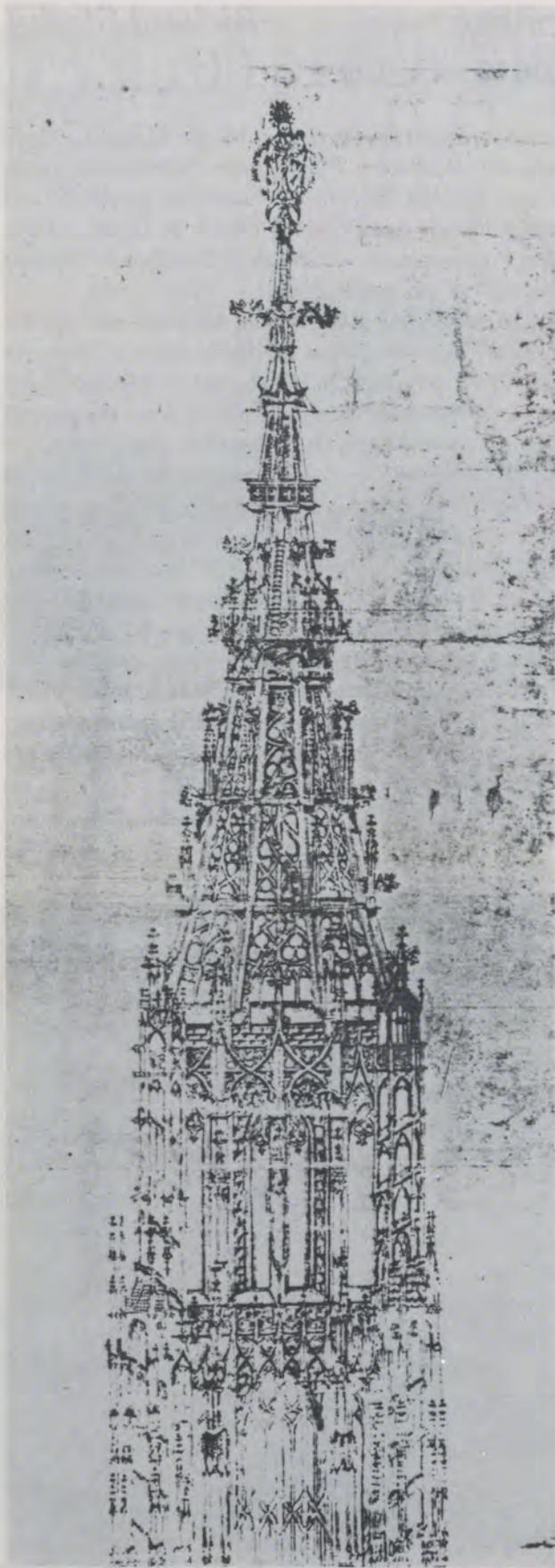
Es ist hierbei die Absicht, daß zunächst eine genaue Kenntniß aller derjenigen Denkmale, seien es Bauwerke oder Werke der bildenden Künste, welche öffentlich sichtbar und zugänglich sind, und durch ihren Kunstwerth oder die geschichtliche Erinnerung Bedeutung haben, gesammelt und auf deren Eigenthümer dahin eingewirkt werde, daß sie solche Denkmale in würdigem Stande und in ihrem wesentlichen Charakter erhalten . . .

Der Conservator wird hienach ein Verzeichniß solcher Gegenstände anlegen, welches seiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll, und sich mit den Eigenthümern zu gedachtem Zwecke in Verbindung setzen.

In diesem für Württemberg so bedeutsamen *Gründungserlaß* finden sich Sätze, die auch heute noch für die Denkmalpflege aktuell sind. Das Sammeln ge-

Konrad Dietrich Haßler (1803–1873), seit 1858 erster württembergischer Conservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale.





Ulm Münsterturm, Kopie des 16. Jh. von Reiß B,
von K.D. Haßler auf dem Ulmer Trödelmarkt erworben.

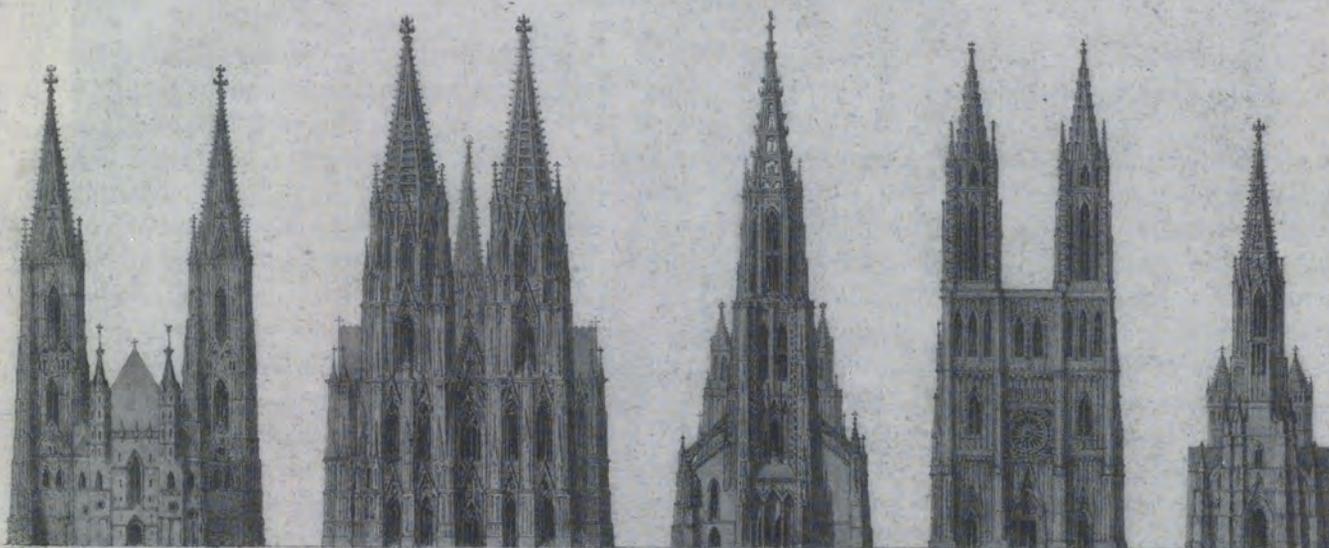
nauer Kenntnis von den Denkmälern ist – oder soll es wenigstens sein – immer noch zentrales Anliegen einer Denkmalpflege, die nicht von der Hand in den Mund leben will; denn die Pflege der Denkmale ist so gut wie das Wissen um sie. Besonders bemerkenswert ist die Definition der Denkmale, die durch ihren Kunstwert oder die geschichtliche Erinnerung Bedeutung haben müssen. Hier scheint sehr bewußt der Weg aus dem ausschließlichen Pretiosen- oder Hochkunstwerkdenken herauszuführen zu einem allgemeineren Sachgeschichtsbegriff. Denkmäler können Kunstwerke, müssen es aber nicht sein. Die geschichtliche Erinnerung, die sie tragen, ist entscheidend, wie immer auch der tragende Gegenstand aussieht.

Zweimal wird der Eigentümer genannt. Einmal im Appell an seine Eigeninitiative, Denkmäler zu erhalten. Darauf war eine Zeit, die noch kein Denkmalschutzgesetz kannte, ganz besonders angewiesen. Zum anderen sollte das Denkmalverzeichnis veröffentlicht und zur Kenntnis der Eigentümer gebracht werden. Gerade diese Frage bewegt wieder die Gemüter und hat sich in den letzten Jahren aus naheliegenden Gründen aufgedrängt: wie soll ein Gesetz zum Schutz der Denkmäler wirksam werden, wenn seine Gegenstände nicht benannt sind? Freilich können sich solche Verfahrensfragen auch verselbständigen und werden dann plötzlich wichtiger als der mit ihnen verknüpfte Zweck.

Haßler, der erste Konservator Württembergs

Für Konrad Dietrich Haßler war es naheliegend, nach bewährtem Vorbild die von ihm notierten oder auf Fragebögen benannten Denkmäler sogleich zu publizieren. Er tat dies im Jahrgang 1859, 1862 und 1863 der *Württembergischen Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie*. Damit waren zwar die Denkmäler noch nicht den Eigentümern, aber den jeweiligen Verwaltungsstellen, sprich den Oberämtern, bekanntgemacht. Bei der überschaubaren Größe der Gemeinden und der geringen Denkmalszahl mochte dies einigermaßen funktioniert haben. Dennoch war auch Haßler ein immerkehrendes Los beschieden: Es wurden nur 15 Oberämter (von 64) veröffentlicht. Beim Fragebogen griff Haßler auf das Vorbild des ersten preussischen Konservators Ferdinand von Quast zurück, jedoch waren eigene Reisen notwendig, um die Angaben zu überprüfen bzw. Neues ausfindig zu machen.

Wer war Konrad Dietrich Haßler und wie kam es zu seiner Wahl? Hubert Krins hat dies in dem Aufsatz «Die Gründung der staatlichen Denkmalpflege in



Des. v. E. A. Haasler.

Lith. v. Federer.

VERGLEICHENDE DARSTELLUNG
DER FÜNF HOECHSTEN DEUTSCHEN MÜNSTER

herausgegeben von dem

VEREIN FÜR KUNST UND ALTERTHUM IN ULM UND OBERSCHWABEN.

Ulm - 486 Nr. Tübingen - 74. Nr. Bamberg - 487 Nr. Speyer - 488 Nr. Trier - 489 Nr.

in Commission der Neudruckerei - Buchhandlung in Tübingen.

Baden und Württemberg» (Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 2/1983) geschildert. Haßler war als Sohn eines Landpfarrers 1803 in Altheim bei Ulm geboren und studierte Theologie und Orientalistik in Tübingen. Letztere beschäftigte ihn ein Leben lang, so daß er noch den kriegsgefangenen Türken nach dem 70/71er Krieg in Ulm aus dem Koran vorlesen konnte. Er unterrichtete seit 1826 am Ulmer Gymnasium. Haßler war 1844–1848 Mitglied der württembergischen Ständekammer, trug im Revolutionsjahr 1848 zur Entschärfung der Konflikte bei und gehörte mit Rümelin dem Paulskirchenparlament in Frankfurt an. Im Dienst seiner Vaterstadt trat er für die Führung der Eisenbahn über die Geislinger Steige ein, warb für die Donaudampfschiffahrt und schrieb und sprach nimmermüde für den Ausbau des Ulmer Münsterturms. So bezeichnete er

sich selbst als *ersten Reisenden des größten Hauses in Deutschland*. Im Ulmer Altertumsverein wirkte er viele Jahre als Vorstand und publizierte eifrig seine Forschungsergebnisse. 1865 als Gymnasialprofessor pensioniert, konnte er sich noch bis zu seinem Tod im Jahre 1873 den Denkmälern zuwenden.

Haßlers Ernennung 1858 war nicht glatt über die Bühne gegangen. Bewährte Architekten waren seit 1854 vorgeschlagen worden: Außer Carl Alexander Heideloff, dem Konservator Nürnbergs und Erbauer von Schloß Lichtenstein, Johann Matthäus Mauch, der allerdings 1856 starb, Josef Egle, Direktor der Stuttgarter Baugewerkeschule, Christian Friedrich Leins und Carl Friedrich Beisbarth. Daß es dennoch zur Ernennung des Historikers Haßler und nicht eines Architekten kam, ist wohl auf Minister Gustav Rümelin, den späteren Kanzler der Tübinger Universität, zurückzuführen. Hier wurden Weichen

gestellt, wie sich auf Jahrzehnte hinaus die Denkmalpflege in Württemberg entwickelte: Vielleicht etwas weniger gestaltend und mehr erhaltend, weniger purifizierend und mehr dokumentierend, wie bei aller gebotenen Skepsis vor Verallgemeinerungen formuliert werden darf.

Die Altertumsvereine und das Bemühen um eine Denkmalpflege-Organisation

An der Einrichtung von Konservatorenstellen hatte maßgeblichen Anteil der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, der erstmals 1852 in Dresden tagte. Er ersuchte die einzelnen Regierungen in Deutschland, für die Überwachung der Denkmäler eigene Konservatoren anzustellen, was in Baden bereits ein Jahr später, in Württemberg erst nach längeren Organisations- und Personalerörterungen Erfolg hatte. Der «Gesamtverein» war getragen von vielen Einzelvereinen, deren Gründung für Württemberg besonders in den 40er Jahren kulminierte. 1847 war der Historische Verein für Württembergisch Franken, 1843 der Württembergische Altertumsverein in Stuttgart, 1841 der Zabergäuverein in Güglingen und der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben gegründet worden, 1831 bereits der Rottweiler archäologische Verein und 1822 der mit dem topographisch-statistischen Büro eng verknüpfte Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart. Ihre Mitglieder, oft gering an Zahl, aber häufig groß an Einfluß, haben durch Vorträge und Publikationen, aktives Forschen und Eintreten für die Altertümer einen breiteren Bewußtseinsstand geschaffen und die Arbeit der Denkmalpflege zunächst allein getragen, dann aber rechtzeitig auf die Schaffung einer Stelle gedrängt. Durch Bauaufnahmen und schön gestaltete Jahresgaben haben diese Vereine, zumal der Württembergische Altertumsverein, dem Erhaltungsgedanken und dem kunstgewerblichen Schaffen Rechnung zu tragen versucht.

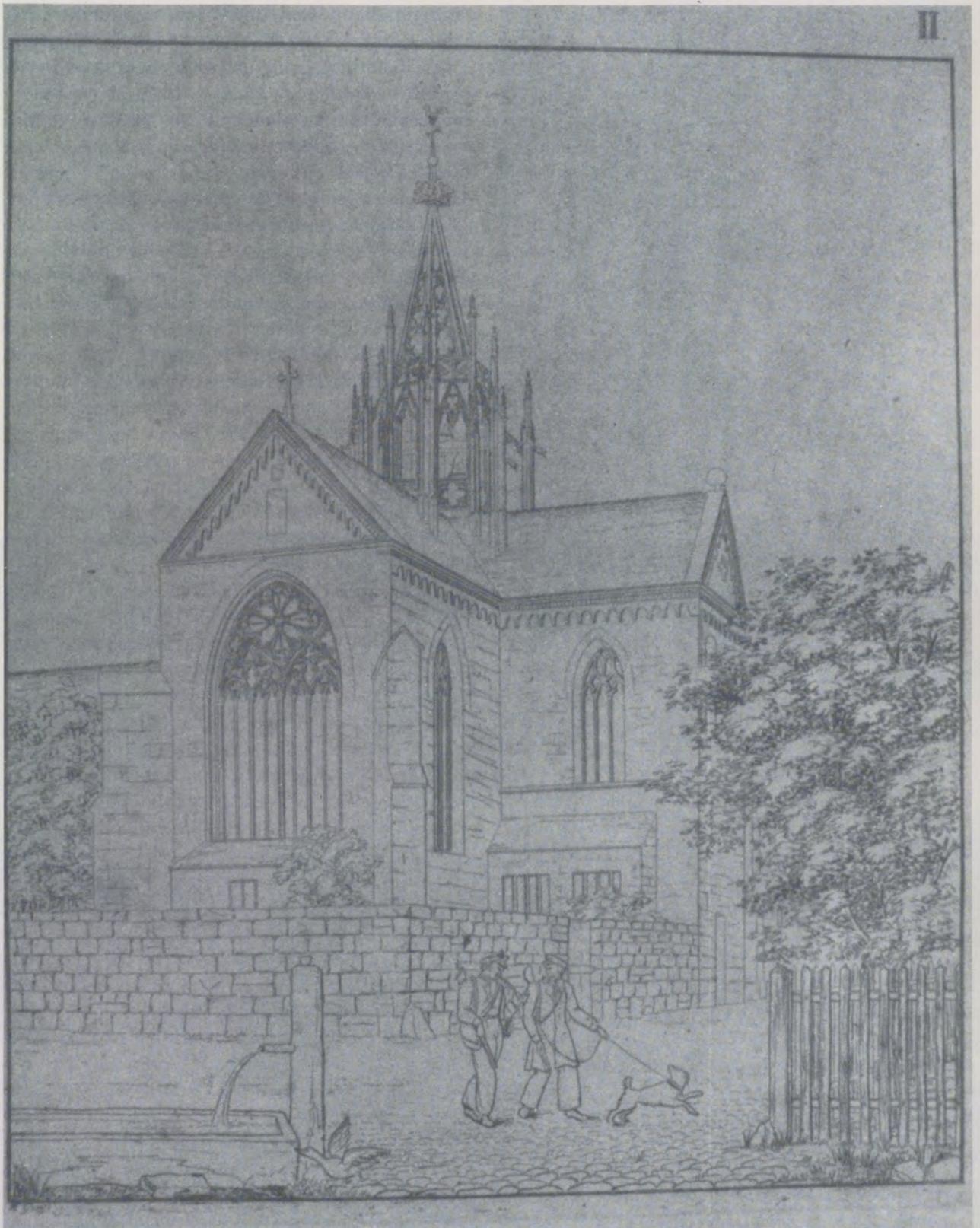
Im bereits erwähnten Aufsatz von Hubert Krins wird ein wichtiges Schreiben des Württembergischen Altertumsvereins von 1856 zitiert, das einen breiteren Denkmalbegriff und klare Vorstellungen von der Arbeit eines Konservators vermittelt. Es scheint Eindruck auf das Ministerium gemacht zu haben. So sind als Denkmale genannt u. a. auch *öffentliche und Privatgebäude, welche entweder massiv von Stein . . . oder in verziertem Holzbau ausgeführt sind*. Der Konservator könne nicht ohne weiteres die vielfachen Widerwärtigkeiten und entmutigenden Zwischenfälle bestehen, und deshalb wird – auch wegen des Reichtums an Denkmälern – für eine hauptamt-

liche Stelle plädiert. Andererseits soll keine Personalunion mit der Kunstschule hergestellt werden, da dort die geschichtliche Forschung besonders der Altertumswissenschaft nicht betrieben würde.

Staatliche Anläufe seit Carl Eugen

Außer den Vereinen hatte aber auch der Staat selbst bereits Anstrengungen zur Registrierung und Erhaltung der Denkmäler unternommen. 1836 erließ das Innen- und Finanzministerium in Stuttgart eine Verfügung, die Erhaltung der Altertümer betreffend. Darin wird an eine bereits 1828 ergangene Verfügung erinnert, wonach bei jeder *Veränderung, Zerstörung oder Veräußerung* von Burgen und Ruinen an das Innenministerium Anzeige gemacht werden müsse. 1836 war gleichzeitig eine Fragebogenaktion gestartet worden, deren Ergebnisse durch Oberbibliothekar Christoph Friedrich Stälin zusammengefaßt, gesichtet und publiziert wurden; bemerkenswert ist dabei die systematische Gliederung nach Kunstgattungen wie Bauwerke, Gegenstände der Bildhauer- und Malerkunst sowie rein historische Denkmäler (Inschriften, Grabsteine usw.). Der Fragebogen war bereits für die Oberamtsbeschreibungen, die ab 1824 gedruckt wurden, ein wichtiges Hilfsmittel. In den Oberamtsbeschreibungen wurden alle damals als solche erkannten Denkmäler aufgeführt und soweit wie möglich eingeordnet. Allerdings mußten sie wie in den Statistiken 1836 und 1859 ohne Abbildungen bleiben. Daran änderten auch nichts Einzelmonografien wie über Bebenhausen 1828 oder *Die mittelalterliche Kunst in Schwaben* 1855 von C. A. Heideloff. Letzterer hatte sich übrigens noch als 66jähriger um den Posten des Konservators bei König Wilhelm beworben. Er knüpfte damit wieder an seine Jugendzeit an: Wie er selbst berichtet, sei er 1813 von König Friedrich beauftragt worden, die Trümmer der Wirtenburg aufzunehmen und weitere mittelalterliche Denkmäler zu zeichnen. Der Krieg und der Tod des Königs 1816 habe allerdings das Projekt zunichte gemacht.

Noch weiter zurück reicht das Bemühen des Kirchenratdirektors und Reichsobersten-Archivars J. A. A. Hochstetter, der 1790 für Herzog Carl Eugen Zeichnungen von Grabmälern, Totenschilden und des Marsiliusturms in Lorch geliefert hat. Er gab zu bedenken, daß *die württembergischen Denkmäler vollständig verzeichnet, ihre gute Erhaltung wiederholt ernstlich befohlen, treue Zeichnungen davon gemacht und eine zweckmäßige Beschreibung verfertigt werden müsse*. Es dauerte noch fast hundert Jahre, bis man beginnen konnte, diesen Wunsch nach vollständiger Verzeichnung und Abbildung zu erfüllen.



Bebenhausen, aus: J. Heinrich Graf, Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen in elf Kupfertafeln (zwei Grundrissen, sechs Perspektiven und drei Detailzeichnungen), Tübingen 1828.



Eduard Paulus d. J. (1837–1907)

Die «klassische» Inventarisierung der Kunstdenkmäler

Der Beginn der «klassischen» Denkmälerinventarisierung wird allgemein mit dem noch ungebildeten Inventar von Kassel (damals Provinz Hessen-Nassau im Königreich Preußen) im Jahre 1870 angesetzt, das durch H. v. Dehn-Rotfelser und W. Lotz verfaßt wurde nach Sammelarbeit des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Es setzte dann ein allgemeiner Wettstreit der deutschen Staaten ein, wobei als bahnbrechend das Inventar von Elsaß-Lothringen gilt, bearbeitet von Franz Xaver Kraus, dem späteren Initiator der badischen Inventare und kirchlichen Denkmalpfleger in Freiburg/Br.

Für Württemberg gab es eine sehr spezifische und von Eduard Paulus d. J. geprägte Sonderform: Zum gebildeten Textband 1889 trat ein großer Atlasteil mit Abbildungen. Beauftragt wurde der erfolgreiche Landeskundler Paulus als Nachfolger Haßlers mit der Abfassung eines Werkes, das rechtzeitig zum 25jährigen Regierungsjubiläum König Karls erscheinen sollte. Wie ein verstecktes Huldigungsblatt wurde dem Atlasteil eine Stuttgarter Ansicht von der Karlshöhe auf das Karlsgymnasium beigegeben. Auf dem Titelblatt ist eine Auswahl der Hauptdenkmäler des Landes erzählend-malerisch ver-

sammelt. Paulus ist in die Forschungsgeschichte als Denkmalpfleger, Archäologe und Poet eingegangen. Er hatte Erfahrungen sammeln können in der Landesbeschreibung und als Sekretär des Württembergischen Kunst- und Altertumsvereins. Jedoch sah er seine Aufgabe weniger in wissenschaftlicher Vollständigkeit und Abstraktheit, als vielmehr im missionarischen Vermittlungsversuch. Sein Inventarisationsanliegen war ein erklärtermaßen bildendes, begeisterndes, ans Herz gehendes. *In feuriger, schwungvoller Sprache, immerhin noch in Prosa, schildert er [Paulus] die Denkmäler seiner Heimat und nicht nur diese, auch den Boden, auf dem sie stehen, die Berge mit ihren Burgen, den Himmel, der sich darüber wölbt . . . Zweifellos hat das württembergische Werk gerade durch die temperamentvolle Art, mit der hier die Aufgabe angefaßt ist, vor vielen anderen den Vorzug, daß es auf weitere Kreise anregend zu wirken vermag, aber ebenso zweifellos ist es, daß dieser Vorzug durch das Fehlen aller wissenschaftlichen Tugenden erkaufte ist.* So urteilt Ernst Polaczek, Professor in Straßburg, im Jahr 1900. Dagegen schreibt Paulus' Nachfolger Eugen Gradmann den bemerkenswerten Satz: *Paulus' Kunst hat der vaterländischen Altertumspflege mehr genutzt als viele Wissenschaft . . . Das Württembergische Denkmälerwerk gehört zu den meistgelesenen Deutschlands.*

Daran hinderten auch nicht eklatante Fehldatierungen, die zu ausgedehnten Gelehrtenfehden führten, wie die bekannte Auseinandersetzung um den Hohenneuffen. Paulus hatte die Datierung der Ruine zögernd von «spätromisch» heraufgenommen in das 6. Jahrhundert, in ostgotische, d. h. Theoderichs Zeit. Scharf hatte dagegen der Burgenkundler Otto Piper in den Blättern des Schwäbischen Albvereins protestiert und das 16. Jahrhundert vorgeschlagen. Paulus ließ sich nicht beirren: Fast beschwörend tritt er für seine Frühdatierung ein, ruft die Vereinsmitglieder in einem *offenen Sendschreiben* auf zur Verteidigung seiner und ihrer Landesfestung und schließt echt Paulinisch:

*Schwabenland, wehre dich
um deinen Theoderich!*

Ist auch die Begeisterung nicht mehr so einfach nachzuvollziehen, so bleibt das Spektrum der frühen Inventare als ein landeskundlich-breites bewundernswert. Landschaft und Bewuchs fehlen ebensowenig wie Sage und Geschichtsfakten der Frühzeit. Erst allmählich vollzog sich im Publikationswesen auch die Trennung von der Archäologie, deren Fundmaterial sowohl in den Jahressgaben des Württembergischen Altertumsvereins als auch in den ersten Heften des Inventars selbstverständlichen Eingang gefunden hatte.

Auf eine neue Basis stellte dann Eugen Gradmann das württembergische Inventar, das an Sachlichkeit, Prägnanz und Vollständigkeit gewann. Die bis 1897 erschienenen Bände umfassen weite Bereiche des Landes mit großer Denkmaldichte, nämlich den ganzen Neckar- und Schwarzwaldkreis. Viel eingehender wurden bis 1914 noch Teile des Jagst- und Donaukreises bearbeitet und vorgelegt.

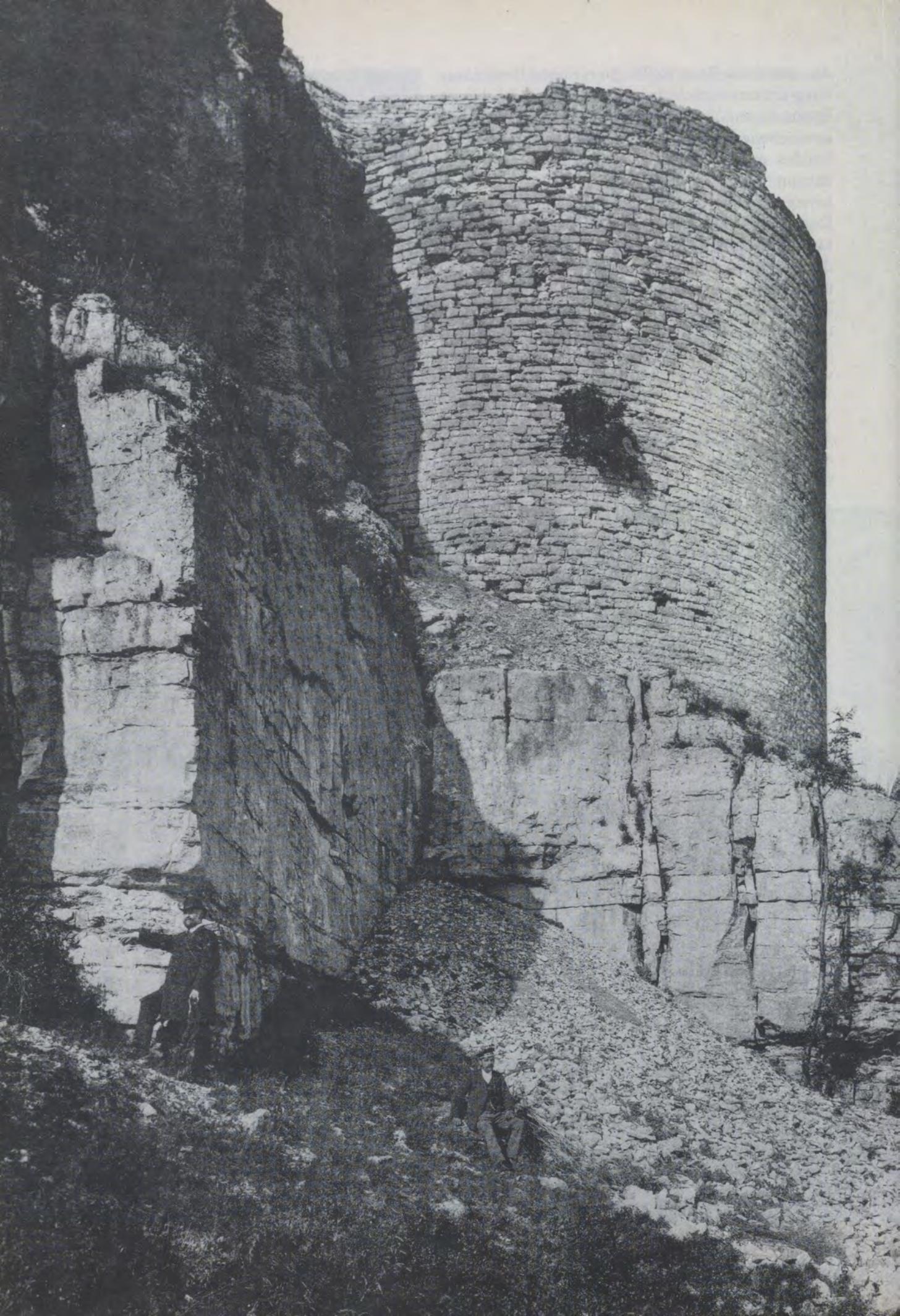
Eine Zäsur erfolgte nochmals in den 30er Jahren, als die Inventarisierung beschleunigt werden sollte und in Oberschwaben verstärkt einsetzte. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind noch drei Bände in den Grenzen der alten Oberämter erschienen, für 1983 ist der Druck des vorläufig letzten «klassischen» Inventars vorgesehen, das des Rems-Murr-Kreises

von Adolf Schahl (†). Hier wird eine nach der Kreisreform neugebildete Einheit beschrieben und mit den ehemaligen Oberämtern Waiblingen, Backnang, Schorndorf und Teilen von Welzheim, Gaildorf, Marbach a. N. Dieses Inventar stellt den letzten Kenntnisstand über die Kunst- und Baudenkmäler dieses Landkreises dar.

An ihm oder am 1978 erschienenen Band des Oberamtes Ulm von Hans A. Klaiber und Reinhard Wortmann wird deutlich, welchen Weg die Kunstwissenschaft von den ersten Heften 1889 bis heute zurückgelegt hat. Es wird auch deutlich, daß weite Teile des Landes als völlig neu zu bearbeiten gelten müssen und daß die alten Inventare bereits selbst zu Geschichtsdenkmalen geworden sind.

Ansicht von Stuttgart 1890 von der Karlslinde mit Blick auf das Karls gymnasium. Aus: E. Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Tafelband, Stuttgart 1889.





Man ging zu Beginn der «klassischen» Inventarisierung selbstverständlich davon aus, in überschaubarer Zeit ein flächendeckendes Instrumentarium für die Erhaltung der Kunst- und Altertumsdenkmale zur Hand zu haben. Die Entwicklung zeigte, daß dies Utopie bleiben mußte. Bei verfeinerten wissenschaftlichen Methoden und Erkenntniszuwachs, d. h. auch Verbreiterung des Denkmalverständnisses, konnte mit den Inventaren nicht mehr im Schnellverfahren übers Land gegangen werden.

Andererseits war durch den Erlaß der württembergischen Landesbauordnung 1910 mit den einschlägigen Schutzparagraphen ein Verzeichnis der Baudenkmale gefordert, das in den 20er Jahren vornehmlich durch Richard Schmidt erstellt wurde. Dort, wo noch nicht auf das gedruckte Inventar verwiesen werden konnte, sollte die Eintragung der Baudenkmale in das Landesverzeichnis durch Bezeichnung und Lage, Datierung, Herstellung und Stilrichtung erfolgen. Dieses Landesverzeichnis gilt nach dem Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg von 1972 als Eintragung in das Denkmalsbuch gemäß § 12 DSchG (= Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung). Nun sollten aber auch zum Vollzug des Denkmalschutzgesetzes die «normalen» Kulturdenkmale bezeichnet werden, was durch Erstellung von Denkmallisten geschieht. Genügte zunächst eine Kurzbezeichnung des Objekts, um im Fall von Veränderungen anzuzeigen, daß denkmalpflegerische Belange betroffen sein können, so wurde später eine ausführliche Begründung der Denkmaleigenschaft erforderlich. Diese Begründungstexte liefern wie Gutachten die Argumente, warum ein öffentliches Interesse an der Erhaltung eines Kulturdenkmals aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen besteht. Dennoch gibt es keine Verpflichtung,

aber auch kaum eine Möglichkeit, dieses Interesse den Objekten entsprechend zu dokumentieren. Dokumentation hieße, wie bei der Inventarisierung alle Quellenbelege und Literaturzitate, alle Bild- und Schrift Dokumente, d. h. Pläne, Fotos, Archivalien usw. zusammenzustellen, zu werten und entsprechend zu publizieren. So liegen die Begründungen etwa in der Mitte zwischen Kurzliste und Inventar, dienen zur Benachrichtigung und werbender Information der Denkmaleigentümer. Diese Arbeiten werden auf Jahre die Inventarisationskräfte des Denkmalamtes binden. Das Abklären der Liste mit den Gemeinden und Eigentümern wird weiteren Zeitaufwand erfordern.

Dagegen ist nicht abzusehen, wann die umfassend dokumentierende, das Material erschöpfend behandelnde Inventarisierung wieder möglich wird, die einst Fundament und Aushängeschild der Denkmalpflege war. Bei aller Notwendigkeit, Denkmalschutzbehörden und Denkmaleigentümer gezielt und praxisorientiert über den Denkmalbestand im Land aufzuklären, sollte nicht vergessen werden, daß Denkmalkennntnis eindringend erarbeitet, wissenschaftlich fundiert sein muß. Will die Denkmalpflege nicht ins Ungewisse hinein operieren, müssen immer wieder ihre wissenschaftlichen Grundlagen in Kunstgeschichte und Landeskunde, sprich Heimatgeschichte, überdacht und die Objekte ihres Interesses umfassend dargestellt werden. Auch wenn eine flächendeckend abgeschlossene Inventarisierung Utopie bleiben wird, sollte es möglich sein, wenigstens exemplarisch die große Tradition des Kunstdenkmälerwerks fortzuführen. Es wäre bedauerlich, wenn nach dem Tod von Adolf Schahl, einem Altmeister der württembergischen Inventarisierung, und nach 125 Jahren Denkmalamtsbestand das große Inventarisationswerk klaglos zu Ende käme.



Die dreifach durchbohrte Löwin ist wieder zusammengesetzt. Der dunkle Körperteil ragte heraus, der helle Teil war in dem Mauerwerk verborgen.

Die Öhringer Löwen – Kunstwerke aus salischer Zeit

Reinhard Weber

Durch ein grobes Mißgeschick kam man in Öhringen zwei Löwen auf die Spur, die fast tausend Jahre alt sein können. Von diesen Figuren waren bis vor kurzem jahrhundertlang nur die Köpfe zu sehen. Sie ragten am Südportal der Öhringer Stiftskirche aus dem Mauerwerk, wo sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts den Eingang bewachten. Diesen Löwen hatte die Stunde geschlagen, als im letzten Jahr an der Fassade der Kirche Renovierungen ausgeführt wurden. Bei dieser Gelegenheit sollten auch die Löwenköpfe restauriert werden, die durch aggressive Umwelteinflüsse stark beschädigt und immer unkenntlicher geworden waren.

Die Rettung dieser Löwenköpfe vor völliger Zerstörung begann damit, daß zwei Männer mit Bohrhämmern anrückten, um die Köpfe aus dem Mauerwerk zu brechen. Sie bohrten, schlugen zu und

ließen die Löwenköpfe rollen, einen nach dem anderen. Dann erst sah man das Unheil. Es waren nicht nur Köpfe, die im Mauerwerk steckten, es waren ganze Löwenleiber. Die Löwen waren geköpft worden. Entsetzen im Hochbauamt Heilbronn, unter dessen Regie die Restaurierungsarbeiten liefen. Entsetzen auch im Landesamt für Denkmalpflege, als man hörte, was in Öhringen geschehen war.

Wie konnte das geschehen? Zu gedankenlos waren die Arbeiter mit den Bohrhämmern zu den Löwen geschickt worden, ohne rechte Anweisung und ohne Gespür. Man sah nur verwitterten Stein, alte Köpfe. Niemand dachte in diesem Moment daran, daß zu den Köpfen auch Leiber gehören könnten. Vergessen waren auch schriftliche Zeugnisse über zwei Löwen, die schon an der alten Stiftskirche standen, einer Basilika, die es schon um das Jahr

1000 in Öhringen gegeben hat. Auch Abbildungen von diesen Löwen existieren. Auf Bildern der alten Kirche im Obleibuch, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammend, sieht man zwei steinerne Löwen in liegender Haltung zu beiden Seiten einer gegen Süden gehenden Türe.

Als diese alte Stiftskirche wegen Baufälligkeit vor

fünfhundert Jahren abgebrochen wurde und an ihrer Stelle die neue Stiftskirche entstand, da wurden die beiden Löwen nicht zum Steinhäufen geworfen. Zwar fand man für sie keinen freien Platz mehr vor der neuen Kirche, aber man baute sie an der Südpforte in das Mauerwerk ein. Freilich wußte bis zum vorigen Jahr niemand genau, wie vor fünfhundert



Jahren die Löwen eingemauert worden waren: nur mit den Köpfen, mit ganzen Leibern oder teilweise abgehauenen Leibern?

Nachdem nun vor Jahresfrist die Köpfe abgetrennt und die Körper im Mauerwerk sichtbar geworden waren, ging man behutsamer an die Arbeit. Man erinnerte sich des Restaurators Otto Lieb in Gerlachsheim bei Tauberbischofsheim, der schon viel in Kirchen und an anderen Baudenkmalen restauriert hat. Er wurde beauftragt, sich um die Öhringer Löwen zu kümmern. Er baute die Leiber aus dem Mauerwerk der Stiftskirche aus und präsentierte dann eine große Überraschung: Die plastischen Formen der Tiere sind außerordentlich gut erhalten und fast noch komplett; sie wiesen nur kleinere Beschädigungen auf, die vermutlich beim Einmauern entstanden sind.

Das Entsetzen über die Zerstörung der Löwen wurde jetzt überdeckt von der Freude an diesen wiedergefundenen prächtigen Exemplaren. Die beiden Löwen, verschieden groß, 77 und 93 Zentimeter hoch, bis 120 Zentimeter lang und 45 Zentimeter breit, sind sehr streng stilistisch gearbeitet und lassen noch viele Feinheiten erkennen. Das Mauerwerk hatte die Arbeit konserviert. Es zeigte

sich aber auch, daß die Löwen nie ganz frei gestanden sind. An ihren Hinterteilen waren Bossensteine aus dem gleichen Material angearbeitet, die darauf hinweisen, daß die Figuren hinten mit Mauerwerk verbunden waren. Auch weisen die beiden Tiere eine Ansichtseite auf: Eine Körperseite ist besser als die andere ausgearbeitet.

Der große Löwe mit deutlich erkennbarer Mähne hält in den Pranken den Kopf eines Kindes. Dieser Kopf ist aber so weit zerstört, daß Einzelheiten nicht mehr zu erkennen sind. Es könnte, meinte der Restaurator, ein Kleinkind sein, ein Wickelkind. Da man Genaueres nicht weiß, will man bei Andeutungen bleiben. Klarheit besteht dagegen über die Beigabe beim kleinen Löwen: Er hat einen Widder oder einen Ochsen geschlagen und hält den Kopf des Tieres in den Pranken. Das geschlagene Tier hängt die Zunge heraus. Ist es Zufall, daß der Löwin die Jagdbeute beigegeben wurde, oder wußte der Löwen-Bildhauer vor tausend Jahren schon, daß nur die Löwin jagt?

Um diese Beigaben rankt sich eine Legende, die viele Jahrhunderte alt ist. Die Gräfin Adelheid, Stifterin der Kirche, hatte zu lange versäumt, die Kirche in Öhringen zu besuchen. Und als sie sich dann end-

Die beiden salischen Löwen vor der Werkstatt des Restaurators: links der große Löwe mit dem kaum noch erkennbaren kleinen Menschen in den Klauen, rechts die Löwin mit dem geschlagenen Ochsen. Die Ausbesserungen an der Schnauze der Löwin und am Maul des Ochsen erscheinen hell.



lich von ihrer Burg in Weinsberg aufmachen und nach Öhringen pilgern wollte, kam ihr ein Bote entgegen und berichtete, zwei Löwen seien aus dem Wald gekommen und hätten ihre zwei jungen Söhne zerrissen. Aus Reue und zum ewigen Gedächtnis ließ Adelheid dann die beiden Löwen aus Stein hauen. Wenn die Löwen auch zur Zeit der Salier – Adelheid war die Mutter Kaiser Konrads II. – entstanden sein könnten, so lassen sich die symbolischen Beigaben nur religiös deuten. Der Löwe, Sinnbild der Stärke und des Königtums, ist auch ein Symbol Christi und bedeutet am Eingang zur Kirche deren Macht im Namen des Gottessohnes. Hält der Löwe ein Tier oder einen kleinen Menschen, so soll das wohl die beschützende Macht der Kirche ausdrücken. Die Kirche kann aber auch bändigen, wie der geschlagene Widder in den Pranken der Löwin verdeutlicht.

Die geköpften Löwen sind in der Werkstatt des Restaurators wieder zu einer körperlichen Einheit zusammengesetzt worden. Mit Edeldahldübel, Steinkleber und Steinhohl war das möglich. Die Bohrlö-

cher und Klebestellen sollen aber sichtbar bleiben und auch noch in späterer Zeit darauf hinweisen, was mit diesen Figuren geschehen ist. Restauriert werden die stark beschädigten Stellen an den Köpfen, abgeplatzte Teile werden ergänzt, Hohlräume ausgefüllt, frühere Ausbesserungen bereinigt und der ganze Stein gehärtet. So sollen die Öhringer Löwen in ihr zweites Jahrtausend gehen.

Nach einer Entscheidung des Landesdenkmalamtes werden die Originalfiguren aber nicht wieder am Löwentürle der Öhringer Stiftskirche eingemauert. Dort sollen nur noch Kopien oder Abgüsse der Löwenköpfe in das Mauerwerk eingesetzt werden. Der Gedanke, die salischen Löwen ins Württembergische Landesmuseum nach Stuttgart zu bringen, ist inzwischen wieder aufgegeben worden. Man will sie an ihrem tausendjährigen Standort lassen. Einen sicheren Platz für diese stattlichen Exemplare glaubt man auch gefunden zu haben: in der Krypta der Öhringer Stiftskirche, dort, wo auch die Kaiserinmutter Adelheid ruht, deren Leben und Werk wahrscheinlich eine Verbindung mit diesen Löwen hat.

Tilman Riemenschneider

Z schbääd drou.

Mer brauchd
ka Bilder meah
aus Glaawa.
D Wäld isch
voul vun Maaschder,
und a jeder
seis Gliggs
an Schmiid.

Was solla doa
dei Hend,
wua doch nix halda,
dei Gsichder
voller Drauer,
ohne Siich?

Was solla Aacha,
wua nach inna gugga
und in da Hiiml
allafalls?

Z schbääd drou.
A naie Zeid
isch kumma.
Dei Lindahoulzaldäär
sann bloaß
noch Kunschd.

Wärm leewa
in da Kebf
und fressa d Aacha
inna.

Z schbääd drou.
Dr Wurmschdaab
dreibd
im Wiind.

Liacha

1
D Liacha
hewwa korze Baa,
awwer groaße Fiaß.
Si degga
an Haufa zua.

2
D Liacha hewwa
sou viil Pärigga,
daß mer d Woahred
geicha d Mode
kemma muaß.

Froacha an d Grooßmuader

Grooßmuader,
uff was sann en
dia Ebfl gwachsa,
wua ihr uff em Oufa
brudzeld hend?

Grooßmuader,
wua isch en
des Houlz härkumma
zum Oufaschiara?

Grooßmuader,
was isch en
des gwee,
an Chrischdbaam?

Grooßmuader,
wenn i groaß bin,
mach i dir
an Wald aus Blaschdich,
daß mer midanander
schbaziirageahna kenna
im Schadda.

Walter Hampele

Der Autor dieses Artikels ist 1904 in dem Dorf Isingen, auf dem Kleinen Heuberg bei Rosenfeld im damaligen Oberamt Balingen gelegen, in eine kleinbäuerliche Familie hineingeboren worden. Sein Lebensweg führte ihn aus dem Dorf hinaus. Abitur in Tübingen, Studium von Physik und Mathematik in Frankfurt/Main, Promotion, Lehrer an höheren Schulen in Württemberg, zuletzt bis 1969 Leiter des Gymnasiums Schweningen. Im Alter ist Max Frommer in «sein» Isingen zurückgekehrt, nicht räumlich, sondern geistig. Mit protokollarischer Genauigkeit hat er die Lebensbedingungen in einem schwäbischen Dorf und die Geisteshaltung seiner Bewohner vor dem Ersten Weltkrieg festgehalten und maschinenschriftlich vervielfältigt. Für diese Chronik ist Max Frommer im vergangenen Jahr mit dem Landespreis für Heimatforschung des Württembergischen Genossenschaftsverbandes ausgezeichnet worden. (Man vergleiche die Besprechung von Helmut Dölker in der «SCHWÄBISCHEN HEIMAT» Heft 1/82, Seite 66). Zwischen zwei Buchdeckeln bringt der Theiss-Verlag nun diese Arbeit heraus unter dem Titel «Vom Leben auf dem Lande: Isingen 1910», ca. 350 Seiten, Kunstleinen, DM 29,80.

In der Rückschau möchte ich die Einstellung der Isinger zum Essen und zum Trinken durch zwei Merkmale charakterisieren.

Zuerst: Man ißt und trinkt, um leben und arbeiten zu können. Es wurde im allgemeinen nur so viel gegessen und getrunken, als der Körper zur Erhaltung der Arbeitskraft benötigte. Seltene Ausnahmen gab es vielleicht bei einem gelegentlichen Festessen oder bei einem geselligen Umtrunk im Wirtshaus.

Sodann: Auf den Tisch sollte vorwiegend nur das kommen, was man selber hatte, also aus der eigenen Wirtschaft stammte. Außer dem Zucker, den Gewürzen und dem Salatöl kaufte man für das Essen nur gelegentlich Frischfleisch oder Käse und ab und zu einmal eine frische Wurst. Man war sicher nicht bereit, für einen Gaumenkitzel Geld auszugeben. Dazu kam noch, daß das Ausdenken und die Vorbereitung des Essens die Hausfrau nicht über Gebühr in Anspruch nehmen durfte, weil sie im Betrieb als wichtige Arbeitskraft gebraucht wurde. Der Speiseplan war deshalb durch die Ortssitte fast bindend vorgeschrieben.

Zum Morgenessen (Frühstück) gab es den Isinger Milchkaffee und trockenes Brot. Der Milchkaffee bestand etwa zur Hälfte aus *verwehlter* (abgekochter) Milch und aus dem Kaffeenaufguß, für den man Kaffeemehl und Zichorie verwendete. Im Kaffeemehl

waren sehr wenig echte Kaffeebohnen und viel Kaffee-Ersatz in Form von geröstetem Getreide. Das Gemisch konnte man kaufen. Man konnte aber auch die Gerste selber rösten und nur die Kaffeebohnen kaufen. Das Kaffeemehl schüttete man in den Topf mit kochendem Wasser. Wenn der Kaffee im Topf noch einmal eine kurze Zeit gekocht hatte, wurde er durch einen Seiher in den Kaffeehafen abgegossen und vom Satz getrennt. Im Kaffeehafen wurde die Milch und der Zucker hinzugegeben. Der Zucker wurde mit Hilfe des Zuckermessers und eines Holzhammers in größeren oder kleineren Stücken vom Zuckerhut abgeschlagen. Nach einem kräftigen Umrühren war dann der Kaffee tischfertig. Aus dem Kaffeehafen füllte man die Kaffeeschüsseln, die wir heute als große und schwere Kaffeetassen bezeichnen würden. Das Brot brockte man in den Kaffee ein, um es auszulöffeln. Man konnte das Brot auch eintunken und aus der Hand essen. Sonntags gab es zum Frühstück Weißbrot, werktags im allgemeinen das normale Ruggebrot.

Der Löffel wird am Tischtuch gesäubert

Auch beim Abendessen gab es kaum einmal eine Abweichung von der Regel. Am Sonntagabend gab es Kaffee mit Weißbrot genau wie am Sonntagmorgen. Werktags stand zu Beginn des *Nachtessens* auf dem mit einem leinenen Tischtuch bedeckten Tisch eine Schüssel mit noch dampfenden Kartoffeln in der Schale. Jeder einzelne schälte nun mit Hilfe des Löffelstiels so viele Kartoffeln, als er zu essen gedachte. Diese legte er auf ein Häuflein vor seinem Platz. Hatten alle genügend viele Kartoffeln geschält, so wurden die Schalen zu den übriggebliebenen Kartoffeln in die Schüssel zurückgelegt; alles zusammen wanderte nachher in den Saukübel zum Schweinefutter. Der Löffelstiel wurde am leinenen Tischtuch von den Kartoffelresten gesäubert; dann holte man mit ihm etwas Salz aus dem aufgestellten Salzfaß und legte es neben den Kartoffelvorrat auf das Tischtuch.

Jetzt erst konnte das eigentliche Nachtessen beginnen. An die Stelle der abgetragenen Kartoffelschüssel wurde jetzt die Suppenschüssel mitten auf den Tisch gestellt. In meiner Erinnerung lebt noch die Zeit, in der jedermann mit seinem Löffel die Suppe direkt aus der Schüssel holte und zum Mund führte. Später wurden Teller ausgeteilt und die Suppe in die Teller ausgeschöpft. Beim Essen hatte man den Löff-



Das Elternhaus des Autors im Jahre 1928. Ein Steinhauer hat es außerhalb des Ortskerns als Handwerkerhaus erbaut. Ursprünglich hörte das Gebäude mit der Scheuer auf. Die Großeltern kauften das Haus im Jahre 1862 und erweiterten es um zwei «Fächer». Der seitliche Anbau entstand erst 1919.

fel in der rechten Hand und nahm damit die Suppe zu sich. In der linken Hand hatte man die Kartoffel, von der man nach einem kurzen Eintunken in das Salzhäufchen abbiß. War die Suppe zu Ende, kam die frische, noch kuhwarme Milch auf den Tisch. Während man sie aus den Kaffeeschüsseln trank, verzehrte man den Rest der geschälten Kartoffeln.

Brennte Supp' und Wassersupp'

Die Suppe war meist die vielgenannte Wasser- oder Brotsuppe. Vom Brotlaib wurden kleine Schnitte direkt in die Suppenschüssel hineingeschnitten. Diese Brotschnitzel wurden leicht gesalzt und mit kochendem Wasser übergossen. Damit war die Suppe fertig; um sie schmack- und nahrhafter zu machen, wurde sie noch geschmälzt, das heißt, es wurde kochend heißes Schmalz auf dem Schmalzpfännle darauf gegossen. Das Schmalzpfännle aus Gußeisen hatte einen Dreifuß und wurde zum Erhitzen direkt ins Herd- oder Ofenfeuer hineingestellt. Das Schmälzen unterblieb, wenn man gerade eine Fleisch- oder Wurstbrühe zum Übergießen der

Suppe zur Verfügung hatte; eine solche Suppe schmeckte allerdings auch besser als die normale Wassersuppe.

Die vom Schmälzen herstammenden Fettaguen auf der Wassersuppe wurden sprichwörtlich. Um die Armut vor allem einer kinderreichen Familie zu kennzeichnen, sagte man, es guckten abends mehr Augen in die Suppenschüssel hinein als aus ihr heraus.

Das Schmälzen stand in einem hohen Ansehen. Gab es einmal zur Hauptmahlzeit Kaffee und Brot, so wurde zur Erhöhung des Nährwertes wenn möglich Butter dazugegeben. Diese Butter schmierte man allerdings nicht aufs Brot, sondern man ließ sie auf dem heißen Kaffee in der Tasse zergehen, so daß der Kaffee wie geschmälzt aussah. Es ist mir aber nicht bekannt, daß der Kaffee wirklich mit Hilfe des Schmalzpfännles geschmälzt worden wäre.

Hatten die Frauen für das Herrichten des Nachtesens etwas mehr Zeit, so kochten sie zur Abwechslung eine *brennte Supp*. Dabei wurde eine Einbrenne von Mehl oder Gries mit Wasser übergossen und zum Kochen gebracht.

Sauerkraut und Knöpfe

Etwas reichhaltiger war der Küchenzettel für die Hauptmahlzeit, das Mittagessen. Dabei spielte das Sauerkraut eine Hauptrolle. Dreimal in der Woche wurde Sauerkraut gekocht; an den andern Tagen hatte man häufig noch Reste des gekochten Sauerkrauts zum Aufzehren. Das Geheimnis des Sauerkrauts bestand wohl darin, daß im Sauerkraut frisches Fleisch oder Rauchfleisch, möglichst fett, mitgekocht wurde. Da das Sauerkraut lange gekocht wurde, gingen sicher viele Nährstoffe dieses Fleisches in das Sauerkraut über, so daß dieses auch nährte, wenn das mitgekochte Fleisch nicht in den Teller kam. Dies war tatsächlich nicht immer der Fall; manchmal sparte man das gekochte Fleisch auch ein, um es als Zugabe zum Vesperbrot zu verzehren.

Das Standardgericht mit Sauerkraut bestand aus *Knöpfe* (Spätzle) in der Brühe, Kartoffelschnitzen und Sauerkraut. Beide Zutaten wurden geschmälzt. Die Kartoffelschnitze würden wir heute wohl kurzweg als Salzkartoffeln in der Brühe bezeichnen. Die Knöpfe wurden selber hergestellt. Aus Weißmehl wurde mit etwas Salz, ein oder zwei Eiern und Wasser ein nicht zu fester Teig angerührt, der dann mit Hilfe der Knöpflemaschine durch den durchlöchernten Boden direkt in das siedende Salzwasser hineingedrückt wurde. Nach kurzer Zeit wurden sie mit dem Seihlöffel herausgefischt und in die Suppenschüssel gelegt. Dort wurden sie wieder mit kochendem Wasser übergossen und geschmälzt. Kamen die Knöpfe frisch auf den Tisch, so schmeckten sie sehr gut; blieben sie längere Zeit stehen und wurden sie in der Brühe auch noch kalt, so waren sie für mich keine angenehme Speise mehr.

Interessant dürfte sein, wie man die Reste eines solchen Mittagessens verwendete. War absichtlich so viel gekocht worden, daß von allem genügend viel übrig blieb, so konnte am folgenden Tag der ganzen Familie ein *Gansnest* geboten werden. Dabei wurden Kraut, Knöpfe und Kartoffelschnitt gemischt und in der Pfanne gedämpft und leicht angebacken. In jedem andern Fall kamen die Reste eines Essens nicht mehr auf den Mittagstisch des andern Tages. Übrig gebliebene Knöpfe und Kartoffelschnitze wurden dem Hund vorgesetzt oder dem Schweinefutter beigegeben. Nur das übrig gebliebene Sauerkraut *stellte man warm*, namentlich im Winter, das heißt, man stellte es hinterm Ofen oder auf dem Herd in die Wärme; es gab dann immer wieder jemand, der bei den Zwischenmahlzeiten nach der Krautschüssel langte. Man hielt eben das Sauerkraut für ein wohlschmeckendes und kräftigendes

Nahrungsmittel. Bei uns zu Hause gab es den Spruch: «*Kraut füllt den Buben die Haut*».

Neben diesem Standardessen spielten die Mehlspeisen in Form von *Grühr* (Schmarren), Pfannkuchen, Waffeln oder Küchle eine Rolle. Man aß sie mit gekochtem Dörrobst. Im höchsten Ansehen standen dabei die Küchle, bei denen Stücke eines ausgewalzten Hefeteigs schwimmend im Fett gebacken wurden. Wahrscheinlich waren sie so angesehen, weil man sie wegen des großen Fettverbrauchs nur selten backen konnte. Küchle gab es bei den internen Familienfesten, etwa bei der Heukatzen am Ende des Heuets oder bei der Sichelhenke nach dem Abschluß der Getreideernte.

Brei und Dotsch

Zu den Mehlspeisen muß man auch die *bratenen Knöpfe* rechnen. Diese gebackenen Spätzle unterschieden sich aber von den vorher erwähnten Mehlspeisen darin, daß man sie nicht mit gekochtem Dörrobst, sondern mit Kartoffelsalat oder gemischtem Salat verzehrte. Wollte man die Knöpfe braten, so wurden sie aus dem Salzwasser des Kochtopfs heraus in ein Sieb oder auf ein schräges Brett gelegt, damit das anhaftende Wasser abfließen konnte. Waren sie einigermaßen abgetrocknet, so legte man sie in das heiße Fett der Bratpfanne und ließ sie *anbraten*, bis sie knusprig waren. Zuletzt übergießt man sie mit einem oder mit zwei *verklepperten* Eiern. Der *Dotsch* wurde in eine flache Schüssel umgestülpt und so aufgetragen.

Auch den *Brei* will ich hier noch aufführen. Man nannte ihn meist noch Haberbrei, aber zu meiner Zeit wurde er ausschließlich aus Weizengries hergestellt. Er diente nicht nur als Zusatznahrung für die Säuglinge, sondern gelegentlich auch als Familiennahrung beim Mittagessen. Zum Brei aß man gekochtes Dörrobst.

Dörrobst und Salate

Im Gegensatz zu anderen Orten war in Isingen bei Rosenfeld das gekochte Dörrobst mit jeder Art von Fleisch, Fett, Fleischbrühe oder Bratensauce unverträglich. Von den genannten Mehlspeisen konnten deshalb nur die bratenen Knöpfe mit einer wohlschmeckenden Bratensauce, vielleicht sogar mit einem Stückchen Braten, auf den Tisch kommen. In Ostdorf dagegen gab es regelmäßig gekochtes Dörrobst zur Metzelsuppe beim Schlachten.

Hier ist wohl noch zu bemerken, daß das Mittagessen meistens nur aus einem einzigen Gang bestand. Nur an den Tagen, an denen das Fleisch nicht im



Mutter und Tochter fahren mit einem Kuhgespann hinaus aufs Feld. Auf den Leiterwagen haben sie eine hölzerne Egge für die Feldbestellung geladen.

Sauerkraut gekocht wurde, an denen es auch keine Knöpfe in der Brühe gab, verwendete man die Fleischbrühe zu einer Suppe, die dem Hauptgang voranging. Die angeführten Mehlspeisen waren deshalb nicht etwa ein Nachtisch, sondern die Hauptspeise des Mittagessens.

An Salaten kannten wir für das Mittagessen eigentlich nur den Kartoffel- und den Krautsalat. Grüner Salat in Form von Kopfsalat oder Endivie kam nach meiner Erinnerung nie allein auf den Tisch, sondern immer nur klein geschnitten als Beimischung im Kartoffelsalat. Gurken- und Rettichsalat, meist mit Kartoffelsalat vermischt, gab es gelegentlich als Beigabe zum Vesper, sehr selten als Bestandteil des Mittagessens.

Braten nur sonntags

Am seltensten waren zweifellos die Mahlzeiten, bei denen das Fleisch als Braten oder als Siedfleisch die Hauptspeise darstellte. Braten gab es eigentlich nur sonntags, aber keineswegs stand jeden Sonntag in jedem Haus ein Braten auf dem Tisch. Als Beilage zum Fleischgericht gab es immer Knöpfe, aber nicht in der Brühe, sondern abgeschmälzt in der Form,

wie heute die breiten Nudeln aufgetischt werden. Außerdem gab es einen Salat oder ein Gemüse. Als Gemüse kannten wir das Kehlkrout (Wirsing), das Rotkraut, den Lauch, die Bohnen, Linsen und Erbsen. Aber natürlich wurde nur das gekocht, was im eigenen Betrieb greifbar war.

Zuletzt will ich noch anmerken, daß jedes Mittagessen aus dem tiefen Teller mit dem Löffel eingenommen wurde. Messer und Gabel dienten nur dazu, vor dem Beginn des Essens die Speisen zu zerkleinern, soweit dies notwendig war. In großen Familien war deshalb nicht immer für jeden Esser ein Messer vorhanden; im Bedarfsfall mußte man sich gegenseitig aushelfen.

Zwischen den drei Hauptmahlzeiten lagen die Vesper. Winters fiel das Morgenvesper meistens weg, das Nachmittagsvesper wurde das ganze Jahr hindurch eingenommen. Zum Vesper gab es in jedem Fall Rugebrot und Most. Eine Zugabe zum Brot gab es sicher in den Hauptarbeitszeiten, vor allem, wenn eine fremde Hilfe mitarbeitete und mitaß. In den anderen Zeiten gab es sie nur dann, wenn eine Zugabe aus dem eigenen Betrieb vorhanden war. Ich erinnere mich an viele Vesper, bei denen nur der Brotlaib und der Mostkrug auf dem Tisch waren.

Gsälz am Waschtag

Als Beigaben gab es bei uns mit ziemlicher Sicherheit Butter an dem Wochentag, an dem Butter gemacht wurde. Der Rest, der beim *Buttermodeln* kein volles halbes Pfund mehr gab, wurde meistens als frischeste Butter fürs Vesper freigegeben. Weiterhin erhielten wir Frischobst, solange es solches gab, angefangen von den Kirschen im Juli bis zu den letzten Winteräpfeln im Spätwinter oder gar im Frühjahr. Im Herbst kamen auch Rettiche, säuberlich geschnitten und gesalzen, auf den Tisch. Rettiche und Gurken konnten auch als angemachte Salate erscheinen. Aber alle diese Beigaben nahm man als selbstverständlich hin, weil sie, solange sie angeboten wurden, im Überfluß vorhanden waren. Aufmerksam wurde man erst, wenn es *Gsälz* (Marmelade), Käse, Wurst oder Rauchfleisch zum Vesper gab. *Gsälz* gab es ziemlich sicher an den Waschtagen, wenn fremde Frauen beim Waschen mithalfen. Außerdem gab es gerne *Gsälzbrot*, wenn fremde Kinder zu Gast waren, und gelegentlich in der Vorsommerzeit, solange es kein Frischobst gab. Wurst erhielt man regelmäßig nach den Schlachttagen, weil die hausgemachten Blut- und Leberwürste nicht für längere Zeit haltbar waren. Rauchfleisch und geräucherte Bratwurst waren die typischen Beigaben in den Hauptarbeitszeiten oder wenn fremde Arbeitskräfte oder Besucher mit am Tisch saßen. Manchmal gab es auch Käse, aber damit ging man sparsam um, weil man ihn kaufen mußte.

Man ging eigentlich mit allen Beigaben zum Vesper sparsam um. Sicher gab es zu einem normalen Vesper niemals Butterbrot mit *Gsälz* drauf oder Butter und Käse. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß nicht zu viel gegessen wurde. Eine durch zu reichliches Essen verursachte Übergewichtigkeit kannte man in Isingen nicht. Man hätte sie allerdings auch nicht für eine gesundheitliche Gefährdung angesehen, weil man ein gutes Körpergewicht als ein Zeichen der Gesundheit und der Kraft angesehen hat. Die Männer waren stolz darauf, wenn sie in der ruhigeren Winterszeit ihrem Körpergewicht 10 oder gar 20 Pfund zulegen konnten, die sie dann im Sommer als Kraftreserve einsetzen und wieder abgeben konnten.

Most nicht über den Durst hinaus

Es wurde damals in Isingen im großen ganzen auch nicht zu viel getrunken. Wir hatten in jener Zeit keine als Trinker bekannte Männer oder Frauen. Das konnten andere Orte der Umgebung nicht von sich sagen, und es war wenige Jahre zuvor auch in Isin-

gen nicht der Fall gewesen. Vielleicht war gerade auf Grund der früheren Erfahrungen der Wirtshausbesuch und das Trinken so stark an die Spitze der Sünden und der Ungehörigkeiten gerückt worden, daß jetzt niemand gegen die Ortssitte verstoßen wollte. Am eigenen Most betrank man sich selten; dazu war er meist nicht stark genug. Auch war man durch den täglichen Genuß so sehr an ihn gewöhnt, daß man ihn nicht zum Vergnügen über den Durst hinaus trank. Es kam vor, daß man im heißen Sommer, wenn der Most den Durst gar nicht mehr löschen wollte, eine Flasche Bier aus dem Wirtshaus holte. Außerdem tranken die Männer am Sonntagnachmittag bei ihren Zusammenkünften im Wirtshaus ihr Bier, aber auch da war der Verbrauch gering. Schnaps hatte man wohl immer im Hause; man brauchte ihn als Medizin für die Menschen und die Tiere. Aber nur wenige Menschen haben regelmäßig zum Vesper einen Schnaps getrunken. Bei uns zu Hause geschah dies immer nur aus bestimmten Anlässen, und die waren verhältnismäßig selten.

Vom Metzgen im Haus

Die Versorgung der Familie mit Fleisch und Fett erfolgte in der Hauptsache durch die Hausschlachtungen. Geschlachtet wurden fast nur Schweine, in den armen Kleinbetrieben manchmal auch eine Ziege. In einem normal besetzten Betrieb mit mindestens vier Essern am Tisch wurden in der Regel jährlich zwei Schweine geschlachtet, eines im Spätherbst oder Frühwinter, das andere im zeitigen Frühjahr, sicher noch *bevor an den Weiden die Kätzchen herauskamen*. Die Beschränkung auf diese Zeit hing damit zusammen, daß die Konservierung des Fleisches nur in der kalten Jahreszeit gesichert war.

Wenn man die Auswahl hatte, schlachtete man ein schönes Schwein mit einem guten Fettansatz. Denn die Hausschlachtungen sollten die Fettversorgung der Küche für das ganze Jahr sicherstellen. Auch das Rauchfleisch, das später im Sauerkraut gekocht werden sollte, war um so geschätzter, je dicker die weiße Speckschicht war.

Beim Schlachten selber war neben dem Hausmetzger die ganze Familie beschäftigt. Oft kamen noch Verwandte oder gute Bekannte zur Mithilfe, vielleicht weniger, weil man sie notwendig brauchte, eher weil jede Hausschlachtung einen gerngesehenen Anlaß zu einer in Isingen so seltenen Geselligkeit bot.

War das Schwein ausgehauen und zerlegt, sortierte der Hausmetzger die Ausbeute. Die Fleischstücke, die geräuchert werden sollten, mußten von den Knochen und den lose anhängenden Stücken befreit



Eine Hochzeit war meist der Anlaß für eine Art Dorffest. Für die beiden Familien der Brautleute war damit ein möglichst vollzähliges Treffen der nächsten Verwandten verbunden. Das Bild zeigt die nächste Verwandtschaft bei einer Hochzeit im Jahre 1927.

werden. Die großen Stücke nannte man *Viertel*, aber meistens kamen außer den Vierteln auch noch einige kleinere Stücke in den Kamin. Das *Beinfleisch*, das nicht von den Knochen getrennt werden konnte, wie die Rippenstücke, die Rückenstücke oder die Knöchle, wurden nach den Wünschen der Hausfrau zugeschnitten. Was zu Schmalz ausgelassen werden sollte, mußte sowohl von der Schwarte als auch von allem Muskelfleisch befreit werden. Bei diesem Herrichten des Fleisches kamen alle *Abfälle aus rotem Muskelfleisch in eine Schüssel; aus ihnen machte man später den Brät* für die sehr beliebten Bratwürste. Abfälle aus weißem Speck kamen zum Schmalz. Der Schweinskopf und ein Teil des Beinfleisches mußten sofort gekocht werden, ebenso die Schwarten und die Innereien. Dieses gekochte Fleisch brauchte man für die Herstellung der Leberwürste und der schwarzen Würste.

Kesselfleisch und Würsten

Sobald dieses Fleisch weichgekocht war, gab es die erste Geselligkeit in der Form des *Kesselfleischs*. Das gekochte Kopf- und Beinfleisch und von den Innereien mindestens das Herz kamen dampfend auf den Tisch. Jetzt durfte sich jeder nach Belieben ab-

schneiden, was er gerne wollte, und das frische Fleisch, in Salz getunkt, zum Brot essen. Dazu gab es Brot und den obligaten Schnaps. Was in den Schüsseln übrig blieb, mußte von den Teilnehmern nach den Angaben des Metzgers kleingeschnitten oder durch den Fleischwolf gedreht werden, ebenso wie die gekochten Schwarten und die anderen Innereien und die rohen Zwiebeln, die für das Wurstmachen benötigt wurden. Das Bratwurstfleisch mußte ebenfalls durch den Wolf gedreht werden; weil aber in die Bratwurst nichts Gekochtes hineinkommen durfte, mußte zuvor der Fleischwolf gründlich gereinigt werden.

Für den Metzger begann nach dem Kesselfleisch das *Würsten*. Zuerst füllte er mit dem durchgeseihten und gewürzten Blut den Magen und ein paar Abschnitte des Dickdarms; dies gab die Blutwurst, die nicht haltbar war und deshalb bald verzehrt werden mußte. Dann machte er die schwarze Wurst, die ihre Farbe vom geronnenen und dem übriggebliebenen Blut hatte, die aber auch kleingeschnittenes Kopfleisch und Speckwürfel enthielt. Die gekochten Schwarten, die Innereien und die Fleischstücke, die durch den Wolf gedreht worden waren, kamen in die Leberwürste. Alle diese Würste mußten *verwehlt* werden: sie blieben längere Zeit in fast kochendem

Wasser im Kessel. Jemand hatte die Aufsicht am Kessel; er mußte dafür sorgen, daß das Wasser immer fast am Kochen war, mußte aber sofort kaltes Wasser nachgießen, wenn das Wasser wirklich zum Kochen kommen wollte. Soweit die schwarzen Würste und die Leberwürste nach dem Auskühlen nicht für den alsbaldigen Verbrauch vorgesehen waren, kamen sie für einen oder zwei Tage in den Rauch. Dabei wurde die Wursthaut trocken und die Wurst blieb etwas länger frisch. Sie mußte aber doch in den nächsten Wochen verzehrt werden.

Salzen und Räuchern

Waren die Blut- und Leberwürste fertig, wurde das Wurstgeschirr sauber gespült. Denn jetzt kamen die Bratwürste dran, die als Dauerwürste gedacht waren und deshalb vor allen schnell verderblichen Zusätzen geschützt werden mußten. Sie schmeckten allerdings auch frisch gekocht in der Suppe oder gebraten zum Salat ganz ausgezeichnet und wurden deshalb der Familie als Frischwurst nicht ganz vorenthalten. Bei den Hochzeiten pflegten die Gäste, die nicht am Hochzeitstisch mitaßen, eine gebratene Bratwurst mit Salat zu verzehren; der Wirt, der für die Hochzeit ein Schwein schlachtete, mußte deshalb sehr viele Bratwürste herstellen lassen. Sowohl beim Wirt als auch bei den Hausschlachtungen kamen die Bratwürste, die nicht frisch verzehrt wurden, sofort in den Rauch und bildeten später den gut gehüteten Vorrat für eine gutschmeckende Vesperzugabe bei besonderen Anlässen.

Das Fleisch, das die Hausfrau nicht zum alsbaldigen Verbrauch zurückhielt, wurde vom Metzger in einer hölzernen Gölte eingesalzen und in den Keller gebracht. Die großen Stücke, die geräuchert werden sollten, lagen unten, die Kleinstücke lagen oben auf und wurden nach dem Verbrauch des zurückgehaltenen Frischfleisches für die Küche *aus dem Salz* herausgeholt. Das zu räuchernde Fleisch blieb mehrere Wochen im Salz und kam anschließend für mehrere Wochen in den Kamin. Dann wurde es an seinem luftigen Vorratsplatz auf der Bühne aufgehängt.

Geselliges Essen: Metzelsuppe

Nach dem Wursten und dem Einsalzen des Fleisches war der Metzger mit seiner Arbeit fertig. Als zweiter Teil der Geselligkeit folgte jetzt die *Metzgersuppe*. Dabei war der Metzger noch anwesend; unter Umständen wurden Verwandte oder Nachbarn noch extra eingeladen. Hier handelte es sich um ein richtiges Essen, in dessen Mittelpunkt das Sauerkraut und das in ihm gekochte Fleisch stand. Au-

ßerdem stand die große Blutwurst auf dem Tisch. Es gab keine zuteilten Portionen; jedermann durfte sich so viel Fleisch oder Blutwurst holen als er wollte. Zu dem Essen gehörte natürlich neben dem Most auch ein Schnaps.

Nach diesem Essen mußte die Metzgersuppe ausgetragen werden. Verwandte und Nachbarn, die am Essen nicht teilgenommen hatten, erhielten eine Metzgersuppe zugestellt. Häufig wurden auch der Pfarrer und der Lehrer bedacht. Eine solche zugestellte Metzgersuppe enthielt im allgemeinen ein Stück Fleisch fürs Sauerkraut, ein Stücklein zum Sieden oder Braten, eine Leberwurst und ein Paar Bratwürste, im ganzen wohl eine gute Mahlzeit für die bedachte Familie.

Die Sitte, sich gegenseitig mit einer Metzelsuppe zu beschenken, hatte vielleicht auch einen zweckmäßigen Hintergrund. Am Schlachttag hatte man einen Überfluß an Frischfleisch, das schnell verbraucht werden mußte. Gab man davon an Bekannte und Verwandte ab, so konnte man damit rechnen, daß man von ihnen wiederum eine Metzelsuppe zugeschenkt bekommen wird, wenn im eigenen Haus keine Fleischschwemme herrschte.

Der dritte Teil der Geselligkeit war mit dem abendlichen Schmalzschneiden verbunden. Der vom Metzger ausgesonderte Speck mußte für das Auslassen in Würfelchen geschnitten werden. Dies erfolgte erst abends, wenn der Speck ausgekühlt und fest und damit leichter zu schneiden war. Das Schmalzschneiden war in der Hauptsache eine Angelegenheit der jungen Leute. Der Hausherr war damit beschäftigt, die Messer immer wieder zu schärfen, die Hausfrau damit, den Speck aus der Kälte herbeizuschaffen und die *Speckbrittle* der Schmalzschneider zu leeren. Anschließend gab es für die Schmalzschneider nochmals etwas zu essen, wobei nicht nur die Reste der Metzgersuppe mit dem Sauerkraut, sondern auch schon die mittlerweile ausgekühlten und festgewordenen Leberwürste auf den Tisch kamen.

Schabernack der Burschen

Während des Schmalzschneidens kamen manchmal die *Stupfer*. Das war zu meiner Zeit ein reiner Schabernack. Burschen, die am Schmalzschneiden nicht beteiligt waren, banden einen *Milchhafen* an eine Bohnenstange, klopften damit ans Fenster und baten mit verstellter Stimme um eine Metzgersuppe. Meistens wurden sie nicht mit einer Wurst bedacht; man schüttete ihnen eher Wasser auf den Kopf, um das Lachen auf seiner Seite zu haben. Wahrscheinlich hatte das Stupfen eine ernstere Vergangenheit.

Wie schon im Namen *Metzgersupp* enthalten ist, schenkte man früher bei Hausschlachtungen den Bekannten und Verwandten eine Suppe, an der neben der Einlage die Fleisch- oder die Wurstbrühe die Hauptsache war. Die Armen bettelten um die Brühe aus dem Kessel, in dem die Würste verwehlt worden waren, die sicherlich auch nicht fettarm war; sie wollten damit ihre Brotsuppe anrühren. Einer, der sich schämte, offen um Wurstbrühe zu bitten, konnte im Schutz der Dunkelheit kommen, um durch das Stupfen zu einer würzigen Suppe mit vielen Fettag zu kommen.

Der geschnittene Speck wurde am andern Tag in großen Kesseln erhitzt, um das Fett auszuschmelzen. Das Fett wurde abgegossen und in den Schmalzhäfen gesammelt und aufbewahrt. Die zu-

rückgebliebenen Grieben wurde gegessen und schmeckten gut, solange sie frisch waren.

Die Schlachttage spielten im Leben einer Isinger Familie schon eine wichtige Rolle. Man könnte daraus den Eindruck gewinnen, als ob in Isingen sehr viel Fleisch gegessen worden wäre. Dies war aber nur am Schlachttag selbst der Fall, vielleicht auch noch in den folgenden zwei oder drei Wochen, solange das Frischfleisch und die Frischwurst verbraucht werden mußten. Obwohl in den Hauptarbeitszeiten das Rauchfleisch für das Isinger Vesper typisch war, war doch der Jahresverbrauch an Fleisch in Isingen geringer als im Durchschnitt des Landes. Mehl und Kartoffeln waren für die Ernährung wichtiger als das Fleisch.



Zur Geschichte der Gröninger Hammerschmiede*

Frieder Schmidt

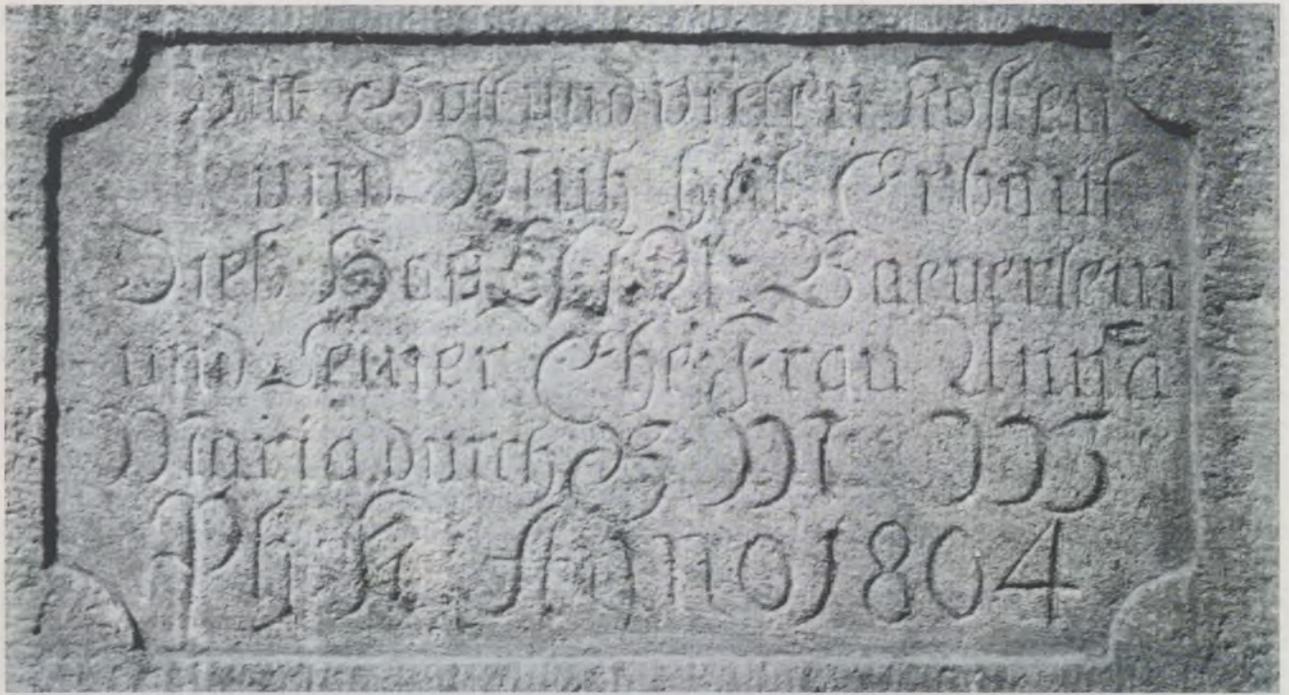
Die Hammerschmiede im hohenlohischen Gröningen bei Satteldorf wurde über drei Generationen von Mitgliedern der Familie Bäuerlein betrieben. Die Gründung erfolgte durch Johann Adam Bäuerlein, geb. am 19. Januar 1774 im Dorf Unterampfrach, Kasten-Amt Feuchtwangen. Der Vater war Webermeister und starb im Sommer des Jahres 1800. Der ältere Bruder Johann Georg übernahm den elterlichen Betrieb, während sich der jüngere eine eigene Existenz schaffen mußte. Zwar war Johann Adam Bäuerlein gelernter Hammerschmiedegeselle, das Geld für den Kauf einer bestehenden Hammerschmiede – im-

merhin mehrere tausend Gulden – hatte er jedoch nicht. So werden ihn die Verwandten seiner Verlobten Anna Maria Barbara Reichert – der Vater war Müller im nahegelegenen Hornberg, der Großvater Müller in Mistlau an der Jagst – auf das ungenutzte Gefälle an der Gronach unterhalb Grönings aufmerksam gemacht haben. Nur 1100 Gulden standen dem jungen Paar zur Verfügung: er hatte 400 Gulden väterliches Erbe, und ihre Mitgift betrug 700 Gulden.

1804: Wohnhaus und Schmiedewerkstatt

Mit diesem geringen Betrag errichteten sie im Jahr 1804 im bisher völlig unbesiedelten Gronachtal ein kleines Wohnhaus mit Schmiedewerkstatt. Der Kaufpreis von 150 Gulden, der für das Grundstück

* Zusammenfassung einer Magisterarbeit, die im September 1982 der Universität Stuttgart vorgelegt worden ist. Der Bericht basiert im wesentlichen auf Akten der Gemeinde Gröningen und des Wasserrechtsamts Schwäbisch Hall sowie dem nachgelassenen Schriftgut der Hammerschmiede.



an die Gemeinde zu zahlen war, wurde ihnen vorläufig erlassen, nur 30 Kreuzer Gült waren jährlich fällig. 1811 wurde von Georg Michael von Berg, Müllermeister auf der Neumühle, die Ölmühl-Gerechtigkeit erworben und dafür auf der anderen Seite des Mühlkanals ein Gebäude errichtet. Hierfür reichten die Mittel nicht aus, und man mußte Schulden machen. Im Oktober 1812 wurde Bäuerlein eine Kreditaufnahme in Höhe von 1100 Gulden bewilligt; Martin Ruf von Bölgental war der Geldgeber. In den folgenden fünfzehn Jahren konnte zwar die Verzinsung erwirtschaftet werden, an eine Rückzahlung der Schulden war jedoch nicht zu denken. So findet sich im Güterbuch diese auf die Hammerschmiede bezogene Eintragung: *Am 6t. Merz 1826. Verpfändet an Färbermeister Hollmann zu Krailsheim.* Der neue Kredit hatte eine Höhe von 1250 Gulden und war mit fünf Prozent zu verzinsen. Damit konnten die alten Schulden abgetragen werden.

Reichlich ein Jahr später, am 8. April 1827, starb Anna Maria Bäuerlein; das Totenregister der Kirchengemeinde hielt als Todesursache *Auszehrung* fest. Ein anstrengendes Leben hatte ihre Kräfte früh verbraucht und sie gerade 56 Jahre alt werden lassen. Sie hatte sechs Kinder zur Welt gebracht, das letzte, als sie bereits 47 Jahre alt war. Drei dieser Kinder starben schon im Säuglings- bzw. Kleinkindalter, zwei davon an den *Gichtern*, jener *medizinisch kaum zu definierenden . . . Allerweltskinderkrankheit* (Paul Sauer), die in den folgenden Jahren auch mehreren ihrer Enkel einen frühen Tod bereiten sollte.

200 Gulden Zugewinn in 23 Jahren

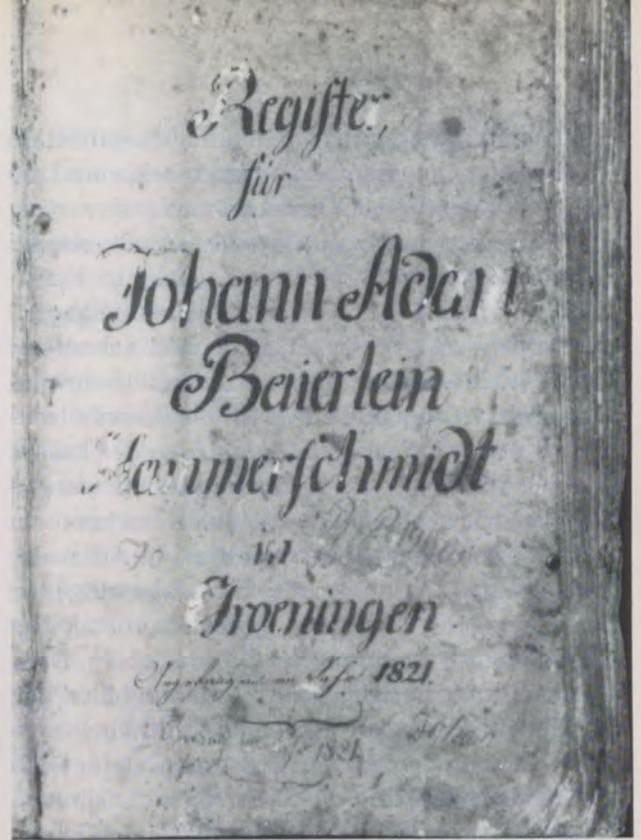
Zwei Wochen nach dem Ableben der Frau wurde eine Vermögensaufnahme durchgeführt, um die Erbschaft zu regeln. Das hierbei angefertigte Teilungsprotokoll zeigt, wie bescheiden es auf der Hammerschmiede zugegangen ist. Die Landwirtschaft bestand aus vier kleineren Äckern und etwas Wiese, wenig Vieh – zwei Kühe, ein Schwein und sechs Hühner – und den notwendigsten Gerätschaften; auch der Hausrat war gering. Der eheliche Zugewinn von 200 Gulden, erarbeitet in 23 Jahren, zeigt vielleicht am deutlichsten, wie karg die Bäuerleins zu leben hatten. Die Schulden betragen mehr als die Hälfte der vorhandenen Vermögenswerte. Der erhaltengebliebene Pfandschein belegt aber nicht nur, daß der verwitwete Hammerschmied jedes Jahr pünktlich seine Zinsen entrichtete, sondern daß er auch in der Lage war, Färbermeister Hollmann im April 1835 650 Gulden zurückzubezahlen; die Restschuld von 600 Gulden konnte im August des folgenden Jahres abgetragen werden. Innerhalb eines Jahrzehnts war es Johann Adam Bäuerlein also gelungen, das Anwesen schuldenfrei zu bekommen.

Kunden: Bauern, Müller und Handwerker

Wie wurde dieses Geld verdient? Was wurde hergestellt? Wer waren die Kunden? Auskunft hierüber gibt ein großer Folioband, dessen Titel *Register für Johann Adam Baierlein Hammerschmidt in Gröningen.*

Angefangen im Jahr 1821 lautet. Dieses Register führt in alphabetischer Reihenfolge die der Hammerschmiede benachbarten Orte auf: Bölgental, Burliswagen, Bronnholzheim, Crailsheim, Ellrichshausen, Gröningen, Hengstfeld, Helmshofen, Lobhausen, Michelbach, Neidenfels, Satteldorf, Tiefenbach, Triftshausen und Wallhausen. Für jeden dieser Orte wurden etwa 20 bis 30 Seiten Platz gelassen, um für die in diesen Orten wohnenden Kunden die jeweilige Arbeit und den Preis eintragen zu können. War der Betrag beglichen, so wurde die entsprechende Eintragung durchgestrichen, jedoch so, daß sie noch gut lesbar blieb. Bis zum Jahr 1837 war dieses Buch in Gebrauch. Es gibt umfassende Auskunft über den Kundenkreis und die Preise, welche für die einzelnen Arbeiten und Erzeugnisse verlangt wurden.

Das Umland, für das Bäuerlein arbeitete, reichte kaum über die angeführten Orte hinaus. Die Einwohner weiter entfernter Gemeinden versorgten sich bei den Hammerschmieden Schöff in Hornberg und in Rechenberg oder bei Hammerschmied Sperr in Onolzheim. Innerhalb «seiner» Gegend aber führte Bäuerlein eine Vielzahl von Arbeiten für die unterschiedlichsten Ansprüche aus. Es gab drei



Titelseite des von J. A. Bäuerlein begonnenen Geschäftsbuches «Register für Johann Adam Bäuerlein, Hammerschmied in Groeningen. Angefangen im Jahr 1821.»

Die drei Schwanzhämmer der Gröninger Hammerschmiede; Zustand im August 1980 vor der Restaurierung.



wichtige Kundenkreise: die landwirtschaftlichen Anwesen der Umgebung, die Handwerker und die in der Nähe gelegenen Jagstmühlen.

Für die Bauern wurden Geräte hergestellt, wieder hergerichtet (erlegt) und erneut verstäht: Krauthauen, Dornhauen, *Erbierenhauen* (Kartoffelhauen) oder Hopfeneisen, ebenso Spaten und Schaufeln. Für die Waldwirtschaft konnte man Fällbeile und Holzkeile erwerben, Holzbeile für die Brennholzbereitung und Breitbeile zum Beschlagen der Balken für den Hausbau. Ganze Eggen und Pflüge wurden mit allen notwendigen Eisenteilen versehen, die Zugbänder für die Deichsel verfertigt, die Achse der Pflugkarren in Ordnung gebracht, Naberringe für die Erntewagen und Reifen für die hölzernen Räder wurden ebenso geschmiedet wie Mistgabeln, Dengelstöcke und Dengelhämmer. Ketten aller Art wurden repariert, verlängert oder mit Knebeln versehen. Bei Bäuerlein konnte man auch eiserne Bänder für die neue Stalltür erwerben oder Türklinken, selbst das ganze Eisenzubehör für einen neuen Backofen konnte man sich in der Hammerschmiede anfertigen lassen.

Auch die Handwerker wurden mit Gerätschaften versehen: Fleischbeile für Schlachter, Beile und Bohrer für Wagner, Breitbeile für Zimmerleute, Schaufeln und Spaten für Ziegler. Folgende Preise mußte man bei Johann Adam Bäuerlein bezahlen (ein Gulden hatte 60 Kreuzer):

Krauthaue	28–45 Kreuzer
Reuthaue	54 Kreuzer
Spaten	1 Gulden 20 Kreuzer
gestählter Spaten	1 Gulden 36 Kreuzer
Holzbeil	1 Guld. – 1 Guld. 20 Kr.
Schaufel	54 Kreuzer
Ein Paar Holzkeile	1 Gulden 36 Kreuzer
Fleischbeil	1 Gulden 48 Kreuzer
Auch Reparaturarbeiten hatten ihren festen Satz und kosteten für jedermann gleich viel:	
Pflugschar erlegt	48 Kreuzer
Dengelhammer gestählt	18 Kreuzer
Dengelstock gestählt	24 Kreuzer
Holzbeil erlegt und gestählt	36 Kreuzer
Zinken in die Mistgabel geschweißt	6 Kreuzer
Breitbeil gestählt	1 Gulden 30 Kreuzer
Handbeil	40 Kreuzer

Viele der hier aufgeführten Arbeiten hätten auch von einem gewöhnlichen Dorfschmied verrichtet werden können; dazu war kein wassergetriebener Hammer notwendig. Allerdings konnte eine Hammerschmiede Schaufeln und Spaten, Beile und Radschuhe viel rationeller und wohl auch in besserer

Qualität herstellen. Ein Wasserradbetriebener Blasebalg erleichterte die Arbeit wesentlich.

Für größere Schmiedestücke waren jedoch die Schwanzhämmer von ausschlaggebender Bedeutung. Insbesondere für Säg- und Getreidemühlen kamen solche Arbeiten immer wieder vor. Auch waren die Müller auf wassergetriebene Schleifereien angewiesen: ihre Werkzeuge, welche zum Bearbeiten der Mühlsteine benötigt wurden – Zweispitze, Billen und Kieselhämmer –, mußten regelmäßig geschliffen werden. Für diesen Kundenkreis lag die Hammerschmiede des Johann Adam Bäuerlein sehr günstig. In dem unterhalb von Crailsheim sich immer tiefer in den Hauptmuschelkalk eingrabenden Jagsttal gab es zwischen dem Crailsheimer Ortsausgang (Kalkmühle) und Mistlau auf knapp 20 Kilometer Flußlauf insgesamt elf Mühlen. Alle diese Müller waren Kunden der Hammerschmiede. Sie bezogen sämtliche Eisenteile von ihr und brachten sie dorthin zur Reparatur oder Erneuerung. Kleinteile wie Leistennägel für wenige Kreuzer wurden ebenso verfertigt wie schwere Schmiedestücke: Mühleisen, Kurbelzapfen, Mühlsteinringe und Aufhilfschrauben. Über 30 der 363 durchnummerierten Seiten des Geschäftsbuches von Johann Adam Bäuerlein sind mit Notizen gefüllt, die sich allein auf Arbeitsleistungen für die nahegelegene Kernmühle beziehen.

Neue Technologien und Vertriebsstrukturen

Als Johann Adam Bäuerlein 1837 starb, übernahm sein Sohn Johann Michael das Anwesen und mußte in den folgenden Jahren seine beiden Schwestern ausbezahlen. Der Kaufvertrag zwischen den Geschwistern hält unter anderem das vorhandene Werkzeug der Hammerschmiede fest: zwei Ambosse, ein Horn, sechs Schlegel und zwanzig Zangen. Die Hammerschmiede mußte nun in einer Zeit fortgeführt werden, die in vielerlei Hinsicht gewaltige Veränderungen mit sich brachte: Neue Eisentechnologien und insbesondere der Eisenbahnbau führten zu einer schwierigen Situation für die ländlichen Hammerschmieden. Eisen und Stahl stand in größeren Mengen und anderen Qualitäten zur Verfügung, die verbesserten Verkehrsbedingungen führten zu einer neuen Konkurrenzsituation für die einzelnen Betriebe. Diese mußten sich verstärkt auf einen Markt einstellen und konnten sich nicht länger mit der Kundschaft in der Umgebung zufriedengeben. Viele Eisenarbeiten wurden von anderen Handwerkern oder der Industrie übernommen. Der aufkommende Maschinenbau griff tief in die bisherigen Techniken und Herstellungsweisen, z. B. des Mühlenbaus, ein.

Hatte bisher die Kundschaft Gerätschaften direkt in der Hammerschmiede erworben, so änderte sich nun die Vertriebsstruktur: zwischen den Produzenten und den Konsumenten trat der Kaufmann. Er konnte zwischen verschiedenen Lieferanten wählen und bevorzugte natürlich das Angebot, das in Preis und Qualität seinen Erwartungen am besten gerecht wurde. Für die Hammerschmieden hatte dies zur Folge, daß sie sich auf wenige Artikel spezialisieren mußten, die sie in größeren Mengen und somit rationeller herstellen konnten.

Johann Michael Bäuerlein war in der Lage, die Gröninger Hammerschmiede den neuen Verhältnissen anzupassen. Zunächst setzte er nach Übernahme des Betriebs im Jahr 1837 die Tätigkeit in der Art und Weise seines verstorbenen Vaters fort: Hauptkunden waren nach wie vor die Bauern und Handwerker der umliegenden Orte. So verfertigte er dem Utzenbauer in Bölgental ein Glied in die Sperrkette und eines in die Bauchkette, beschlug ihm die Egge und gab dazu 36 Pfund Eisen à $7\frac{1}{2}$ Kreuzer (4 fl. 30 kr.), verkaufte ihm ein Holzbeil, eine Krauthau, einen gestählten Spaten und einen Feuerstahl, beschlug ihm den alten Mistkarren und machte einen *Stahl* in den Strohhuhl. Wie der Vater verrichtete er Arbeiten für die umliegenden Mühlen.

Gewisse Einnahmen brachte auch der Betrieb der Ölmühle: das Pfund Öl wurde für 20 Kreuzer abge-

die ihm die Schaufeln und Spaten mit der Zeit gleich dutzendweise abnahmen und an ihre Kundschaft weitervertrieben. Im Jahr 1850 findet sich unter den Abnehmern z. B. der Kaufmann Georg Widder in Ansbach, der im April, Juni und November je 25 Schaufeln, im Dezember noch weitere 35 Stück abnahm. Da eine Schaufel 45 Kreuzer kostete, erbrachte dieser eine Artikel allein bei diesem Kunden über 80 Gulden. Im darauffolgenden Jahr war es Ware im Wert von 145 Gulden. Dabei hatte Bäuerlein im Preis keine großen Zugeständnisse machen müssen: In Gröningen selbst gab er zu dieser Zeit eine Schaufel für 48 Kreuzer ab; da waren drei Kreuzer Preisnachlaß beim Verkauf von 25 Schaufeln zu ertragen.

Die Kaufleute verhalfen der Hammerschmiede zur Überwindung der Enge des lokalen Marktes und eröffneten den Zugang zu neuen Käufern, die ohne diese Händler nicht erreichbar gewesen wären. Bäuerlein baute daher im Laufe der Jahre seine Geschäftsbeziehungen nach Crailsheim, Schwäbisch Hall, Ellwangen, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Ansbach und Rothenburg aus. Sein Absatzbereich lag zu beiden Seiten der württembergisch-bayerischen Grenze. Insbesondere Schaufeln, Spaten, Ausreuthauen, Dunggabeln, Krauthauen und Stechscheite wurden häufig verlangt; Breitbeile, Fällbeile und Handbeile waren seltener gefragt.

Inschrift der 1847 über dem Unterwassergraben errichteten Esse



geben, ein Ölkuchen für 10 Kreuzer, und ein Simri Leinmehl wurde für 24 Kreuzer verkauft. Aber den Hauptverdienst brachte das Hammerschmiedengeschäft. Hier gelang es Johann Michael Bäuerlein, Absatzmöglichkeiten aufzubauen, die für die Zukunft des Betriebs wichtig werden sollten: Seit Übernahme der Hammerschmiede stellte er immer mehr Geschäftsbeziehungen zu Kaufleuten und den neu aufkommenden Eisenwarenhandlungen her,

1847: Umbau und Erweiterung

Gleichzeitig wurde die Hammerschmiede erweitert und die zugehörige Landwirtschaft ausgedehnt. 1845 mußte das Wehr, *welches das große Wasser dieses Jahr weggerissen*, neu errichtet werden. Zwei Jahre später schritt der Hammerschmied zu einer grundlegenden Umgestaltung des Anwesens. Wichtigste bauliche Veränderung war die Integrierung der bis-

her durch Radstube und Wasserrinne getrennten Hammerschmiede und Ölmühlgebäude in ein einziges Haus mit innenliegender Radstube. Die neue Esse wurde genau über dem Unterwassergraben südlich dieser Radstube errichtet und mit der Inschrift *M. Baeuerlein 1847* versehen. Als zehn Jahre später eine Schätzung für die Feuerversicherung erfolgte, wurde das Hauptgebäude folgendermaßen beschrieben: *2. stockiges Wohnhaus abgelegen vom Ort am Gronachsbach, mit Giebeldach. Dasselbe enthält:*
a. eine Hammerschmiede mit 3 Hammern u. 3 Feueressen
b. Naß-Schleiferei

c. eine Oelmühle, mit besonderem Wasserrad, Reibheerd und 2 Reibsteinen, gußeisernem Preßtrog, Wärmefeuher. 1t. Stock ganz – 1 Theil der vorderen Traufseite im 2ten Stock von Stein, sonst gemauertes Fachwerk. Das Haus enthält ferner einen Backofen.

Scheuer und Stallgebäude, Kohlenhütte und Eisenmagazin waren als Nebengebäude vorhanden. Durch Grunderwerb wurde die landwirtschaftliche Nutzfläche ausgedehnt: 29 Ackerparzellen, davon fünf Gröninger Gemeinderechtigkeiten, mit zusammen fast acht Hektar und vier Wiesenparzellen – ungefähr ein Hektar groß –, befanden sich im Be-

Der Hammerschmied Johann Michael Bäuerlein und seine Familie im Jahr 1880: in der vorderen Reihe links seine Ehefrau Anna Christina geb. Hornung (1828–1901), rechts die Tochter Margareta Barbara (1864–1926), in der hinteren Reihe links der Sohn Friedrich (1869–1939), in der Mitte der Sohn Carl (1866–1937), rechts Johann Michael Bäuerlein (1806–1880).



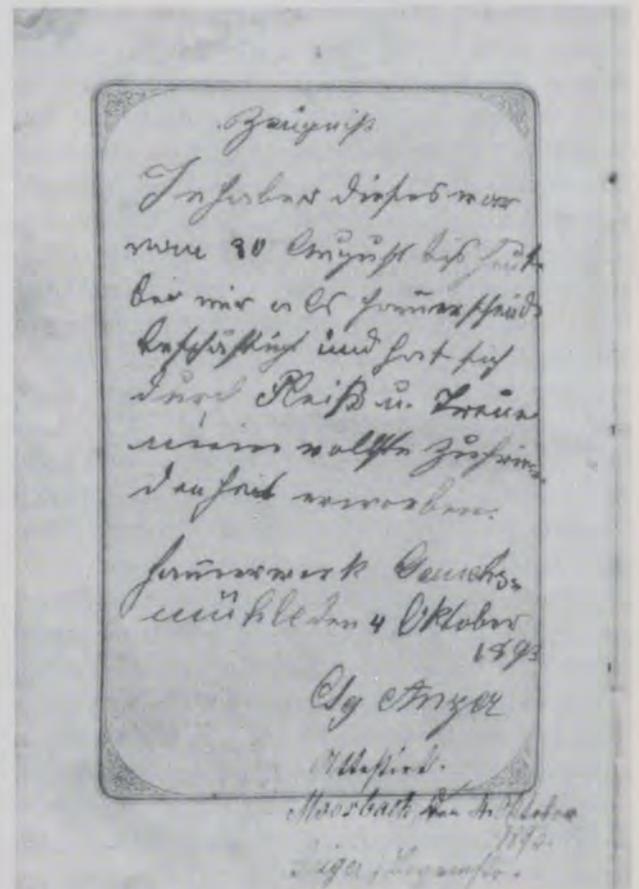
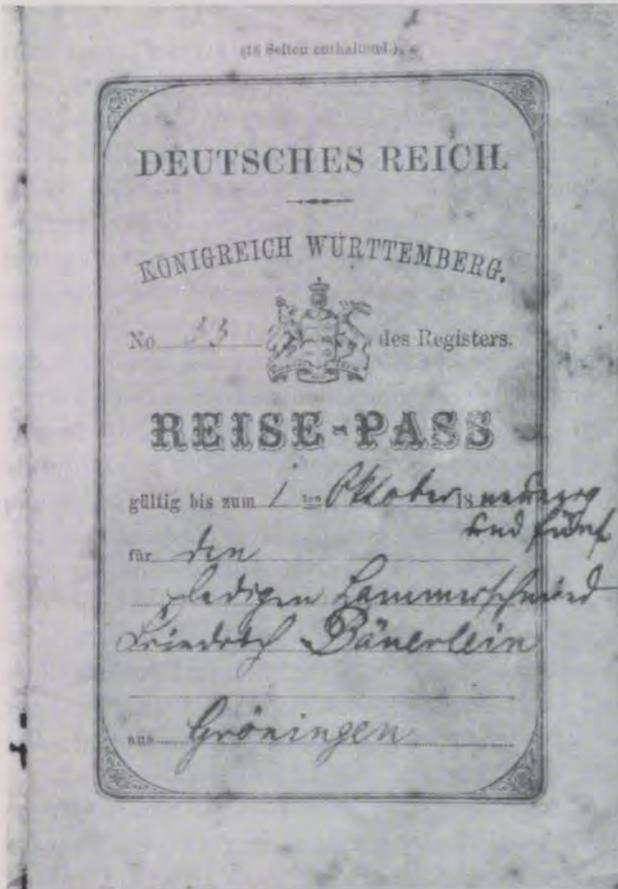
sitz des Hammerschmieds. Hinzu kamen fünf Waldstücke mit zusammen 75 Ar, worunter sich auch 15 Ar Eichenwald befanden: so stand auch Bauholz für den Hammerschmiedebetrieb zur Verfügung.

Zum Heiraten kam Johann Michael Bäuerlein jedoch erst spät: im Alter von 56 Jahren schloß er die Ehe mit der 22 Jahre jüngeren Anna Christina Hornung, einer Bauerntochter aus Musdorf. Aus dem Ehevertrag ist ersichtlich, daß er Liegenschaften im Wert von 12000 Gulden und Fahrnis in Höhe von 1800 Gulden in die Ehe einbrachte: der Hammerschmied war ein wohlsituirter Geschäftsmann. 6000 Gulden behielt er sich zur freien Disposition für den Betrieb vor. Durch die späte Eheschließung wurde die Nachfolgerfrage zum leidigsten Problem. Als Johann Michael Bäuerlein am 30. Januar 1880 starb, waren weder die Tochter Margarethe Barbara noch die beiden Söhne Carl und Fritz volljährig. Carl, der später den Betrieb weiterführen sollte, war beim Tod des 73jährigen Vaters erst 14 Jahre alt.

Mehrere Jahre stand der Betrieb unter der Leitung eines Geschäftsführers, dann begab sich Carl Bäuerlein auf Reisen, um seine Fertigkeiten und Kenntnisse im Hammerschmieden über das hinaus zu vervollständigen, was er im elterlichen Betrieb kennengelernt hatte. Er besuchte die Oberpfalz und

Oberbayern, die Steiermark, Tirol, die Schweiz, Westfalen und das Herzogtum Braunschweig. Auf dieser Reise, welche 1886 endete, berührte er die für das Hammerschmiedegewerbe wichtigsten Gegenden: Bayern, Österreich und Westfalen. Hierbei dürfte er all die neuen technischen Möglichkeiten kennengelernt haben, die in einer modern eingerichteten Hammerschmiede eingesetzt werden konnten; viele dieser Anregungen setzte er in den folgenden Jahren in Gröningen in die Praxis um.

Gemeinsam mit dem Bruder Fritz wurde die Schmiede Ende 1886 wieder in Gang gesetzt und als J. M. Bäuerlein, Hammerwerk unter dem Namen des Vaters weitergeführt. Die Pläne der beiden waren groß: Die Hammerschmiede sollte mit zeitgemäßen Produktionsmitteln eingerichtet werden. Ein neues Hammergerüst für die drei Schwanzhämmer wurde errichtet und Hammerbären mit austauschbaren Hammerkernen eingeführt. Durch den Einbau von Transmissionen sollte die Wasserkraft der Gronach für den Einsatz weiterer Maschinen genutzt werden können. Im März 1891 wurde dann ein Fallhammer mit Spatenmatrizen angeschafft. Um Platz für die neuen Maschinen zu gewinnen, wurde bei diesem Schmiedenumbau die alte Ölmühleneinrichtung entfernt.





Idealisierende Darstellung der Hammerschmiede Gröningen aus dem Jahr 1919, von dem Graphiker Ebner des Leipziger Kunstverlags Eckert & Pflug ausgeführt. Die Gronach – ein Bach – erweckt den Anschein eines wasserreichen Flusses. Die Gebäude sind im Vergleich zu den Personen übergroß dargestellt.

1892: heutige Form durch weiteres Stockwerk

Nur wenig später – im Jahr 1892 – wurde das ganze Hammerschmiedengebäude um ein Stockwerk erhöht. Die Witwe Christine Bäuerlein wollte die Hammerschmiede an ihren Sohn Carl übergeben und sich auf das Altenteil zurückziehen: durch den Umbau sollte hierfür Platz geschaffen werden. Bei diesem Anlaß erhielt die Hammerschmiede die Form, in der sie bis heute erhalten geblieben ist. Am 1. Juni 1894 wurde das gesamte Anwesen in einem Privatkaufvertrag an den Sohn veräußert. Das umgebaute Haus wurde hierbei mit 12000 Mark veranschlagt, das Zubehör mit 6700 Mark. Als unentgeltliche Dreingabe führt der Vertrag zwei Pferde, drei Kühe, drei Jährlinge, ein trächtiges Mutterschwein, ein Läuferschwein und zwölf Hühner auf. Für die Mutter wurde ein halbjährlich abzureichendes Leibgeding festgelegt, welches pro Jahr u. a. 4 Ztr. Kernen, 2 Ztr. Korn, 6 Ztr. Kartoffeln, 300 Eier, 20 Pfund Rindfleisch und 50 Pfund Schweinefleisch beinhaltete. Mehrere Wohnräume wurden ihr kostenlos zur Verfügung gestellt. Vom Gesamtkaufpreis in Höhe von 40000 Mark wurden Carl Bäuerlein 18000 Mark als Heiratsgut erlassen; weitere 18000 Mark brachte Margareta Rüger aus Bölgental in die im August 1894 geschlossene Ehe ein.

Nachdem die Hammerschmiede so in den alleinigen Besitz des Bruders übergegangen war, begab sich Fritz Bäuerlein auf Wanderschaft und arbeitete in verschiedenen süddeutschen Hammerwerken. Sein Reisepaß und die darin eingetragenen Zeugnisse er-

innern daran. Im Anschluß an diese Reise arbeitete Fritz noch einige Jahre im Betrieb des Bruders, bis er 1901 heiratete und sich durch Erwerb einer Eisenwarenhandlung in Weikersheim selbständig machte.

Ausbau der Wasserkraft

Das letzte Projekt, das die beiden Brüder gemeinsam in Angriff nahmen, war der weitere Ausbau der Wasserkraft der Gronach. Etwa 80 Meter unterhalb der Hammerschmiede stand ein weiteres Gefälle zur Verfügung, welches so ausgenützt werden sollte, daß die gewonnene Energie in der Hammerschmiede selbst eingesetzt werden konnte. Vorbild für die neue Anlage in Gröningen war die nahegelegene Hornberger Hammerschmiede. Deren Besitzer Leonhard Schöff hatte die Kraft des unterhalb der Schmiede gelegenen Schleifmühlrades mittels eines Drahtzuges zum Schmiedegebäude geleitet; in späteren Jahren trieb das Wasserrad der Schleifmühle einen Blasebalg an, und eine etwa 130 Meter lange Rohrleitung führte die Druckluft zu den Essen der Schmiede. Hierdurch war eine interessante Erweiterung der verfügbaren Wasserkraft gelungen. Das untere Wasserrad wurde nun für die kontinuierliche Winderzeugung eingesetzt, während das alte Blasrad der Hammerschmiede für den Antrieb anderer Maschinen zur Verfügung stand. Dieser Effekt sollte auch in Gröningen erreicht werden.

Zunächst wurde von dem Mergentheimer Mühlensbauer Josef Waibel im Dezember 1896 ein Plan für die *Werkanlage des Hintergefälles für Herrn Karl Bäuerle*

Hammerwerk Gröningen ausgearbeitet. Ein hölzernes Wasserrad, dessen Durchmesser 3,75 Meter, dessen Breite 0,90 Meter betrug, sollte eine Zahnradübersetzung antreiben und durch einen Drahtseiltrieb über den Hof den Ventilator der Schmiedeessen in Gang setzen. Das Wasserrad wäre jedoch nach Einbau kaum noch zugänglich gewesen, und auch vor der Verwendung von Drahtseiltransmissionen wurde Bäuerlein gewarnt: diese galten als «Kraftfresser».

So kam statt des Mühlenbauers die Maschinenfabrik J. M. Voith in Heidenheim an der Brenz zum Zuge. Am 1. März 1897 besuchte Ingenieur Göriz die Gröninger Hammerschmiede – der erste Ingenieur, der sich mit dieser Anlage befaßte. Von ihm wurden Pläne ausgearbeitet, die eine regulierbare Francis-Turbine mit stehender Welle, für eine größte sek. Wassermenge von 0,110 cbm, ein effektives Gefälle von 2,5 m, eine Umdrehungszahl von 125 in der Minute und einer Leistung von 2,75 PS bei voller Beaufschlagung vorsahen.

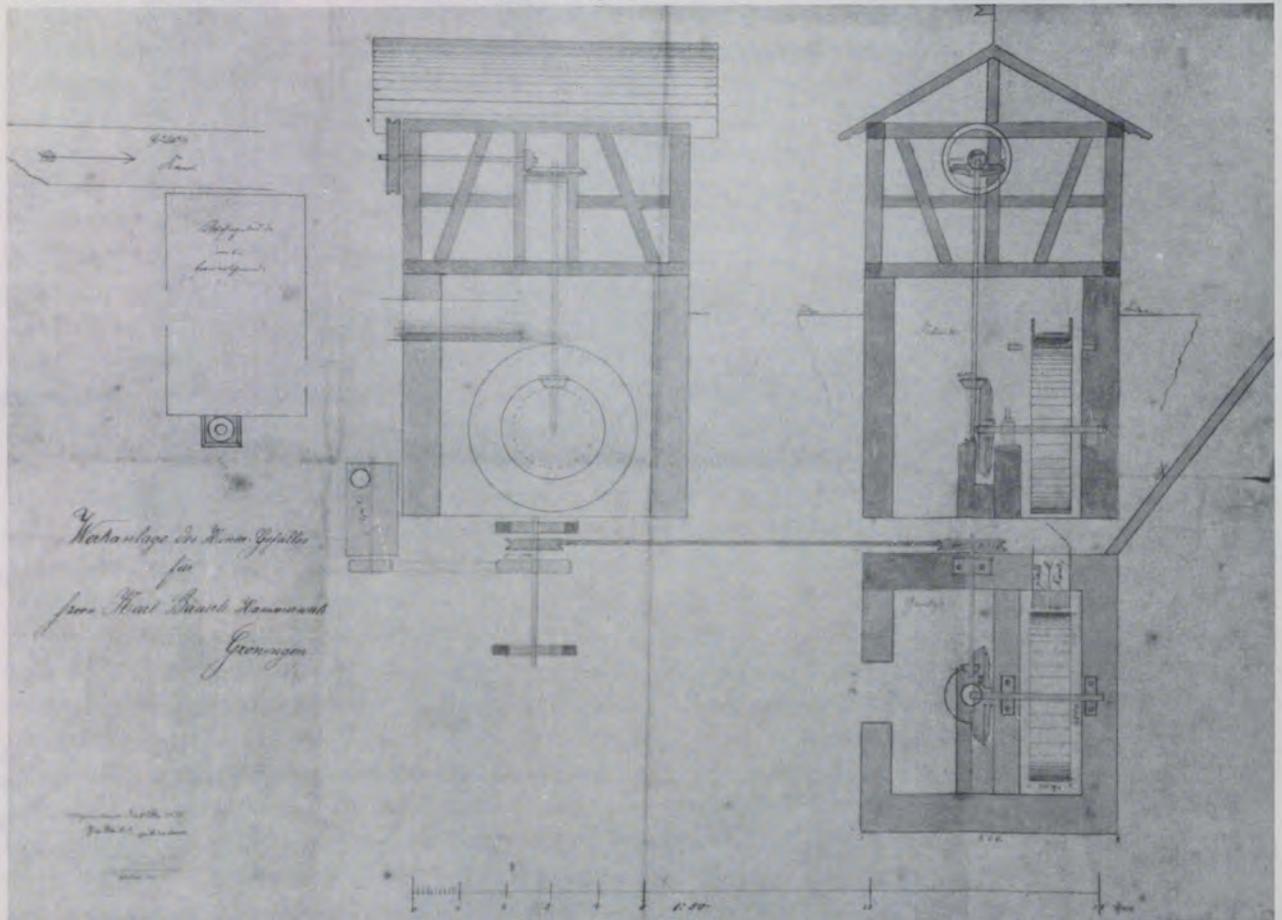
Mitte Mai besuchte Bäuerlein die Maschinenfabrik in Heidenheim und erteilte den entsprechenden

Auftrag. Das Problem der Energieübertragung wurde wie bei der Hornberger Hammerschmiede gelöst: Der Ventilator wurde im «unteren Werk» aufgestellt, und eine Rohrleitung führte die Druckluft zu den Schmiedeessen. Als bei der Renovierung in den Jahren 1981/82 auch diese Rohrleitung wieder instand gesetzt wurde, zeigte sich, daß diese Art der Windversorgung der Essen in vollauf befriedigender Weise funktioniert. Carl Bäuerlein hatte mit der zusätzlichen Wasserkraft sein Ziel erreicht: Das zweite Wasserrad in der Radstube der Hammerschmiede konnte nun – bei gleichzeitig erfolgreichem Schmiedebetrieb – für die verschiedensten Zwecke und mit variabler Geschwindigkeit eingesetzt werden.

Konkurrenzdruck bedingt Spezialisierung

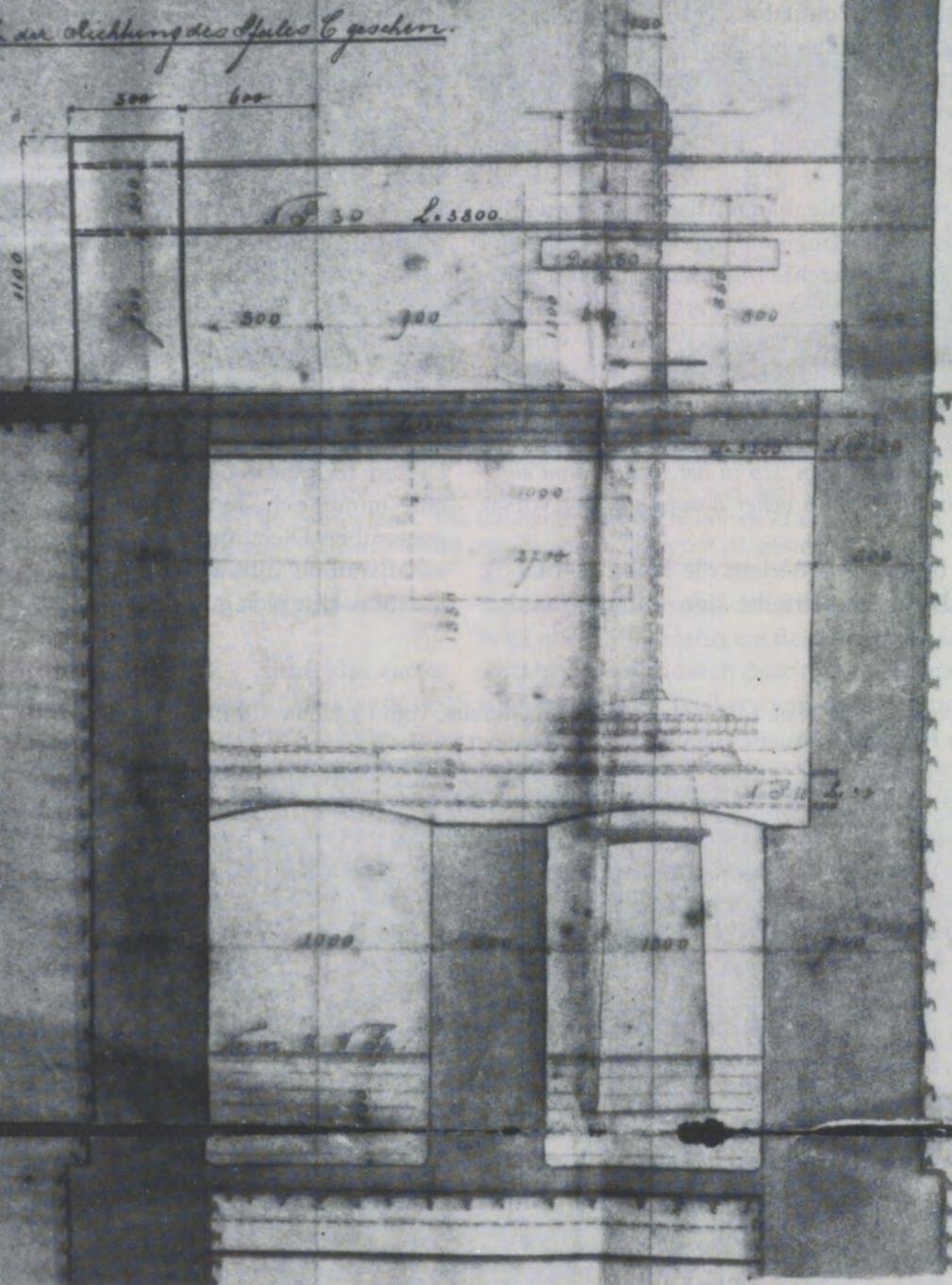
Diesen technischen Verbesserungen stand jedoch eine immer schwieriger werdende Wirtschaftslage gegenüber. Die zunehmende Vernetzung der Wirtschaftsräume durch den Ausbau der Eisenbahnlinien machte sich in zweierlei Hinsicht bemerkbar.

Zeichnung von Josef Waibel, Mühlenbauer in Mergentheim, vom Dezember 1896: «Werkanlage des Hintergefälles für Herrn Karl Bäuerle Hammerwerk Gröningen.»



Querschnitt et. B.

in der Richtung des Pfeiles C gesehen.



Eigen
J. M. N.
in HERRINGEN
§ 43 des Gesetzes
betreffend das
technische

Turbinen-Anlage

für Herrn Carl Bäuerlein,

Nachdem im Herbst 1869 die Tauberbahn (Mergentheim–Crailsheim) eröffnet worden war, stand auch für Gröningen mit der nahegelegenen Bahnstation Satteldorf ein Anschluß zur Verfügung: Eisen und Stahl konnte nun direkt von den Hütten oder von Eisengroßhändlern bezogen werden, Steinkohle verdrängte die Holzkohle als Feuerungsmaterial der Schmiedeessen. Zugleich aber wuchs der Konkurrenzdruck insbesondere durch die westfälischen Hammerwerke, die nun günstigen Zugang zu den süddeutschen Märkten hatten.

Selbst kleine Betriebe kannten sich inzwischen mit den marktgerechten Werbemethoden aus, versandten Prospekte und Preislisten, gewährten bei Abnahme großer Stückzahlen einen entsprechenden Rabatt und setzten ihre Inserate in die jeweiligen Fachzeitschriften. Die Eisenhandlungen, die nun fast generell zwischen Produzenten und Abnehmer der Waren getreten waren, verfolgten die Angebote genau und waren in der Lage, die preisgünstigsten Offerten aufzugreifen. Die Postkarte wurde zum wichtigen Kommunikationsmittel. Die süddeutschen Hammerschmiede ergriffen zwei Maßnahmen, um den drohenden Ruin abzuwenden: Spezialisierung und Preisabsprachen unter den Berufskollegen.

Die Konzentrierung auf wenige Artikel brachte mehrere Vorteile. Erstens bestand die Möglichkeit, viele Geräte in Serie herzustellen. Die einzelnen Handgriffe konnten aufeinander abgestimmt werden, man wußte genau, wie groß die Rohlinge sein mußten, wieviele gleichzeitig ins Schmiedefeuer gegeben werden konnten, jeder Hammerschlag war genau eingeübt. Zweitens konnte der Stahl in der geeigneten Dimension bezogen werden; umständliches Zurechtschmieden entfiel, was eventuell eine zusätzliche Wärme ersparte und den Kohlenverbrauch senkte. Drittens konnten verstärkt Maschinen und Hilfswerkzeuge eingesetzt werden – bei größeren Serien lohnte sich z. B. die Anschaffung einer speziellen Matrize für den Fallhammer. Viertens konnten Arbeiter beschäftigt werden, die nur einen Teil der Hammerschmiedefertigkeiten beherrschten und sich daher mit niedrigerem Lohn begnügen mußten. Außerdem war bei Spezialprodukten die Möglichkeit gezielter Werbung gegeben. Um die Jahrhundertwende spezialisierte sich Bäuerlein vor allem auf die Herstellung von Heusägen, für die er folgendermaßen warb: *Heusäger, ganz aus bestem Gußstahl. Die Heusäge dient zum Abschneiden von Heu und Stroh aus Mieten und Schobern oder vom Speicher, zum Schneiden von gepreßtem Heu, zum Beschneiden von Dünger, zum Durchschneiden von Stroharben, zu Streu-Zwecken, zum Schneiden und Stechen von Torf,*

bei Gräbenziehen, zum Schneiden ganzer Ladungen frischen Klee's etc. etc., erspart somit in seiner mannigfaltigen Brauchbarkeit dem Landmann äußerst viel Zeit.

Die Gröninger Hammerschmiede konnte mit diesem Produkt einen guten Absatz erzielen, aber allein konnte die Heusäge nicht den Betrieb aufrecht erhalten, zumal nach einigen Jahren die Nachfrage rückläufig war. Das Geschäft mit Schaufeln, Spaten, Hacken und Karsten litt sehr unter der starken Konkurrenz der Hüttenwerke Friedrichstal bei Freudenstadt. Dieser Staatsbetrieb hatte um die Jahrhundertwende die Werksanlagen modernisiert und wenige Jahre später für diese Warengruppe einen ausführlich bebilderten Katalog mit immerhin 107 Seiten Umfang vorgelegt.

So konzentrierte sich Bäuerlein vor allem auf die Herstellung von Werkzeugen für Bauunternehmer, Steinbrucharbeiten, Steinhauer und Maurer. Die Steinbrüche des nahen Jagsttals boten ihm hierfür reichliche Kundschaft. In einem Spezialprospekt bot er diesem Kundenkreis seine Erzeugnisse an. Zusätzlich wurde 1904 in der Hammerschmiede eine mechanische Werkstatt eingerichtet, in welcher Bremsspindeln für landwirtschaftliche Fahrzeuge hergestellt werden sollten. Dieser Versuch stieß in der Praxis allerdings auf große Schwierigkeiten – die Arbeit mit der Gewindeschneidmaschine brachte nicht das gewünschte Ergebnis, die vorhandene Wasserkraft erwies sich als zu schwach – und muß als Fehlinvestition angesehen werden.

Preisabsprachen in Abwehrhaltung

Gleichzeitig wurden von den süddeutschen Hammerschmieden Versuche unternommen, bei der Preisgestaltung gemeinsam vorzugehen. Angestrebt wurde eine «Vereinigung süddeutscher Hammerschmiede». Die Initiative ging von den vier benachbarten Betrieben Schöff in Hornberg, Bäuerlein in Gröningen, Weller in Onolzheim und Schöff in Rechenberg aus. Auf den 1. Oktober 1899 wurden die Kollegen ins Hotel Linsenmeyer in Heilbronn eingeladen, um einen Verband zu konstituieren und Preisabsprachen vorzunehmen. Das Treffen kam zustande und im Grundsatz war man sich einig, doch gelang in den folgenden Jahren kein dauerhafter Zusammenschluß. Der Hammerschmied Ludwig Schöff vom Sensenhammer bei Diespeck hatte mit seiner skeptischen Auffassung recht behalten. Schon vor der Heilbronner Zusammenkunft machte er die Kollegen darauf aufmerksam, daß bereits im Jahr 1873 ein ähnliches Treffen in Augsburg stattgefunden habe. *Es wurde da von jedem der ca. 30 Teilnehmer die freudigste Zustimmung zu den festgesetzten höhe-*

ren Preisen gegeben. Aber kaum eine Stunde nach der Versammlung gingen viele dieser sauberen Herren Kollegen zu den Augsburger Großhändlern, um da einander die Preise herabzudrücken. Für Ludwig Schäff ergab sich daraus folgendes Fazit: *Meiner Meinung nach kann es erst besser werden, wenn die Schwächeren einfach kaputtgegangen sind und die Zahl der noch bestehenden eine viel geringere geworden ist.*

Vor und nach dem Ersten Weltkrieg hatten tatsächlich viele Hammerschmieden den Betrieb aufgegeben und nutzten ihre Wasserkraft für andere Zwecke (z. B. für die Einrichtung von Sägewerken). Erst jetzt gelang ein andauernder Zusammenschluß. Max Kaiser vom Waffenhammer Deggen-dorf, der auf der ersten Verbandstagung 1920 in München zum Vorsitzenden gewählt wurde, war nun die treibende Kraft des *Verbandes süddeutscher Hammerwerke*. Man wollte den Bestand der Hammerschmieden in schwierigen Zeiten – Inflation, technische Veränderungen, Wirtschaftskrise – aufrechterhalten. Die jährlichen Verbandstagungen in München waren wichtig für den Informationsaus-tausch, und auch Carl Bäuerlein bemühte sich um regelmäßige Teilnahme.

Aussterben eines ehrbaren Handwerks

Das Ende der Hammerschmieden konnte so aber nur hinausgezögert, nicht verhindert werden. Manch einer übernahm sich finanziell bei der Umstellung auf neue Schmiedetechniken (Maschinen-scheren, Schmiedepressen und –maschinen), an-dere hatten nicht den erforderlichen Absatz. In Gröningen bewirkte der notwendige, aber nicht durchführbare Generationswechsel bei der Be-triebsführung das Ende der Hammerschmiede. Carl Bäuerlein hatte sich auch nach dem Ersten Weltkrieg beständig um die technische Modernisierung seines Betriebs bemüht. 1928 entfernte er das eine Wasser-rad samt Vorgelege und ersetzte es durch eine Fran-cis-Turbine mit liegender Welle, die in die alte Rad-stube eingebaut wurde. Im darauffolgenden Jahr wurde vom Mühlenbauer Karl Müller aus Oberrot ein neues Hammerrad eingebaut, und von ihm wurde das Rad in Zusammenarbeit mit Mühlen-bauer Fritz auch bei der Renovierung 1980/81 wieder neu hergerichtet. Von dem in Konkurs gegangenen Hammerwerk Backfisch in Eberbach am Neckar wurde ein Fallhammer und eine große Schere mit Räderübersetzung und Schwungscheibe erworben. Doch wer die Hammerschmiede weiterbetreiben sollte, war völlig ungeklärt. Zwar hatte der Ansba-cher Hammerschmied Andreas Schäff angeregt, zwischen einem seiner ehemaligen Gesellen und ei-

ner der beiden Töchter Bäuerleins eine Ehe zu stif-ten, doch diese gingen andere – branchenfremde – Bindungen ein. Rückblickend erinnert sich Fr. Langheinrich aus Kornwestheim, der 1933/34 in Gröningen gearbeitet hat: *Es war vorauszusehen, daß der Hammerschmiede keine Zukunft beschieden sein wür-de, diese Technik war überholt, ein Nachkomme nicht vorhanden, Herr Vogt als einziger Fachmann auch nicht mehr der Jüngste, und so war auch für mich keine Zukunft zu erblicken.*

Als der Betriebsinhaber am 16. Februar 1937 in der Hammerschmiede starb, bedeutete dies auch deren Ende. Wohl wurde der Betrieb von der Witwe bis 1948 weitergeführt, zuletzt mit Gottlieb Hippelein als einzigem Schmied; das *Hammerwerk Carl Bäuer-lein, Gröningen (Württemberg)* aber hatte zu diesem Zeitpunkt schon längst zu bestehen aufgehört.

Seite 220: Zeichnung Nr. 60324 der Firma J. M. Voith in Heidenheim an der Brenz vom 17. Juni 1897: «Turbinen-Anlage für Herrn Carl Bäuerlein. Hammerwerk in Gröningen.» (Ausschnitt)

Handwerkerfahne des «J. M. Bäuerlein, Hammer-schmied, Gröningen.» Schablonenschrift mit weißer Ölfarbe auf rotem Stoff.





Brütende Eisvögel in der Kiesgrubenwand sind eine Seltenheit. Die Fische im Baggerweiher sind für die gewandten Taucher eine wohlfeile Beute. Hier füttert ein Eisvogel sein Junges.

Die Kiesgrube – mehr als ein Loch in der Landschaft

Josef F. Klein

Kiesgruben sind Löcher in der Landschaft, rein sachlich gesehen. Über 1700 davon gibt es in Baden-Württemberg, dazu mehr als 1100 Steinbrüche und rund 190 Lehm- und Tongruben. Der Mensch hat diese Abbaugelände geschaffen und schafft sie immer noch. Die Mehrzahl dieser «Löcher» sind sogenannte Trockenbaggerungen – in Baden-Württemberg nahezu 1400. Dazu kommen die Kiesbaggerungen unter dem Grundwasserspiegel, auch Naßbaggerungen genannt. Hierfür sind die Kiesförderungen am Oberrhein genauso ein Beispiel wie etwa die Wernauer Baggerseen. Die Zahl der Kiesgruben vermehrte sich übrigens rapide, als nach dem Zweiten Weltkrieg der Bauboom begann. Denn Kies, Sand und Steine sind bekanntermaßen wichtige Baustoffe.

Kiesgruben sind aber auch hochwertige Lebensräume – für Tiere wie für Pflanzen. Biotope nennt der Wissenschaftler solche Lebensräume. Und nicht selten entwickelt sich in einer Kiesgrube ein neues Biotop, wenn das ursprüngliche der Zivilisation

zum Opfer gefallen ist. So hat beispielsweise die Uferschwalbe, Vogel des Jahres 1983, in den Kiesgruben ein neues Brutgebiet gefunden, nachdem es in den Flußauen kaum noch Hänge zum Graben von Nestern gibt.

Dokumente der Erdgeschichte

Als Kies bezeichnet man Gesteinsstücke von mehr als zwei Millimeter Durchmesser, die sich durch Aneinanderreiben glatt- beziehungsweise rundgeschliffen haben. Die Kiesel bestehen meist aus Quarz. Dieses harte Material hält der Mahlbewegung am längsten stand, ehe es zu Sand und Schlamm wird. Wir kennen Kies nicht nur aus Gruben, sondern auch aus Flüssen im Vorland der Gebirge. Aber auch der Grubenkies ist einmal aus den Bergen zu Tal transportiert worden – meist schon während der Eiszeit. Damals wie heute beginnt die Entstehung von Kies oberhalb des Gletscherfirns. Die Wechselwirkung von Frost und Wärme läßt

ständig Gestein verwittern und abbröckeln. Es fällt auf die Firnfelder, wird vom Eis eingeschlossen und schleifend zu Tal geschoben.

Wo der Gletscher das Gestein als Moräne wieder freigibt, ist es bereits ziemlich zerkleinert. Beim Weitertransport im Schmelzwasser geht auch das Mahlen und Zerreiben weiter. Bei den Gletschermassen der Eiszeit waren das natürlich ganz gewaltige Vorgänge, die heute nur noch in Miniatur ihre Wiederholung finden. Aber Kies entsteht ja auch durch die reißende Kraft der Bergbäche und Flüsse allein, die verwitterndes Gestein zu Tal bringen, bei dem nicht immer mahlende und schiebende Gletscher Vorarbeit geleistet haben.

Je nachdem, wie das große eiszeitliche Geschiebe das Gestein zu Tal brachte und ablagerte, zeigen die Wände einer ausgebagerten Kiesgrube eine recht vielseitige Schichtung, in die nicht zuletzt auch Sand und Ton eingelagert sind. Denn natürlich können Vögel wie die Uferschwalbe nur in diesem feinkörnigen Material graben.

Verwundete Landschaft – Lebensräume für Pflanzen und Tiere

Lange hat man in den Kiesgruben nur eine aufgerissene, verwundete Landschaft gesehen. Gesetze sorgten dafür, daß diese Löcher nach der Ausbeutung möglichst schnell wieder zugeschüttet wurden. Aufgelassene, also nicht mehr im Betrieb befindliche Kiesgruben waren dem Menschen ausschließlich willkommene Deponien für Abfall und Erdaushub. Und eines Tages war dann das Loch in der Landschaft wieder verschwunden. Jetzt hatte der Bauer neues Land unter dem Pflug.

Daß Kiesgruben wichtige Lebensräume für bedrohte Pflanzen und Tiere sein können, gilt auch heute noch nicht als Freibrief, die Landschaft durch solche Löcher wahllos zu verschandeln. Der Naturschutz, seit frühester Zeit im ständigen Kampf gegen Landschaftszerstörung, meldet inzwischen allerdings sein Interesse für die Erhaltung so mancher Grube an. Der Deutsche Bund für Vogelschutz, dem es längst nicht nur um das Überleben von bedrohten Vögeln geht, zeigt sich hier sehr aktiv. Allerdings konnten in der Bundesrepublik bisher weniger als ein Prozent aller Abbaugelände anschließend für den Naturschutz gesichert werden. Aber mindestens 20 Prozent – oder jede fünfte Kiesgrube – sollte nach dem Willen der Vogelschützer erhalten bleiben. Pauschalrezepte für diese Erhaltung, so stellt man fest, gibt es keine. Von Fall zu Fall müssen Grundeigentümer, Unternehmer, Naturschützer sowie Behördenvertreter gemeinsam entscheiden, ob eine

aufgelassene Kiesgrube erhalten werden soll und kann.

Den Umweltministerien der deutschen Bundesländer ist das Thema ebenfalls nicht fremd. Eine ganz hervorragende Schrift *Zur ökologischen Herrichtung von Sand- und Kiesgruben* hat inzwischen Schleswig-Holstein herausgegeben. Man lernt nie aus – heißt ein altes Sprichwort. Der Mensch mußte diese Lebensräume aus zweiter Hand mit ihren Pflanzen, Amphibien, Vögel, Insekten erst entdecken und kennenlernen, ehe er sich dafür einsetzen konnte.

Uferschwalbe – vertrieben aus Flußauen

Befassen wir uns zunächst mit der schon erwähnten Uferschwalbe, einem Zugvogel, der in Afrika überwintert und bei uns brütet. Mit ihm wird nämlich besonders deutlich demonstriert, daß Kiesgruben heute vor allem ein Ersatz für die Flußauen sind, die es meist nur noch als Fragmente gibt. Solange der Mensch nicht in den Flußauen baute und siedelte, waren sie ein Auffang-Reservoir für die jährlichen Hochwässer. Es waren lebendige Landschaften mit Tümpeln, Kiesbänken, Steilhängen, mit Schwemmholz und Gebüsch. Mit und nach jeder Überschwemmung gab es Veränderungen – hier neues Schwemmland, dort frische Anrisse. In die Steilhänge, die der Fluß einkerbte, konnten die Männchen der Uferschwalben mit den Füßen ihre bis zu 70 Zentimeter langen Röhren graben. Im Brutkessel am Ende des Ganges legten die Weibchen vier oder fünf Eier auf ein Polster aus Wurzeln und Gras. 14 bis 16 Tage später schlüpfen die Jungvögel; nach 21 bis 23 Tagen flogen sie aus. Die Welt war in Ordnung.

Dann entdeckte der Mensch die Flußauen. Es genügte ihm nicht mehr, das fruchtbare Schwemmland zu bewirtschaften. Er wollte siedeln und bauen; aber das Hochwasser störte ihn dabei. Also wurden die Flüsse begradigt, kanalisiert, mit Dämmen versehen. Wo es keine Flußschlingen mehr gibt, haben die Ufer auch keine flachen Gleithänge mehr, über die das Wasser sanft hinwegspült. Ebenso fehlen die steilen Prallhänge, die von der Kraft des Wassers, vom Aufprall, immer wieder durch Unterspülungen und nachfolgende Erdabbrüche geschaffen werden. Ohne diese Prallhänge hat auch die Uferschwalbe keine Brutmöglichkeiten mehr. Jetzt hat sie zum Glück die Steilwände der Kiesgruben als Ersatzbiotope entdeckt – und sie stört sich auch nicht daran, wenn die Kiesgrube noch bewirtschaftet ist. Bei den Baggerarbeiten, so die Bitte der Naturschützer, muß natürlich auf die brütenden Vögel Rücksicht genommen werden. Etwa 15000 Brutpaare der Ufer-



Dieses Uferschwalben-Männchen hat gerade damit begonnen, in die Steilwand einer Kiesgrube eine Brutröhre zu graben. Die Röhren sind bis zu 70 cm tief.

schwalbe gibt es heute noch im Bundesgebiet, davon an die 2000 in Baden-Württemberg. Vor zehn Jahren hat es bei uns im Ländle noch 5000 Brutpaare gegeben.

Refugium für bedrohte Vogelarten

Mit der Uferschwalbe ergriff auch die übrige Natur von diesem Refugium nach und nach Besitz. Es kam der Flußregenpfeifer, um seine Eier in den Kies zu legen, die sich von den Steinen kaum unterscheiden. Der Eisvogel ist auf Fischfang in Fließgewässern spezialisiert und deshalb im Gegensatz zur Uferschwalbe nur ein ganz seltener Bewohner der Kiesgrube, obwohl auch für seine Brutröhre Platz genug wäre. Gelegentlich sieht man den Flußuferläufer. Stockente, Bläß- und Teichhuhn sowie der Zwergtaucher haben den Baggerweiher anstelle des verschwundenen Altwasserarms der Flußau

problemlös angenommen. Weitere Sumpf- und Wasservogel machen auf der Durchreise Rast. Schilf, dessen erste Samen vor allem von den Enten angeschleppt werden, zieht den Teichrohrsänger und den Drosselrohrsänger an. Im Buschwerk nisten Dorngrasmücke und Neuntöter. Auch der Pirol und die Nachtigall sind von Auenwaldvögeln zu Kiesgrubenvögeln geworden.

Rückzugsgebiet für Amphibien und Insekten

Neben den Flußauen waren die Baggerseen und Wasserlachen der Kiesgruben immer schon die besten Amphibienbiotope. Kreuzkröte, Gelbbauchunke, Geburtshelferkröte waren hier schon zu Hause, ehe ihnen der Lebensraum in den Flußauen zu knapp wurde. Erdkröte und Grasfrosch kommen zur Eiablage; auch der Wasserfrosch wandert ein. Eine Sensation für den kundigen Naturschützer ist



Auch für den Graureiher ist das Feuchtgebiet einer Kiesgrube ein vielversprechendes Jagdrevier.

es, wenn der Laubfrosch durch seinen keckernden Ruf kundtut, daß auch er hier eine neue Bleibe gefunden hat. Laubfrösche gehören ja zu den bedrohtesten Amphibien überhaupt. Berg-, Faden-, Teich- und Kammolch haben in der Kiesgrube ihre Brutgewässer, wobei der Kammolch – wie der Laubfrosch – auch schon eine Rarität geworden ist. Beiden hat der Mensch nicht nur den Lebensraum streitig gemacht; sie reagieren auch ganz besonders empfindlich auf Umweltgifte.

In der Kiesgrube wird weder gegen unerwünschten Pflanzenwuchs noch gegen sogenannte Schädlinge gespritzt. Auch Dünger ist nicht vonnöten. So herrschen hier für Pflanze und Tier absolut ideale Lebensbedingungen. Nicht von ungefähr kann man in der Kiesgrube die sonst wegen der verschmutzten Gewässer so selten gewordene Ringelnatter entdecken, eine ungiftige Wasserschlange, der wir aber auch in der Umgebung von Gewässern an Land begegnen. Zum Baggersee der Kiesgrube gehören natürlich auch die Insekten, die – wie der Gelbrandkäfer – im Wasser leben oder – wie die Libelle – ihre Umwandlung von der Larve zum geschlechtsreifen Tier im Wasser durchmachen.

Ruderalpflanzen und Ackerwildkräuter

Kiesgruben sind ein Dorado der Pflanzenwelt. Für den Weiher schleppen vor allem die Schwimmvögel die Samen an. Ruderalpflanzen werden meist durch

den Wind angesamt. Ruderal kommt von «rudus», dem lateinischen Begriff für Schutt und Ruinen. Gemeint sind Pflanzen, die dort als erste siedeln, wo der Mensch die Erdoberfläche in Bewegung hält. In der Stadt ist es die Schutthalde zum Beispiel, im Dorf die Hofecke, in der die Hühner scharren. Genau genommen ist das alles Vergangenheit. Der menschliche Ordnungssinn läßt der Ruderalflora heutzutage keinen Platz mehr, so daß man bereits anfangen mußte, ihr in Freilichtmuseen das Überleben zu garantieren. Der nackte Boden einer Kiesgrube, immer wieder einmal umbrochen oder aufgekratzt, solange die Grube in Betrieb ist, trägt ebenfalls dazu bei, diesen Pflanzen das Überleben zu sichern. Kratzdisteln verschiedener Spezies gehören zur Ruderalflora, der Weiße Gänsefuß, die Malve, der Natternkopf und die Eselsdistel; des weiteren Mäusegerste, Rainfarn und Beifuß – um nur ein paar Vertreter dieser großen Pflanzengesellschaft zu nennen.

Auf dem Mutterboden, der abgehoben wurde, ehe der Bagger an eine neue Kieswand ging, da fangen Ackerunkräuter zu wachsen und zu blühen an. Die Naturschützer und Botaniker sprechen neuerdings mit Recht von Ackerwildkräutern und nicht mehr von Ackerunkräutern. Denn in der Natur gibt es ja gar kein Unkraut. Das ist nichts als eine zweifelhafte Wortschöpfung des Menschen für all das wilde Kraut, das seine Kulturpflanzen bedrängt und stört. Klatschmohn, Kornblume, Ackerrittersporn, Frau-

enspiegel, Kornrade und das wilde Stiefmütterchen sind nur ein paar von den vielen Ackerwildkräutern; aber es sind Pflanzen und vor allem Blüten, die wir alle kennen oder – besser gesagt – kannten. Seit der Saatgutauslese und dem Einsatz von Herbiziden wächst so manches davon nur noch auf dem Museumsacker, den es tatsächlich längst gibt – zum Beispiel auf dem Beutenley bei Münsingen.

Denn auch die Kiesgrube ist leider kein Dauerrefugium für solche Pflanzen der ersten Stunde – egal, ob es sich um Ruderalpflanzen oder um Ackerwildkräuter handelt. Mit zunehmender Verbuschung verschwindet das alles wieder – einschließlich Golddistel, Wundklee, Kugelblume und Wiesensalbei, die an besonders trockenen Standorten die Erstbesiedler waren. Und diese Verbuschung tritt spätestens dann ein, wenn in der Kiesgrube nicht mehr gearbeitet wird, wenn der Boden nicht mehr in Bewegung ist.

All diese Pflanzen locken die verschiedensten Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Bienen und Wespen an. Wo sich die Hitze über dem Sand staut, gräbt der Ameisenlöwe seine Fangtrichter. Die Larven des Sandlaufkäfers lauern genauso auf Beute wie die Zebraspinne. Im wabernden Hitzestau über Sand und Gestein fühlen sich auch Mauer- und Zauneidechse, Schlingnatter und Blindschleiche wohl. Wirklich, es ist kaum zu glauben, welche Mini-Sergeti eine solche Kiesgrube sein kann.

«Renaturierung» ist das Gebot

Wir sprachen schon am Anfang davon, daß fürs Überleben von Tieren und Pflanzen jetzt so manche Kiesgrube bestehen bleibt und bleiben muß. Sie wird dann nicht rekultiviert, was letztlich ihre Zuschüttung bedeutet, sondern höchstens renaturiert, d. h. zu naturnahen oder sogar natürlichen Lebensräumen zurückgestaltet. Eigentlich kann man dabei alles der Natur selbst überlassen. Ein bißchen Landschaftsgestaltung kann bei entsprechender Fachkenntnis und Behutsamkeit nichts schaden. Es ist sogar ein Management denkbar –, ein Begriff, der längst in das Vokabular der Tier- und Pflanzenerhaltung Eingang gefunden hat. Bei der Kiesgrube bedeutet das neben Betreuung und Überwachung nicht zuletzt die Sorge dafür, daß der Boden immer ein wenig in Bewegung bleibt und so nicht verbuschen und zuwachsen kann. Wer wissen will, wie das gemacht wird, der kann sich das geplante Naturschutzgebiet Kohlplattenschlag bei Karlsruhe ansehen. Zu diesen wenigen Modellen im Land gehört auch der Arlesheimer See bei Freiburg. In beiden Fällen leisten die zuständigen Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege Beispielhaftes. Das alles darf jedoch – wie gesagt – kein Alibi für Löcher in der Landschaft werden. Deshalb muß nach wie vor jede neue Kiesgrube genehmigt, im Zweifelsfall auch abgelehnt werden.



Wanderungen in die Vergangenheit (15): Wolfgang Irtenkauf Kartause Güterstein

Das taurische «Bad Urach» bedarf bei diesen in die Vergangenheit zurückführenden Wanderungen keiner besonderen Empfehlung mehr, denn jeder Geschichtsbeflissene kennt Schloß, Amanduskirche und Mönchshof, diese geistlich-weltliche Dreieinigkeit, kennt Schloß Hohenurach, das in seinen Ruinen noch Erinnerungen an das württembergische Herzogshaus festhält, und hat sich erfreut am Uracher Wasserfall, einem der schönsten und beeindruckendsten Naturschauspiele des Landes. Manchen Urach-Wanderer führt der Weg zur parallelen Erscheinung dieses Wasserfalls und damit zum Güterstein. Aber es sind weitaus weniger Besucher, die den Weg dorthin finden oder wählen. Vielleicht verbinden sie keine Vorstellungen mit diesem Namen oder aber ist der Aufstieg von der Domäne gleichen Namens zu steil.

Was viele Besucher, die am Wasserrinnsal neben dem Häuschen der Albwasserversorgung stehen, nicht so recht verstehen und vor allem sich nicht so recht vorstellen können, das ist die Tatsache, daß hier einst ein Kloster stand. Wo mag es seinen Platz gehabt haben? Um diese Frage richtig beantworten zu können, müssen wir die heute vorhandene Fläche ausdehnen: einst hatte hier noch ein ausgedehnter Sinterkalkfelsen mit einer Freifläche ähnlich der am Uracher Wasserfall Platz. Ein auf dem Felsplateau stehendes Kloster konnte herausfordernd, trotzig und uneinnehmbar in das enge Tal und auf den Runden Berg schauen.

Auf alle Fälle lockte der abgeschiedene Platz, eine wahre Einöde, schon Zisterzienser und nach ihnen Benediktiner, die dem Kloster Zwiefalten unterstanden. 1439 hatte deren Stunde geschlagen, denn die beiden württembergischen Grafen Ludwig und Ulrich (der Vielgeliebte), die 1441 die verhängnisvolle Landesteilung vornahmen, wollten eine Kartause in diese Klosteranlage hineinversetzen, weil sie keine Kartause sonst in Württemberg hatten. Und somit kam einer der strengsten Orden der katholischen Kirche hier zum Zug.

Die Kartäuser waren eine Gründung des hl. Bruno von Köln, der sich 1084 in der Grande Chartreuse – der «Ur»-Kartause – niedergelassen hatte. Die Kartäuser, deren Name in Likör und Klößen weiterlebt, wohnten in völliger Abgeschiedenheit in einer Art Einliegerwohnung, die sie nur zum gemeinsamen Gottesdienst verließen. Hier war der Einsiedler in eine (scheinbare) Gemeinschaft integriert, ohne

daß er seine Selbständigkeit vor den Menschen aufzugeben hatte.

Der «Aufstieg» Gütersteins begann, als Urach 1441 infolge der Landesteilung zur Grablege der in Urach residierenden Grafen des südlichen Württembergs erhoben wurde. Sie wurde 1554 durch Herzog Christoph aufgehoben, der die Leichname in die Grablege in der Tübinger Stiftskirche überführen ließ. Reiche Zuwendungen erhielt die Kartause durch die Mutter von Eberhard im Bart, Mechthild, die deshalb als die zweite Gründerin galt. Dieses Entgegenkommen setzte Eberhard fort, als er zur Regierung gekommen war, so daß er als der wahre «Vater» des Gütersteins empfunden wurde. Hier empfing der 23jährige auch den Reisesegen des dortigen Priors, bevor er die gefahrvolle Heiliglandreise antrat.

Doch als Eberhard 1496 gestorben war, fehlten in der Folgezeit die herzoglichen Wohltäter. Heinrich Bebel, der Dichterhumanist in Tübingen, warf den Mönchen Unwissenheit und gar solche in kirchlichen Dingen vor. Die «hohe Zeit» der Kartause war endgültig vorbei.

Nicht bewiesen ist, daß Herzog Ulrich nach seiner Vertreibung 1519 Asyl auf dem Güterstein suchte und fand; wohl ist klar, daß einer seiner schärfsten politischen Gegner, der ehemalige Kanzler Gregor Lamparter, hier nach seinem Tode im Jahr 1523 neben den fürstlichen Leichnamen Aufnahme in der Grablege fand. Der Herzog wollte nach seiner Rückkehr ins Land 1534 *durchaus keine Gnade mehr haben* und hob das Kloster auf. Der Felsen, auf dem es stand, wurde später weggesprengt.

*Im Tal hier, wo nur Trümmer
der Wanderer noch erblickt,
in das nur kargen Schimmer
die Morgensonne schiebt.
Hier, zwischen Waldeshöhen
und wildem Felsgestein
versteckt, war einst zu sehen
das stille Klösterlein.*

So dichtete in patriotischem Stil Rudolf Magenau. Aber keiner hat so wie Eduard Mörike die Sommerstimmung besungen und getroffen:

*Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
besonnte Felsen, alte Wolkenstühle,
auf Wäldern schwer,
wo kaum der Mittag lichtet,
und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle.*



Sobald wir angekommen waren, ließen wir uns bei dem Fürstbte melden, wurden gleich vorgelassen und von ihm mit ausnehmender Güte empfangen. Dieser edle Mann hatte etwas ausgezeichnet Wahres und Herzliches, etwas Bescheidenes und doch Würdiges, etwas Heiteres und Zu-vorkommendes und doch dabei sehr Anständiges, in seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen. Wenn man eine halbe Stunde bei ihm gewesen war, glaubte man ihn zeitlebens gekannt zu haben. Er empfing uns nicht wie ein Reichsfürst, nicht wie der Abt eines Stifts, sondern wie ein freundlicher und unbefangener Gelehrter ohne alle Prä-tension, der sich Fremden gern mitteilt.

Ein klassisches Zitat, das einen Menschen vollgütig zeichnet. Der Verfertiger: Friedrich Nicolai, der «Erz»-Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Der Porträtierte: Martin Gerbert aus Horb am Neckar, Fürstabt des Klosters St. Blasien auf dem Schwarzwald. Ort der Begegnung: St. Blasien, Tag: 25. Juli 1781. Nico-

lai, 1733, also vor 250 Jahren, geboren, war damals 48 Jahre alt, Gerbert zwölf Jahre älter.

Wir finden dieses Zitat in Nicolais 12. (!) Band seiner *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und der Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*, erschienen in Berlin und Stettin 1796, also fünfzehn Jahre später. Der Autor hat sein Reisetagebuch nicht im ersten «Aufwasch» geschrieben, sondern, da er ein Literat war, sorgfältig recherchiert und gefeilt. Die Texte sind daher nicht mehr taurisch, sondern vielfach gefiltert.

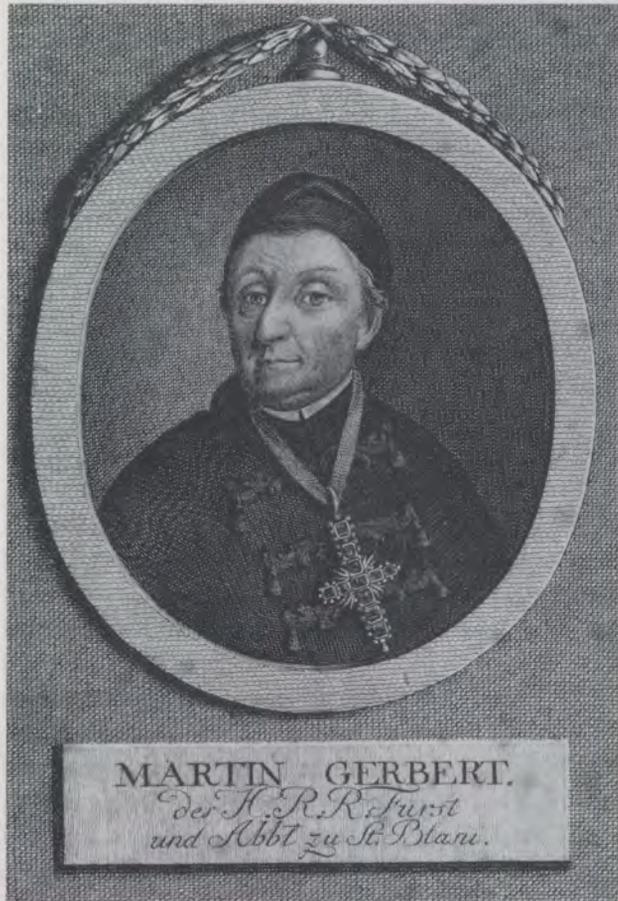
Doch lesen wir weiter: *Er, Gerbert, war so äußerst gefällig, daß er uns den größten Teil des Vormittags selbst herumführte. Es war am 25. Juli, dem Tage unserer Anwesenheit, gerade der Festtag des Apostels Jakobus. Ich hatte gar nicht daran gedacht, sonst würde ich gesucht haben es einzurichten, daß die Zeit meiner Anwesenheit auf einen für die geistlichen Bewohner des Stiftes weniger unbequemen Tag gefallen wäre. Aber der gütige Fürstabt ließ sich dadurch nicht irren. Er führte Nicolai in die Kirche, zeigte ihm diese nach der Anhörung einer Messe, die Nicolai wegen der musikalischen Ausstattung unter den Zuhörern fand, stieg auf die noch vorhandenen Gerüste und bis auf das künstliche Hängewerk, wodurch die Kuppel getragen wird. Während dieses Herumgehens unterbrach er die Anmerkungen über den Bau und die Beschaffenheit der Kirche sehr oft durch verschiedene gelehrte Gespräche und Fragen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Teilnahme.*

Fürstabt und Schriftsteller

Gerbert, als Fürstabt Martin II. seines Klosters, war damals nicht nur der Herr von St. Blasien und dem kleinen Territorialstaat, der dazugehörte, sondern auch einer der fruchtbarsten kirchengeschichtlichen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Viele Reisen hatten seinen geistigen Horizont erheblich erweitert. Aber er lernte dort nicht nur andere Menschen und Länder kennen, sondern auch Bibliotheken und Archive, die, so darf man ohne Übertreibung sagen, seine ganze Wonne waren. Zum Mißvergnügen von Nicolai, dem Berliner Besucher, wollte der Abt aber lieber über die Geschichte mit ihm sprechen als über den Versbau bei römischen oder gar griechischen Dichtern, was ihm, Gerbert, *nicht so ganz gegenwärtig* war. Auch ein Gespräch über Musik, Gerberts Lieblingsbeschäftigung, verlief etwas unbefriedigend. Nicolai wollte über die Betonung der jeweils letzten



Note in den polnischen und *kosackischen* Tänzen reden, aber Gerbert mußte gestehen, den Namen Polonaise noch nie gehört zu haben. Gleichwohl hörte er sehr aufmerksam zu, und tat mehrere das Wesentliche der Sache angehende Fragen, mit Teilnahme einer gelehrten Unterredung, die eigentlich ganz außer dem Kreise seiner Studien lag.



Auch während des Mittags sprach man weiter, der Abt und sein Gast. Nicolai hatte die Titel der lateinischen Werke Gerberts gut im Gedächtnis behalten, und er wußte, wie er den Kontakt mit seinem Gastgeber aufrecht erhalten konnte. Des Abts Interesse galt, es ist schon gesagt worden, der Musik, aber auch der Liturgie, dann aber ganz allgemein der Geschichte. Das Haus Habsburg, St. Blasiens Schutzmacht, verdankt ihm eine Darstellung, der Schwarzwald seine erste ausführliche Geschichte. Die Mönche waren mit einer «Germania sacra» beschäftigt, worunter die Kirchengeschichtsschreibung des «heiligen» Deutschlands zu verstehen ist. Und so urteilt Nicolai über die Mönche: *Alle sind gelehrte Leute. An allen, die wir sahen, bemerkten wir das heitere, unbefangene, gefällige, herzliche Wesen ihres*

Oberhaupt, mit eben dem strengen Sinne für Wohlstand und Schicklichkeit verbunden, die ihr Oberhaupt auszeichnete. Unter ihnen bin ich den meisten Dank schuldig dem Pater Moritz Ribbele, ehemaligen Archivar des Stifts, der jetzt des Fürstbts Martin II. würdiger Nachfolger ist. Wieder muß hier Nicolai auf das Datum des Drucks, 1796, Rücksicht nehmen. Martin Gerbert war drei Jahre zuvor gestorben, von allen Einwohnern seines Gebiets allgemein geliebt und verehrt, wie Nicolai feststellt.

Aus all diesen Zitaten wird deutlich, daß Nicolai gespannt war auf die Begegnung mit einem Manne, den er sowohl als geistlichen Fürsten wie auch als fundierten Schriftsteller von der Ferne her bereits gekannt hatte. Nun hatte er am 25. Juli 1781, wenn auch nicht ohne kleinere Schwierigkeiten, den Kontakt zu diesem Manne gefunden. Anerkennend vermerkt Nicolai: *Der gütige Fürstbist wendet alles an, um uns zu einem längeren Aufenthalte in seinem Stifte zu bewegen, welches unseren eigenen Wünschen so sehr angemessen gewesen sein würde, da wir selbst Mühe hatten, uns von diesem interessanten Orte und von so vortrefflichen Leuten zu trennen. . . Dankbar und gerührt nahmen wir Abschied von diesem verehrungswürdigen Fürsten und von den würdigen Männern in seinem Stifte. Es war uns immer, als könnten wir uns von ihnen nicht trennen. Er entließ uns mit so gütigen Äußerungen, als hätten wir ihm durch unsern Besuch einen Dienst erwiesen, da doch der Vorteil, St. Blasien und die würdigen Männer, die es einschließt, kennen gelernt zu haben, ganz auf unserer Seite war. Wir verließen St. Blasien abends um 7 Uhr, und der Fürst hatte die Gewogenheit, uns mit seinen Pferden bis nach der 3 Meilen entlegenen Poststation Oberlauchringen fahren zu lassen.*

Pater Ribbele

Wer aber war Martin Gerbert? Die Frage nach dessen Biographie scheint Friedrich Nicolai nicht mehr losgelassen zu haben. Und so baute er systematisch den Kontakt zum Archivar des Klosters, dem aus Luxemburg stammenden Pater Ribbele, aus, der Gerberts Abt-Nachfolger wurde. Oft flogen in diesem interessanten Gedankenaustausch die Federn, denn keine der beiden Seiten machte aus seinem Herzen eine Mördergrube. *Es ist übrigens sehr natürlich, daß wir über viele Dinge völlig unterschieden denken müssen, gibt Nicolai seinem Briefpartner in St. Blasien zu bedenken, Sie katholisch, ein Religiöse, außerhalb der Welt in der Ruhe Ihres Stiftes, Ihrem Lieblingsstudium ungestört ergeben. Ich: Protestant, Kaufmann und Bürger des Staats, Hausvater einer zahlreichen Familie, durch tausend Geschäfte in der Welt herumgetrieben, als Gelehrter mir ganz selbst überlassen.* Ist das wirklich

der Mann, den Goethe in seinem «Faust» mit dem Vierzeiler verurteilt hat:

Sagt, wie heißt der steife Mann?

Er geht mit stolzen Schritten.

Er schnopert, was er schnopern kann.

Er spürt nach Jesuiten.

Nach der Abreise Nicolais vergehen beinahe anderthalb Jahre, bis wir auf den ersten Brief Ribbeles aus St. Blasien an den Berliner stoßen. Ende Dezember 1782 bedauert er, daß Nicolai nur so kurze Zeit im Kloster geweilt habe: *Es schmerzte uns aber nicht wenig, daß Ihr Aufenthalt nur wenige Augenblicke uns gegönnet worden. Wir sahen uns zu geschwind Ihres lehrreichen Unterrichts beraubt. Indessen macht es uns Vergnügen, daß Ihnen eben diese wenige Augenblicke nicht unangenehm gewesen, und Sie ein- und anderes nach Ihrem Wohlgefallen gefunden haben sollen. Courtoisie? Brieffloskeln? Oder doch: ein großer Augenblick, der Besuch Nicolais?!*

Nun aber folgt es wie kalte Dusche: Die erbetene Biographie Gerberts, die Nicolai zur Ausarbeitung seiner Reise auf den Schwarzwald benötigt, wird er nicht erhalten. Denn es war dem Archivar nicht erlaubt, Auskünfte dieser Art zu geben. *Schon mehrere Gelehrte haben eine solche Lebensbeschreibung begehret. Allein der Fürst wollte es niemals zugeben, obwohl einiger der Hiesigen diese Arbeit unternehmen wollten. Ich darf Ihnen nur seine Lebensepochen daher setzen. Andererseits will aber Gerbert etwas von Nicolai. Das Predigen in der neuen St. Blasianer Kirche, dem Dom, fällt beschwerlich. Wo soll man die Kanzel hinstellen? Nicolai wird ersucht, in der Berliner Hedwigskirche nachzuschauen – sie ist fast auf die nämliche Form gebaut –, wo dort die Kanzel steht.*

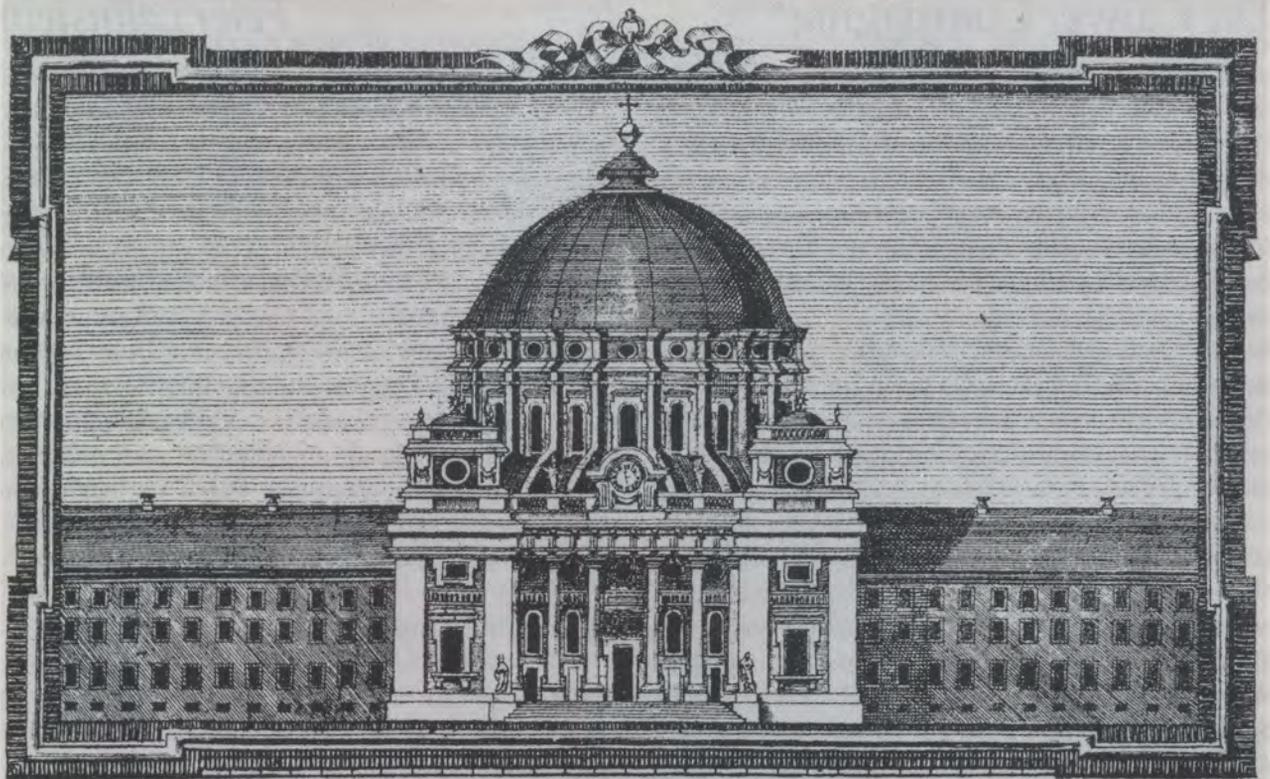
Mißbrauch des Mönchswesens?

Nicolai kommt dem Wunsch nach. Man dankt in St. Blasien. Aber man kritisiert auch recht freimütig, sozusagen auf Schwarzwälder Art, Nicolais Haltung zu den Orden der katholischen Kirche. Im März 1784 verlautet aus Berlin: *Ich billige, so wie alle Protestanten, die Institute der Mönchsorden deswegen nicht, weil das Gebot des Zölibats der menschlichen Gesellschaft schädlich ist. Ich hasse auch alle Möncherei, d. h. den Mißbrauch des Mönchswesens . . . Ich glaube, daß bisher der menschlichen Gesellschaft dadurch viel Schaden geschehen sei. So manches Gute auch nebenher dadurch gestiftet worden sein möchte, so halte ich doch den Schaden für höchst überwiegend . . . Was ich aber wider den Mönchsorden einzuwenden haben mag, so versichere ich Sie, daß ich jeden einzelnen Religiosen, der es verdient, von Herzen liebe.*

Man darf annehmen, daß die Briefe von Nicolai auch von Gerbert gelesen und die Gegenbriefe Ribbeles von ihm akzeptiert wurden. Wenn Ribbele versichert, *daß ich Sie, obwohl Sie Protestant sind, von Herzen liebe und unvergrößerlich hoch schätze*, so entspricht dies auch Gerberts Meinung und Gesinnung. Hier wird nun Ribbele deutlich: *Wir Mönche sind nun der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und das heutige klistierte Jahrhundert macht sich auf unsere Rechnung auf die elendeste Art lustig. Es ist genug, um das verächtlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu heißen, ein Mönch zu sein. Keiner aber aller dieser neuen Juvenalen hat sich die Mühe gemacht, etwas tiefer in das Wahre sich hineinzuwagen. Alle sind auf der Oberfläche stehen geblieben, und auch diese hat man auf dem tiefsten Standpunkt beobachtet. Auch Sie haben zuweilen bloß aus Vorurteil die Mönche aus dem einzigen Angesicht und dicken Wanst beurteilt, ohne in das Innere der Verfassung einen genaueren Blick zu werfen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Bigott, ein Phantast oder ein Abergläubiger seie. Ich liebe von Grund meines Herzens die Wahrheit, die ich allein suche.*

Es gehört zur Person und zum Charakter Nicolais, daß er solche energischen Widersprüche nicht nur duldet, sondern sie sogar begrüßt. Das «Disserieren» gehört mit zum Wesen der Auseinandersetzung im 18. Jahrhundert. Es werden keine Wahlkämpfe geführt, sondern man hebt seine Positionen auf die Lebensstellung einerseits des Mönchs, andererseits des Haus-Vaters ab. *Tun Sie so viel Gutes, als Sie als Religiöse tun können, und ich so viel, als ich als Hausvater tun kann, so haben wir beide die Absichten erfüllt, warum uns die Vorsehung in unsere Lage setzte*, schreibt Nicolai nach St. Blasien.

Nach dem Motto, wonach kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, sendet Nicolai im November 1784 ein kleines Kupferstichporträt Gerberts nach St. Blasien, was dieser mit *ungemeiner Rührung* in Empfang genommen hat. Gerbert gehört also bereits zu jenen Personen der Zeitgeschichte, die man als abbildenswert für die Nachwelt gehalten hat. Der Grund: in Berlin hat man tüchtige Kupferstecher – Chodowiecki ist der berühmteste –, aber der Schwarzwald und seine Randgebiete, so meint jedenfalls Ribbele, ist *sehr arm an Helden in dieser Kunst*. Und der Dankesgruß wird mit der Nachricht verbunden, Abt Martin Gerbert habe Mitte November 1784 das *Landesspital* und das damit verknüpfte *Arbeitshaus* in Bonndorf eingeweiht – dies ein Zeichen auch, wie Nicolai an der Spree Anteil an den Schicksalen des Klosters und vor allem «seines» Fürstabts genommen hat! *Aus hohem Befehl* seines Abtes, also Gerberts, übersendet Ribbele Nicolai kurz darauf die Gerbert-Medaille des Stiftskapitels: *Mir ist es ein wahres Vergnügen, wenn Ihnen dieses Merkmal der*



C. Macarius del.

BEATI, QUI HABITANT IN DOMO TUA DOMINE IN SECULA
SECLORUM LAUDABUNT TE. Pf. 83.

Peter Mayr sc.

Hochachtung unseres Fürsten und unseres Stifts gegen Sie angenehm sein wird.

In diese Freundschaft hinein werden Wermutstropfen gegossen, so jedenfalls sieht man es in St. Blasien. Eben erschienene Schriften Nicolais werden wegen ihrer Tendenz gegen Kirche und Mönchtum bemängelt; Vorurteile seien es, die solche Schilderungen zuwege gebracht hätten. Sie schreiben viele Wahrheiten, denen aber das Unechte immer das Gleichgewicht hält. Darauf bricht der briefliche Verkehr ab. Er flackert erst 1787 wieder auf, und Ribbele sorgt sich im Einvernehmen mit seinem Abt, Nicolai sei doch wohl nicht ernstlich getroffen worden: *An meine Freunde, unter denen Sie gewiß einen vorzüglichen Rang haben, schreibe ich offenherzig ohne Schminke. Ich lobe das Gute und rüge das Fehlerhafte und erwarte von Ihnen die nämliche Liebe.* Am 29. März 1787 geht der letzte Brief von St. Blasien nach Berlin ab. Bis heute weiß man nicht, ob dies das Ende der brieflichen Verbundenheit anzeigt oder aber weitere Briefe sich noch unerkannt und unerforscht in Archiven und Bibliotheken befinden.

Friedrich Nicolai hatte, so darf man sagen, eine ganz besondere «Gabe», Freunde vor den Kopf zu stoßen. Das muß im Falle Gerbert bzw. St. Blasien nicht der Fall gewesen sein. Aber wenn man bedenkt, mit welchen Großen seiner Zeit Nicolai in Kontakt stand, diesen Kontakt aber immer einmal auch verlor, dann wird man auch Nicolais Stellung verstehen

können. Daß seine Gegner allerdings immer den Weg ins Land der Vernunft, das er mit heißem Aufklärer-Herzen suchte, verstellen wollten, mußte ihn tief kränken:

Nicolai reiset noch immer, noch lange wird er reisen, aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg. Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen, Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabei doch verdient. Dennoch hat Nicolai auch über das folgende Jahrzehnt bis zum Erscheinen seiner St.-Blasien-Beschreibung diesen tiefen Grundton der Freundschaft nicht verlassen. So blieb auch das Bild von Martin Gerbert über die fünfzehn Jahre von der Begegnung bis zum Druck hinweg erhalten: *Im Umgang war er sehr jovialisch und munter, obgleich mit feinstem Sinne für Anstand und Schicklichkeit. Hoher Verstand und Wohlwollen offenbarte sich in seinen Gesprächen. Sein Betragen war äußerst verbindlich, ohne den Hofton, der zu Schau trägt, etwas Verbindliches sagen zu wollen. Sein Gesicht war offen und heiter seine Mienen, der Blick seiner Augen aufmerksam und verständig, sein ganzes Wesen unbefangen und freundlich.* Und Nicolai schließt diese Rückschau und Erinnerung mit einer sehr katholischen Sequenz: *Gewiß ist's aber doch auch, daß in Klöstern und außer Klöstern jeder vernünftige Mann zufrieden sein kann, wenn Unparteiische von ihm urteilen, er habe Verstand, Gelehrsamkeit, Tätigkeit und Wohlwollen in dem Maße zusammen vereinigt wie der edle Fürst Martin II. – Requiescat in pace!*

Die Calwer Compagnie war im 17. und 18. Jahrhundert das wichtigste Wirtschaftsunternehmen im Herzogtum Württemberg, und ist zugleich ein höchst anschauliches Beispiel für die Verkörperung pietistischen Denkens im ökonomischen Bereich und im sozialen Gefüge.

Bereits im ausgehenden Mittelalter wurde die im Schlehen- und Heckengäu erzeugte Schafwolle in Calw, daneben auch in Wildberg, zu Wolltuch verarbeitet. Die erste Tuchordnung in Württemberg wurde 1510 für Calw erlassen. Im Jahr 1582 gab es in Calw 36 Webermeister. Ihr wichtigstes Produkt war *Engelsait* (englisch *Satin*), ein glatter, langhaariger Wollstoff; er wurde weitherum exportiert, vor allem nach Italien, wo er bei der Geistlichkeit beliebt war. Die feinen und glatten Tuche wurden auf neuartigen Webstühlen gefertigt, die wahrscheinlich niederländische Glaubensflüchtlinge in den Schwarzwald verpflanzt hatten. Die Zahl der Calwer Zeugmacher war 1608 auf 150 gestiegen, bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 2400.

Friedrich (1593–1608) war der erste württembergische Herzog, der den Wert dieses blühenden Gewerbes erkannte und mit klugem Wohlwollen förderte. Ihm zu Ehren hat ein Tübinger Professor ein langes Gedicht gemacht, in dem von der Calwer Zeugmacherei anschaulich, wenn auch in ungeschmiert daherholpernden Versen die Rede ist.

*Von seinen Webern die Stadt Calw
Besetzt ist vil mehr denn halb.
Man spint, man wibt, man färbt alda
So schön als irgends anderswa.
Aus Frankreich und Hispanien
Haben sie ihre Künstfarben.
Als schwarz, gelb, grün, grau, braun, blau, rhot,
Und was jedes für Mischung hot,
Daß Farben werden mancherley,
Die jetzund sind im besten gschrey,
Wie spanisch Leibfarb, Carmesin,
Gras, Schweitzer, Dunkel, Sittich grün,
Gold, Schwäbel, Cäl, schön Viol Farb,
Und wie es gibt durchaus die Garb.
Mit diesen Waren könnens bestehn
In Straßburg, Frankfort, Nördlingen.*

* Dieser Aufsatz ist dem Buch «Schwäbisches Leben in alter Zeit – Ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte» von Peter Lahnstein entnommen, das im September im Paul-List-Verlag, München, erscheint; ca. 440 Seiten mit einer Zeittafel, Literaturnachweis und Ortsregister, DM 36,-

Damals war das Gewerbe so in die Breite gewachsen, daß es zu einer Kernteilung kam. Die Färber, die vor allem den nach der Mode wechselnden Bedarf im Auge haben mußten, übernahmen auch den Tuchhandel. Die Zeugmacher wurden auf die reine Weberei beschränkt. Eine entscheidende Veränderung trat 1611 ein, als die bisher mit ihren Tuchen frei handelnden Zeugmacher nun ihre Produkte nur noch über vorgeschriebene «Verleger» absetzen durften; so wurden sie angebunden oder gebannt, wie die Ausdrücke lauteten. Diese Verleger schlossen sich 1622 zu einer Gesellschaft der *Gesamten Färber und Handelsgenossen zu Calw* zusammen.

1650 neuer Zusammenschluß

Ein Hauptzweck war der gemeinsame Einkauf von Wolle und Farbstoffen. Ferner der Absatz der Ware auf den Messen: Basel, Straßburg, Worms, Frankfurt, Ulm, Augsburg, Nördlingen, Würzburg, Nürnberg, Leipzig, Naumburg, Zuzach; von besonderer Bedeutung war Bozen als Zugang zum italienischen Markt. Bei der großen Zahl der Messeplätze kann man sich ein Bild von der Reisetätigkeit der Calwer Kaufleute machen. Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts stand die Zeugmacherei in schönster Blüte; zwei Drittel der Bevölkerung lebte davon. Als im Unglücksjahr 1634 die Kriegsfurie Calw erreichte, brach auch diese Industrie zusammen; die zerstörte Stadt bot ein so jämmerliches Bild, daß man an eine Verlegung des Gewerbes dachte. Ein Menschenalter später legte der Stadtbrand von 1692 den Wiederaufbau noch einmal in Schutt und Asche. Aber weder der erste noch der zweite Schicksalsschlag haben Gewerbefleiß und Unternehmungslust vernichtend getroffen. Im Jahr 1650 erfolgte ein neuer Zusammenschluß der in Calw ansässigen Färber und Kaufleute zu einem Familien- und Geschäftsverband, der eigentlichen Calwer Compagnie, im folgenden C.C. genannt. Ein eigenartiges, fast einzigartiges Familienunternehmen, ein Dutzend Namen, darunter die Dörtenbach, Schill, Wagner, Zahn. Man ist durch eineinhalb Jahrhunderte nahezu gänzlich unter sich geblieben in einem «riesigen Familienbrei», wie Ernst Rheinwald formuliert hat. Nur zwei Söhne durften dem Vater als Teilhaber folgen; Töchter erhielten nur dann einen Geschäftsanteil, wenn sie ein Gesellschaftsmitglied heirateten. So blieb man nicht nur in der großen Familie, sondern die Zahl der Compagnieverwandten

blieb auch stabil. Die Söhne erhielten eine sorgfältige Ausbildung, bevor sie in die Compagnie aufgenommen wurden. Die Jüngeren reisten, die Älteren leiteten die Geschäfte von ihren Kontoren.

Die Einlagen betragen anfangs 1000 Gulden, stiegen bis Mitte des 18. Jahrhunderts auf 2500 Gulden und erreichten einmal die Höhe von 15000 Gulden. Die C.C. war eine offene Handelsgesellschaft mit Haftung jedes Teilhabers für die Schulden der Gesellschaft. Fest besoldet waren ein Haupteinkäufer, ein, später zwei Buchhalter, zwei Kassierer und der Faktor an dem wichtigen Platz Bozen. Die Compagnieverwandten erfreuten sich in Württemberg außerordentlicher, von den geldbedürftigen Herzögen freigebig gewährter Privilegien und eines guten Rufs, wohin immer ihre Handelswege sie führten. Lange Zeit spielte im Absatz der Italienhandel die Hauptrolle. Der Versand erfolgte über Speditionsfirmen in Schaffhausen, Lindau und Kempten. Auch bediente sich die C.C. der alten einschlägigen Erfahrungen von Handelshäusern in Ulm, Memmingen und Augsburg. Übrigens entbehrt es nicht der Pikanterie, daß die Produkte der pietistischen C.C. im italienischen Klerus ihre besten Kunden hatten.

Geldgeber der Herzöge

Generationen hindurch war die C.C. das kapitalkräftigste Unternehmen im Herzogtum. In Stuttgart existierte damals kein leistungsfähiges Bankhaus.



So ergab es sich, daß die C.C. wiederholt der württembergischen Regierung Darlehen gewährte. Sie nahm auch fremde Gelder zur Stärkung des eigenen Kapitals auf. Die solide Grundlage bildeten aber immer die Einlagen des Familienclans.

Es gab von der C.C. einige bemerkenswerte Abzweigungen, selbständige Firmen, die von Compagnieverwandten betrieben wurden. Die Firma «Dörtenbach & Zahn» gründete eine Bergbaugesellschaft, die in Alpirsbach und Bulach tätig war. Das interessanteste Produkt war das für die Farbbereitung wichtige Kobalt; daneben fielen geringere Mengen von Silber, Kupfer, Wismut, Zinn an. Später, durch ein herzogliches Privileg gestützt, widmeten sich einige Zweige der C.C. dem Salzhandel mit Bayern, womit ein Export Württemberger Weins dorthin verbunden wurde; das importierte Salz wurde nicht an den Handel, sondern an die Gemeinden weiterverkauft. Bei der Lage der Stadt am Rande des Schwarzwalds ist es nicht zu verwundern, daß ein Familienzweig sich im lukrativen Holzgeschäft betätigte. Das ehrgeizigste Projekt allerdings blieb in den Anfängen stecken: im Jahr 1751 erhielten die Zahn und Dörtenbach ein herzogliches Privileg zur Herstellung von Porzellan – vergebens. Nicht in Calw, sondern in Ludwigsburg sollte die Porzellanmanufaktur Württembergs erblühen.

Pietistisch bestimmtes Unternehmertum

Daß endlich für die Pietisten die Kombination von intensiver Frömmigkeit mit ebenso stark entwickeltem geschäftlichen Sinn und Erfolg ebenfalls (wie für den Calvinismus) galt, ist bekannt genug: man braucht nur an rheinische Verhältnisse und an Calw zu erinnern. So liest man in Max Weber's Aufsätzen zur Religionssoziologie. Diese eigenartige Verzahnung von pietistischem Glaubenseifer und materiellem Erfolg ist im protestantischen Schwaben, vor allem im Herzogtum Württemberg, vielfach zu beobachten; aber die C.C. ist das große Beispiel. Der pietistische «Separatismus» (d. h. Trennung von der Kirche) hatte in Calw derart um sich gegriffen, daß auf Anzeige des Dekans Zeller im Jahr 1712 der Synodus eine Untersuchungskommission einsetzte, die die Lage gründlich, aber mit versöhnungsbereiter kluger Bedachtsamkeit untersuchte. Es stellte sich alsbald heraus, daß die Sippen der C.C. den Kern dieser abgespaltenen Gemeinschaft bildeten, und daß ihr gesellschaftliches Ansehen und ihre wirtschaftliche Macht der Sache ein Gewicht verliehen, das allerdings eine behutsame Handhabung kirchlicher Zuchtmittel gebot.

Nun war der Pietismus nicht an der Wiege der Cal-

wer Compagnie gestanden. Es waren aber Compagnieverwandte auf ihren Geschäftsreisen in Norddeutschland und Sachsen mit dem dortigen Pietismus in nahe Berührung gekommen, und sie hatten Erbauungsschriften in die Heimat mitgebracht, die dort auf empfänglichen Boden fielen; denn auch Johann Valentin Andrea's Wirken und Nachwirkung in Calw darf nicht übersehen werden. Man kann annehmen, daß um 1700 der Familienteig pietistisch durchsäuert war, so daß die im 18. Jahrhundert blühende C.C. das Spiegelbild pietistisch bestimmten Unternehmertums ist.

In dem Bericht der erwähnten Kommission heißt es behutsam: *daß man nunmehr weiß und gesichert ist, mit waß vor Leuten man es in disem Stück zu thun hatt, nehmlich nicht mit offenbaren, rohen und groben Ketzern, wovor sie bißher von einigen gehalten und odiose außgeruffen worden, vilweniger mit Auffwicklern [Aufwieglern!] und Auffrührern, oder sonst der Obrigkeit Ohnehorsamen, sondern mit Leuten, die ohnerachtet all ihres theils eigensinnigen und so fest gefaßten Irrtums dennoch von Christo als dem einigen Grund unserer Seeligkeit nicht abweichen, sondern nach dem einhelligen Zeugniß . . . Gott wahrhaftig und mit Ernst suchen, lieben und fürchten, der Obrigkeit vor anderen getreu, gehorsam und bottmäßig seynd, ihren Schooß und Zoll [ihre Steuern und Abgaben] gern und willig geben, auch außer der Separation niemand zum Fall, oder Ärgerniß seynd, sondern ein ohnsträflich christliches Leben und Wandel führen, und im übrigen weder einen besonderen Anhang oder Partei unter sich machen, noch sonsten ihren Irrtum weiter zu disseminieren oder zu propagieren suchen.*

Sämtliche befragte Gemeindeglieder hatten Rühmlisches ausgesagt. *Ihr Leben sey ohntadelhaft und gehe anderen mit gutem Exempel vor oder wäre sonst gar nichts an ihnen zu klagen, als daß sie sich separiren.* Da es sich um die wohlhabendsten Familien der Stadt handelt, ist bemerkenswert, daß ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken und in der Kleidung gerühmt wird.

Sicherlich nicht zur Freude des Herrn Special Zeller geht die Kommission den moralischen Gründen der Separation nach. Der ärgerliche Lebenswandel einiger Kirchenmänner wird unverblümt angeprangert. Heruntergekommen sei auch der sonntägliche Gottesdienst, *indeme der eine schlaffe, der andere schwätze, der dritte lache, der vierte sonsten frech um sich gaffe, der fünfte gar Zotten . . . reiße oder schwöre: der sechste in Eitelkeit, Pracht und Frechheit der Kleidung sonderlich das Weibervolck dermaßen aufgeputzt daher komme, gleich als ob man auf den Marckt oder in die Comödie gehen wollte.* Aber auch die weltliche Obrigkeit erhält in dem Bericht eine derbe Ohrfeige; ungeschminkt ist von der großen Korruption und Ver-

derbnis des obrigkeitlichen und Regenten-Stands die Rede.

In dem breit angelegten Gemälde, das die Kommission von den Calwer Zuständen entwirft, macht der Urheber der Untersuchung, Dekan Zeller, selbst eine etwas seltsame Figur. Von einem den Pietisten nahe stehenden Geistlichen wird ihm vorgeworfen, *er habe ein und das andere mal so geprediget von dem Laster der Hurerey, daß es gar obscur und abscoen herausgekommen.* Die Kommission sei dem nachgegangen, aber des Herrn Specials Ausdrücke seien *dermaßen garstig und wüst* gewesen, daß man sie in den Akten nicht wiedergeben könne. Auf das hin seien viele Frauen dem Gottesdienst ferngeblieben. Übrigens wurde Zeller zwei Jahre später versetzt, und unter seinem Nachfolger besuchten die meisten Compagnieverwandten wieder die Kirche.

Zeugmacher werden Proletarier

Ein lehrreiches Kapitel ist das Verhältnis der Calwer Compagnie zu ihren gebannten oder angebandenen Zeugmachern. Es gab die Calwer Tuchmacherei schon drei oder vier Generationen, als die C.C. auf den Plan trat. Die Zeugmacher waren von Haus aus keine geringen Leute. Die allermeisten Zeugmacher waren ihrem Vater im Beruf gefolgt. Aus der Herkunft ihrer Mütter und ihrer Ehefrauen wird aber deutlich, daß es sich bei ihnen nicht um eine frühe «Arbeiterklasse» oder gar um ein Proletariat handelt, sondern daß sie familiär mit dem Bürgertum eng verflochten waren: mit Handwerkersippen jeder Art, auch mit Familien von Gerichtsverwandten, Schultheißen, Pfarrern und Lehrern. Auffallend selten mit Bauern; in zwei Fällen sind Söhne von Compagnieverwandten Zeugmacher geworden.

Es ist eine bittere und saure Wahrheit, daß die Zeugmacher unter dem Regiment der Calwer Compagnie zum Proletariat hinabgesunken sind. Es war dies aber keine geradlinige Entwicklung und die Ursachen sind sicherlich nicht allein bei der C.C. zu suchen. Schon in der Frühzeit der Gesellschaft hörte man Klagen: *Der gemeine Mann hat keine Hülfe, denn komme er zum Bürgermeister, sei derselbe von der C.C. Hat fünf Kinder und ist sehr arm. Die Metzger pflegen zu sagen – jetzo müssen sie einen Braten daran stecken, die Bäcker – sie müssen eine mürbe Mutschel oder eine Brezel dazutun, daß sie die von den Knappen [Zeugmachern] eingetauschte Ware unterbringen. Hat War auch an den Apotheker vertauscht. Ist krank gewesen. Sagt, ihr [einer Witwe] sei in zwei Jahren kein Stücklein mit barem Geld bezahlt worden. Wenn schon einer ein Werk der Barmherzigkeit täte, so habe der andere, der seine Meinung müsse*

fürschlagen, ein steinernes Herz. (Aus Akten von 1666, durch Wilhelm Staudenmeyer ausgezogen.) Aus diesen frühen Beschwerden wird vor allem deutlich, daß die Gesellschaft die Arbeit der Abhängigen statt mit Geld durch Ware zu vergüten suchte – eine im Frühkapitalismus in aller Welt verbreitete Form der Ausbeutung (das strapazierte Worte hat bisweilen seine Berechtigung).

Merkwürdig früh wird ein Grollen vernehmbar:

Freut Euch, Ihr Knappen alle, macht Euch einen guten Mut,

Wann die Kaufleute uns schon nehmen den Schweiß und auch das Blut.

Gott wolle uns helfen tragen,

Wir wollen nicht verzagen,

Wanns uns schon übelgoht.

Die Kaufleut haben zusammengetragen

Ihr Gewissen, Ehr und Blut.

Sie taten es verbergen wohl in ein Fingerhut.

Wann die Knappen kein Hülf mehr haben

Allhier in dieser Zeit,

Gott wird uns nicht versagen

Die ewge Seligkeit.

Kaufleut, wann sie zusammenbringen, viel Geld und auch viel Gut,

Sie können nichts mitnehmen, weder was man Ihnen tuet!

Ein Leylich in das Grab, darnach heißt es: Schab ab!

Ihr Knappen laßt Euch nicht verdrießen der Schinderey im Land,

Sie werdens nicht genießen, es war ihnen eine große Schandt!

Ihr Kaufleut laßt die Ohren öffnen in diesem Jammerthal, So könnet Ihr auch kommen in ewgen Himmelssaal.

Ihr habt zusammengeschworen ein Aydt zu eurem Gott,

Ihr wollt die Knappen machen zu Schandt und auch zu Spott.

Laßt Euch Christenblut eingießen, weil keines keins mehr hat.

Ihr tretet den Armen mit Füßen, es sey früher oder spat. Gott weiß wie es noch goht.

Ihr Knappen laßt Euch anrufen, den lieben getreuen Gott, Er wird uns auch erretten aus Trübsal, Angst und Not.

Ihr Kaufleut gehet in Euer Gewissen, am Morgen früh am Tag,

Laßt den Armen das Seinig auch genießen, man führet große Klag.

Kein Armer nicht mehr klagen mag.

Wir befehlen es dem lieben Gott!

Kaufleuth: Vater vergib Ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Gott geb Gnad! Gott geb Gnad! Amen!

Sie taten auch fein schmiren,

Der Arme muß wohl verlieren.

Es kommt noch alles an den Tag.

Seltsam nimmt dieses Protestlied aus dem Jahre 1664 Proletarierlieder des Industriezeitalters vorweg und läßt zugleich mittelalterliche Totentanzmotive nachklingen – älteste Sinnbilder der Egalité.

Ständige Arbeit bei unbeständigem Lohn

Die an die Calwer Compagnie gebannten Zeugmacher bildeten einen großen Teil der Bevölkerung in den Oberämtern Calw, Sulz, Nagold, Altensteig, Herrenberg und Böblingen. Die C.C. hatte sich der Regierung verpflichtet, diesen Menschen ständig Arbeit zu geben, während die Zeugmacher für niemanden sonst weben durften. Ob das durch andert-halb Jahrhunderte mehr Segen als Fluch bedeutet hat, oder nüchterner gesagt: mehr volkswirtschaftlichen Nutzen als soziale Schäden gebracht –, das ist eine Frage, die sich daran entscheidet, ob man der Wirtschaft oder dem Menschen den höheren Rang einräumt.

Die C.C. war weit über Württemberg hinaus bekannt, nicht nur auf Messen und Märkten. Im Jahre 1781 besuchte die Gündertode den Schwarzwald und notierte behutsam: *Die ersten Stifter lebten, nachdem sie reich geworden, ebenso einfach als vorher, da sie mühsam arbeiten mußten, um reich zu werden. Sie trugen immerhin die Fabrikantenschürzen* [das bedeutet einen Hinweis auf Handarbeit] . . . *Große Körper drücken kleinere. So geht es auch bei der C.C., die durch Ansehen und Reichtum Privilegien zu erhalten weiß, die den Untertanen bisweilen lästig fallen.* Zwölf Jahre später äußert ein Hofrat Meiners aus Göttingen: *Diese Gesellschaft hat das Recht, gewisse wollene Zeuge, welche sie zuerst im Lande verfertigen liess, allein zu verkaufen. Teils übt sie über ca. 900 Zeugmacher in 18 Oberämtern den Zwang aus, daß die gebannten Arbeiter die von ihnen verfertigten Waren roh zu Preisen an sie verkaufen müssen, welche dem Namen nach durch Übereinkunft, im Grunde aber von der Gesellschaft bestimmt werden.*

Nicht verboten war den Zeugmachern eine Nebentätigkeit, und bei der kärglichen, ungerne bar bezahlten Entlohnung machte von dieser Möglichkeit Gebrauch, wer konnte. Es waren oft bescheidene öffentliche Ämter: Amtsdienner, Holzmesser, Torwächter, Nachtwächter, Feldschütz, Totengräber, Stadtknecht – oder auch Schulmeister. Einige betrieben nebenher eine Gastwirtschaft oder ein Handwerk; auch als Leinenweber standen sie außerhalb des Compagnie-Banns. Schon um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert muß die Not in vielen Zeugmacherfamilien groß gewesen sein. Manche wohnten nicht einmal in Häusern, sondern in Baracken oder Scheunen. Und wenn die armen Menschen ihr Tuch oft auf langen Wegen nach Calw

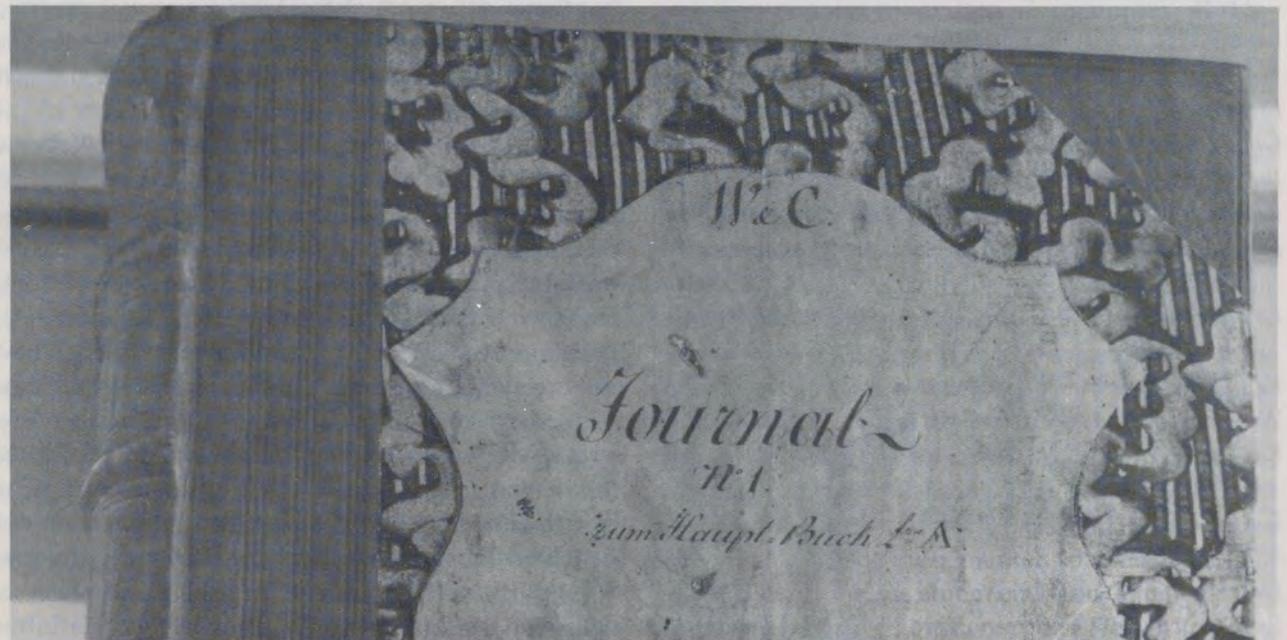
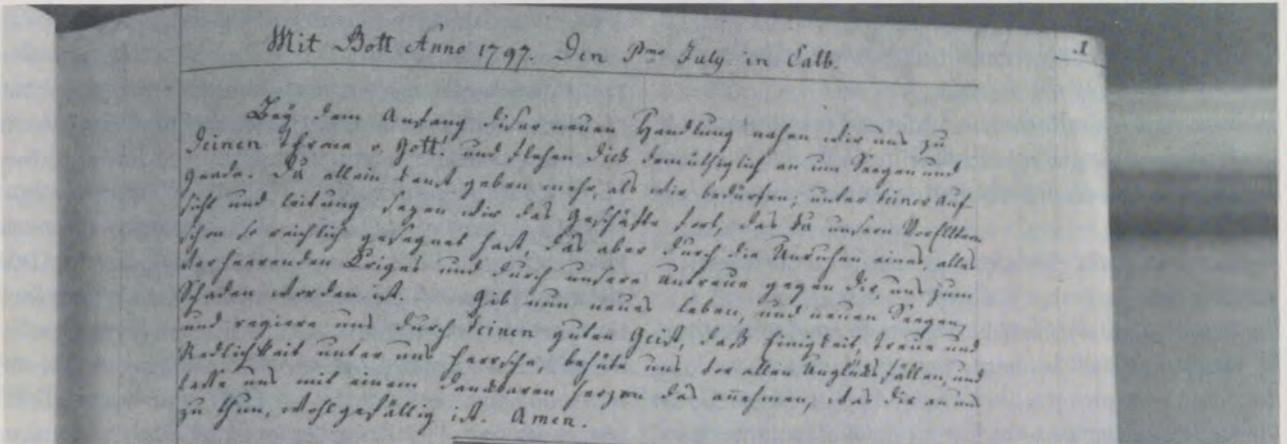
trugen, konnten sie nicht einmal sicher sein, daß es ihnen überhaupt abgenommen wurde. Denn jede Absatzstockung traf die Zeugmacher direkt.

1797 schuldenfreies Ende

Erstaunlich harte Urteile klangen aus dem Mund mancher Beamten. Oberamtmann Müller von Sulz am Neckar stellte 1778 die Frage, *ob es recht sei, daß etliche hundert Familien im Land zugrunde gingen, damit wenige davon reich würden. Die Zeugmacher . . . seien noch schlechter daran als Straßenbettler.* Und geradezu vernichtend klingt sieben Jahre später das Urteil des Oberamtmanns König von Herrenberg: *Es scheint sich doch in einem Zirkel von 6 Stunden im unteren Schwarzwald eine solche Menge von Privatreichum zusammenzudrängen, daß man hier in Württemberg Tyrus und Sidon zu finden glaubt. Freilich sieht man bei all dem Glanz den gemeinen Arbeiter oft nicht minder als den Plantageneger sein Brot im Schweiß seines Angesichts mit Leib- und Lebensgefahr brechen.*

Ist das wirklich das Endurteil über die Calwer Compagnie? Ist hier nicht ein großes Unternehmen in klugem Wägen und frischem Wagen durch vier Generationen geführt worden – im Geist christlicher Hausväter, nüchtern, arbeitsam und untereinander erstaunlich verträglich? Sie konnten auch mildtätig sein gegen Kranke und Invalide, von Fall zu Fall. Soziale Verantwortung aber ist aus ihrer privaten Frömmigkeit nicht geflossen. Die böse Zeile aus jenem frühen Weberlied *Laßt Euch Christenblut einfließen, weil keiner keins mehr hat* ist so paradox nicht. Auch das spätere böse Wort von Christus und Kattun liegt nicht fern. Erst im 19. Jahrhundert werden pietistische Frömmigkeit und ein sogar radikales Sozialbewußtsein an einigen Orten zusammenfließen.

Die Calwer Compagnie hat, als sie infolge der kriegischen Unruhen wichtige Märkte verlor, im Jahr 1797 ein sauberes, schuldenfreies Ende gefunden. Abzweigungen haben das Wirtschaftsleben weiterhin bereichert bis auf den heutigen Tag.



Herzog Karl Eugen und Abt Benedikt Maria Angehrn von Neresheim als Jagdfreunde

P. Paulus Weißenberger OSB

I

Vor einigen Jahren konnte ich in dieser Zeitschrift (Jg. 23, 1972, S. 234 ff.) auf verschiedene Beziehungen zwischen der Benediktinerabtei Neresheim und dem Land Württemberg um die Wende des 18./19. Jahrhunderts hinweisen. Die beiden großen Gestalten, die sich damals auf Seite von Kirche und Staat oder Abtei und Herzogtum gegenüberstanden und die in gar mancher Hinsicht in bestem Einvernehmen miteinander handelten, waren auf Seite des Staates oder des Herzogtums Herzog Karl Eugen, auf Seite der Abtei der spätere Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn in Neresheim.

Über Herzog Karl Eugen (1728–1793) orientieren zum einen drei Schriften in der Barockbibliothek der Abtei Neresheim, nämlich die große Stammtafel «Serenissima domus Wirtembergica tabulis genealogicis . . . in usum Caroli ducis Wirtembergicae», hsg. von Joh. Ulrich und Joh. Eberhard Pregizer, Frankfurt 1735, ferner das «Herzogl. Württembergische Adreßbuch» für die Jahre 1759, 1767 und 1769 von G. E. Bürckh sowie besonders auch die «Beschreibung der Hohen Karlsschule zu Stuttgart», 1783, mit dem Verzeichnis der dort in den Jahren 1786/87 gehaltenen Vorlesungen, samt einem kulturgeschichtlich hochinteressanten «Verzeichnis der Erfordernisse der herzogl. Karlsschule.»

Dem Herzog Karl Eugen stand auf seiten der Abtei Neresheim gegenüber Abt Benedikt Maria Angehrn. Er war geboren am 15. Juni 1720 (somit 8 Jahre älter als der Herzog) zu Hagenwil bei Amriswil in Thurgau/Schweiz. Seine Studien machte er in St. Gallen und an der Universität Dillingen. Von hier aus kam er nach Neresheim und legte hier am 11. Juli 1741 seine Profeß ab. Die Priesterweihe empfing er zu Augsburg am 18. Dezember 1745. Sein Konvent erwählte ihn am 3. Juni 1755 zum Abt von Neresheim. Die Abtsweihe erteilte ihm am 24. Juni, dem Fest des hl. Johannes des Täufers 1755, Weihbischof Franz Xaver Adelman Graf von Adelmansfelden. In den folgenden Jahren bemühte er sich mit Hilfe des Herzogs Karl Eugen, die bereits von seinem Vorgänger, Abt Aurelius Braisch aus Ehingen a. d. Donau, angestrebte Reichsprälätenwürde zu erhalten, was ihm im Jahr 1764 gelang. Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn starb nach über 30jähriger gesegneter Regierung, in der er auch den begonnenen großen Kirchenbau von Balthasar Neumann beinahe zu Ende führte, am 24. Juli 1787. Wunsch-

gemäß wurde er in dem von ihm angelegten und geweihten allgemeinen Friedhof an der Nordseite seiner Abteikirche begraben. Sein sehr schlichtes Grabdenkmal ist nur bruchstückhaft erhalten (vgl. Zwischen Härtsfeld und Virngrund, Beilage zur Schwäbischen Post 1954 n. 226 vom 29. September). Daß ein geborener Schweizer Eidgenosse noch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Abt eines nord-schwäbischen Benediktinerklosters und sogar Reichsprälat wurde, ist wohl einmalig und darf zu den denkwürdigen Raritäten der schwäbischen Klostergeschichte gerechnet werden.

II

Herzog und Reichsprälat waren ausgeprägte Persönlichkeiten von eigenständigem Wesen, die sich gegenseitig schätzten und ehrten und darüber hinaus auch manche gemeinsame Interessen besaßen. Die Hilfe, die Abt Benedikt Maria von seiten des Herzogs vor allem in den Streitfragen wegen der klösterlichen Unabhängigkeit mit dem gräflichen Haus Oettingen-Wallerstein und im Zusammenhang damit im Wachstum seines eigenen Prestiges unter den geistlichen schwäbischen Prälaten seiner Zeit erfuhr, suchte er dem Herzog gegenüber in mannigfacher Weise zu vergelten.

Nicht nur erhielt der Herzog nacheinander drei Mönche aus der Abtei Neresheim als Helfer und Prediger für seine Hofkapelle und für die Einführung des Volksschulunterrichts (Normalschulwesen) nach dem Vorbild Felbigers in seinen Landen (Werkmeister, Pracher und Nack), von denen die ersten zwei sich in der Folge zwar säkularisieren ließen, dem Priesterstand aber wie der katholischen Kirche treu blieben. Der Herzog beschäftigte Abt Angehrn auch, und zwar erfolgreich, zugleich mit dessen juristischem und theologischem Berater P. Benedikt Werkmeister, im Dienst seiner in Rom abhängigen Ehesache mit der Gräfin von Hohenheim. Schließlich erwarb der Herzog auf sehr billigem Tauschwege aus der Bibliothek der Abtei Neresheim eine Reihe von großen, überaus kostbaren Musik- oder Choralfoliohandschriften des 16. Jahrhunderts, die einst dem Benediktinerkloster Lorch bei Schwäbisch Gmünd gehörten und die nach der Aufhebung dieser Abtei durch die Reformation und ihre Folgen auf dem Weg des Kaufs rechtmäßig in den Besitz der Abtei Neresheim gekommen waren. Neben diesen pädagogischen, theologischen und

wissenschaftlichen Interessen verband die beiden Herren der hohen Gesellschaft, Herzog Karl Eugen und Abt Benedikt Maria Angehrn, noch ein anderes «Hobby», nämlich das Vergnügen an der Jagd bzw. an großen Treibjagden. Vielleicht war es dabei aber beiden hohen Herren weniger darum zu tun, sich selber als Jäger oder Schützen zu betätigen als vielmehr darum, an den Erlebnissen, Schwierigkeiten und Freuden einer solchen Treibjagd teilzunehmen und sich dabei in angenehmer Gesellschaft zu amüsieren und der strengen Form der höfischen Etikette einige Zeit ledig zu werden.

III

In den Tagebuchnotizen des Herzoglich Württembergischen Generalleutnants Alexander Maximilian Friedrich Freiherr von Buwinghamusen-Walmerode (s. diese Zeitschrift 1972, S. 234 f.) findet sich eine ganze Reihe von Aufzeichnungen, die uns von großen Sauhatzen und kleineren Treibjagden in verschiedenen Gegenden des Herzogtums erzählen. Erstere fanden besonders gern im großen Waldenbucher Forst bei Tübingen statt und zwar oft in großer Besetzung. Von Buwinghamusen weiß zu berichten, daß z. B. die Sauhatz daselbst vom 22. Oktober bis 21. November 1770, also volle vier Wochen dau-

Benedikt Maria Angehrn, Abt von Neresheim.
Ölgemälde um 1770, Benediktinerabtei Neresheim.



erte. An ihr nahmen u. a. nicht weniger als sechs adelige Damen, 34 Barone und andere Kavaliere, 7 Offiziere, 32 Husaren, 35 Pferde teil. Im ganzen wurden während dieser vier Wochen elf eigentliche Sauhatzen abgehalten und dabei neun verschiedene Waldabteilungen durchgekämmt. Der Herzog hatte dabei, abgesehen von der nicht genannten Zahl von Windhunden, 24 Rüden (Jagdhunde) bei sich, während die übrigen Hatzen oder Jagdabteilungen über je 15 Rüden verfügten, so daß insgesamt jeden Tag gegen 180 Rüden zur Jagd mitgenommen wurden. Von den verschiedenen Jagdgemeinschaften hatte jeder Kavaliere einen Trompeter und Husaren, einige unter ihnen überdies noch einen Leibjäger oder Leibhusaren als Begleiter zugeteilt erhalten, die wohl das Gewehr zu laden und den Schuß vorzubereiten hatten. Ein Pauker, der den Beginn und den Abschluß der Saujagden an- oder abzublenden hatte, war nur in der *Hatz* oder Jägergruppe des Herzogs üblich. Mit Trompeten und Pauken gab man auch an festlichen Tagen *das Zeichen zur Tafel*.

Das Ergebnis dieser elf Sauhatzen im Waldenbucher Forst Oktober/November 1770 war nicht sehr groß. So wurden am 3. November, dem Tag des «Jägerfests», nur 4 Schweine, 1 Keiler, 6 Bachen, 2 Frischlinge und 6 Hirsche *mit Hunden gehetzt und gefangen*. Am 6. November wurde in sechs Waldabteilungen *getrieben* und dabei wurden 3 Hauptschweine, 5 Keiler, 10 Bachen und 5 Frischlinge *gefangen*. Am 17. November ließ der Herzog *einige Hirsche und Thiere fangen, um solche nach der Solitude bringen zu lassen*. Von Buwinghamusen beklagt sich über das schlechte Ergebnis des langen Jagens mit den Worten (S. 233): *Da wir schon sieben Jahre lang kein Eckerich mehr gehabt haben, folglich die Schweine sich auch nicht stark vermehren und viele Frischlinge davonbringen können, so wurden heuer in allem nicht mehr eingefangen als 74 Hauptschweine, 5 angehende Schweine, 46 Keuler, 130 Bachen, 44 Frischlinge = 259 Stück*. Wenn hier vom Fehlen des *Eckerich* die Rede ist, so sind damit die sog. Buchekern (Buchenkerne, Bucheln) und Eicheln gemeint, die eine gesuchte Nahrung für Rehe, Wild- und Hausschweine boten, weshalb man die Schweine vielfach zur Nahrungssuche in die Wälder trieb. Die meisten Wälder auf der Alb, aber auch anderswo, bestanden damals noch aus Buchen und Eichen. Zum 6. November 1770 erzählt v. Buwinghamusen auch von einem kleinen Jagdunglück, das ihm persönlich dabei passierte (S. 229): *Da ich auf meinen Stand wieder reiten und nach den Hunden sehen wollte, fiel ich mit meinem Rotschimmel in ein Wasserloch, wovon mein Rotschimmel gleich am vorderen linken Fuß zu hinken anfang und ich solchen bei 14 Tagen nicht brauchen konnte*.

In den herzoglichen Waldungen des Brenztales und den anstoßenden Waldungen des Klosters Neresheim auf dem Härtsfelde gab es keine Saujagden, sondern nur Treibjagden von kleinerem Ausmaß. Meist war es auch nur kleineres Wild (niedere Jagd), das geschossen wurde. Nur ganz selten konnte ein Reh, ein Wildschwein oder ein Keiler als Jagdtrophäe heimgefahren werden. Wir erfahren dabei auch nichts Näheres über die Besetzung der teilnehmenden Hofgesellschaft noch auch, wie viele Soldaten oder Husaren oder gar Dorfbewohner mithalfen und wieviele Rüden zu den Jagden verwendet wurden.

Daß Abt Benedikt Maria Angehrn, der sich in der Brenztaler und Härtsfelder Jagdzeit am Hof des Herzogs aufhielt, ein passionierter Jäger gewesen wäre, wird man wohl kaum behaupten können. Er mußte seine Zeit für wichtigere Dinge verwenden. Daß er aber doch auch gern einmal ein schönes Stück Wild aufs Korn nahm, erzählt v. Buwinghamausen ausdrücklich zum 7. Juli 1769, als er Gast des Herzogs auf Schloß Solitude war. Während dieser mit seinen übrigen Gästen eine abendliche Spazierfahrt in der Umgebung machte, erhielt der Prälat von Neresheim die Erlaubnis, im neuen herzoglichen Park einen Hirsch zu schießen (S. 139). Ob er sich bei den Treibjagden auf dem Härtsfeld auch als Jäger betätigte, wird von ihm ebenso wenig berichtet wie vom Herzog selbst.

Über den Verlauf der herzoglichen Treibjagden, die in der Zeit vom Sonntag, den 25. November bis Donnerstag, den 6. Dezember 1770 in den Wäldern des Brenztales und des Härtsfeldes vor sich gingen, erzählt von Buwinghamausen folgende Einzelheiten: Am Sonntag, dem 25. November, nachmittags gegen 4 Uhr kam Herzog Karl Eugen von Kirchheim/Teck über Eybach nach Heidenheim. Er selbst stieg in der Krone ab. Seine Garde zu Pferd wurde in den nahen Ortschaften Bolheim, Mergelstetten und Steinheim einquartiert, die Husaren des Freiherrn von Buwinghamausen-Walmerode dagegen in Aufhausen, Herbrechtingen, Hohenmemmingen, Itzelberg, Königsbronn, Nattheim und Schnaitheim. Schon zur Zeit der Ankunft des Herzogs war auch Oberjägermeister von Woellwarth eingetroffen, der namens der regierenden Gräfin Charlotte Juliane, Gemahlin des Grafen Philipp Karl Dominikus von Oettingen-Wallerstein († 1766, 14. April, vermählt seit 21. 2. 1746), als benachbarter Landesherrin,

Compliment und Gratulation dem Herzog zu seiner Ankunft in Heidenheim zu entrichten hatte. Er wurde daraufhin zur Abendtafel des Herzogs geladen, worauf er wieder nach Wallerstein zurückkehrte.

Die folgenden Tage ähneln sich in ihrem Ablauf sehr stark, weshalb die Berichterstattung des Freiherrn von Buwinghamausen nicht allzu viel Abwechslung aufweist: Am Montag, dem 26. November, fand eine Treibjagd *in der Bolheimer Huth* (Revier oder Distrikt) statt. Das *Rendez-vous*, d. h. der Treffpunkt am Morgen zu Beginn der Jagd fand *am Lugenfeld*, die *kalte Küche* (Mittagsmahl mit kalten Speisen) *auf dem Gmeinberg an der Mergelstetterer Gmeind* statt. Die Treibjagd dieses Tages erstreckte sich auf folgende sechs Holzschläge oder Waldabteilungen bei Bolheim: 1. Sesselau, 2. Rothau, 3. Lindich, 4. Mergelstetter Gmeind, 5. Das Schwinde, 6. Das Schloßhäule. Diese Forstabteilungen sind noch heute mit gleichen Namen erhalten, die Namen selbst oft schwer zu deuten. Bei dieser Treibjagd wurden erlegt: 1 Bache (weibliches erwachsenes Wildschwein), 1 Thier (weibliches Rotwild), 1 Rehgeiß, 1 Haselhuhn, 8 Hehren (Häher?), 25 Füchse und 17 Hasen, insgesamt 54 Stück.

Bei der abendlichen Rückkehr der Jagdgesellschaft hatte sich auch Oberforstmeister von Imhof aus Dischingen eingestellt. Er hatte vom Fürsten Alexander Ferdinand (1704–1773) von Thurn und Taxis vor dessen Abreise von Schloß Trugenhofen (seit 1734 im Besitz der Fürsten von Thurn und Taxis, seit 1819, 4. Juli mit Erlaubnis des Königs von Württemberg in «Schloß Taxis» umbenannt; vgl. M. Piendl, Thurn und Taxis 1517–1867, Frankfurt 1967, S. 70) nach Regensburg den Auftrag erhalten, dem Herzog von Württemberg namens seines Fürsten seine Reverenz zu erweisen (*das Compliment machen*), falls er zur Jagd nach Heidenheim käme. Von Imhof verrichtete seine Aufgabe und kehrte nach der Abendtafel der Hofgesellschaft nach Dischingen zurück. Chronist von Buwinghamausen schließt an diesen Besuch aus Dischingen die wichtige Bemerkung an (S. 235): *Der Prälat von Neresheim* (Benedikt Maria Angehrn) *kam heute auch alhier an, machte dem Herzog seine Aufwartung und blieb bei uns*. Diese letzten, von einem Unterton der Freundschaft getragenen Worte besagen, wenn wir die weiteren Berichte des Tagebuchs berücksichtigen, daß Abt Benedikt Maria Angehrn tatsächlich – solange die Treibjagden im Raum Brenztal – Härtsfeld dauerten – in Heidenheim verblieb und während dieser Tage nicht in seine nahe Abtei zurückkehrte. Wo er in Heidenheim wohnte, ist nirgends gesagt, wahrscheinlich aber in der Krone wie sein herzoglicher Gastgeber. Das Wort

blieb bei uns besagt wohl auch, daß sich Abt Benedikt Maria auch der Jagdgesellschaft anschloß, wenn diese zur Treibjagd auszog. Wahrscheinlich hat er täglich auch die hl. Messe in Gegenwart des Herzogs gefeiert, der hierauf im allgemeinen ein großes Gewicht legte.

Am Dienstag, dem 27. November, sollte wieder eine Treibjagd abgehalten werden. Da sich aber anhaltendes Regenwetter eingestellt hatte, war sie unmöglich geworden. Man brachte deshalb den ganzen Tag in dem Assembléezimmer des Herzogs zu, d. h. in seinem Gesellschaftszimmer und Spielraum in der Krone. Mittags sandte der Herzog den Lieutenant und Hofjuncker von Schilling, vielleicht einen Sohn des damaligen Forstmeisters von Schilling in Heidenheim (1788 war er als Oberforstmeister bei der Grenzregulierung des Neresheimer Fischwassers in der Brenz bei Schnaitheim mit dem Oberamtmann Fischer – Heidenheim anwesend; vgl. P. Weißenberger, Fischweiher und Wasserrechte des Klosters Neresheim . . . Beilage z. Nachrichtenblatt d. Stadt Neresheim n. 19 vom 8. Mai 1981), zur Gräfin von Wallerstein, um ihr das Gegencompliment zu machen. Abends beteiligte sich die ganze Hofgesellschaft wie gewöhnlich an verschiedenen Spielen (Karten, Würfel, Kegel u. a.), woran auch Abt Benedikt Maria Angehrn teilnahm.

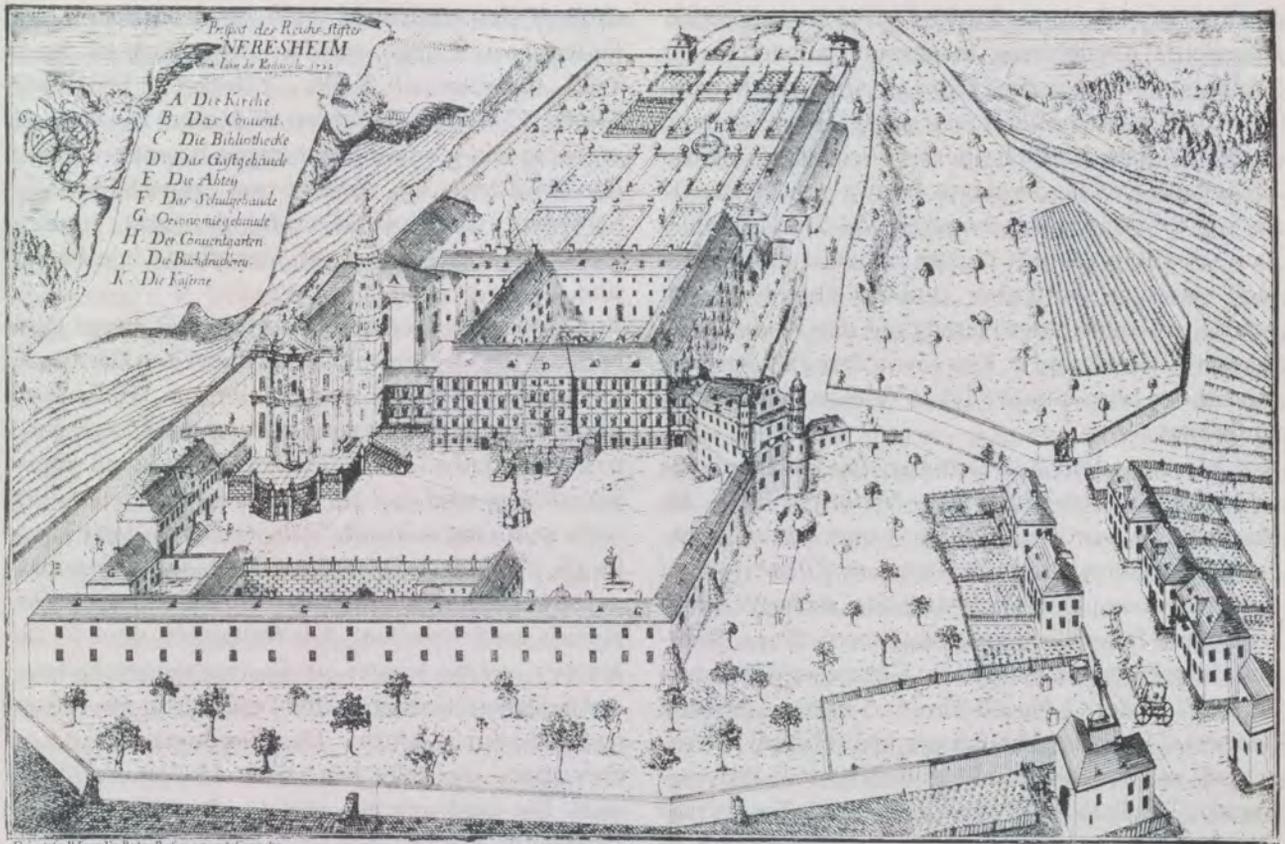
VI

Wie peinlich genau es bei diesen vorgenannten Complimenten und Gegencomplimenten, d. h. höfischen freundnachbarlichen Anstandsbesuchen zugehen konnte, ergibt sich aus mehreren Notizen von Buwinghamausens. Zum 22. September 1770 schreibt er auf Schloß Solitude in sein Tagebuch (S. 216 f.): *Diesen Mittag um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kam der Herzog von (einem Besuch des Fürsten von Thurn und Taxis in) Dischingen wieder wohl und glücklich hier an. Und da Höchstdieselbe in Dischingen unter der Hand gehört hatte, daß der Fürst von Taxis den Herzog eben auf eine solch unvermutete Weise überraschen wollten, als sie (der Fürst von Thurn und Taxis) überrascht worden sind, so wurde der Obristlieutenant von Laßberg auf heute zur Nachttafel hierher beordert, welchen der Herzog gleich nach Dischingen schickten, welcher sich daselbst anstellen mußte, als ob er nicht geschickt sei, sondern eine Visite auf einige Wochen daselbst machen wollte. Dieser hatte also die Ordre, wohl Achtung zu geben und wenn er hörte, daß der Fürst (von Taxis) abreisen wollte, so sollte er sich gleich zu Pferde sitzen und machen, daß der Herzog wenigstens 5–6 Stunden vor der Ankunft des Fürsten avertiret (benachrichtigt) sei.*

Zum 21. Oktober 1770 bemerkt Herr von Buwing-

hausen über vorgenannte Reise des Herrn von Laßberg des weiteren (S. 222 f.): *Der Obristlieutenant von Laßberg, welcher den 22. September incognito nach Dischingen gesandt wurde, um auf die Abreise des Fürsten von Taxis daselbst Achtung zu geben, damit der Herzog (Karl Eugen) nicht unvermutet von dem Fürsten (durch einen Besuch) überfallen würde, kam heute (20. Oktober, d. h. nach genau vier Wochen!) auch wieder (nach Schloß Solitude) zurück. Tags darauf teilte Herr von Buwinghamausen noch mit, daß an diesem Tag Herr von Wallis, Cavalier des Fürsten von Thurn und Taxis hierherkam, um dem Herzog ein Compliment von seinem Hofe zu bringen, ging aber abends wieder zurück nach Dischingen. Ein persönlicher, überraschender Besuch des Fürsten von Thurn und Taxis war somit auf der Solitude nicht zu erwarten.*

Diesem Hin und Her von höfischen Finessen zwischen dem Herzog von Württemberg und dem Fürsten von Thurn und Taxis war ein Besuch des Erbprinzen von Thurn und Taxis Karl Anselm mit seiner Gemahlin Augusta Elisabeth, Schwester des Herzogs Karl Eugen (vermählt seit 3. September 1753, s. Piendl, Thurn und Taxis 1517–1867, S. 78), in Stuttgart vorausgegangen. Von Buwinghamausen schreibt zu diesem Besuch auf der Solitude zum 16. September 1770 (S. 215 f.): *Diesen Vormittag kam der Geh. Rat und Obriststallmeister (des Fürsten von Thurn und Taxis) v. Vrints allhier an, welcher von dem Fürsten von Taxis an den Herzog hierhergeschickt wurde, um das Danksagungscompliment für die empfangenen Honneurs (Erbprinz und Erbprinzessin von Thurn und Taxis waren drei Wochen hindurch in Stuttgart und Ludwigsburg Gäste des Herzogs gewesen) nomine seines Fürsten abzustatten . . . Der Herzog speisen, wie gewöhnlich, wenn Sie allein auf dem Lande sind, niemals zu Mittag, daher wir allein mit dem Herrn von Vrintz aßen. Den 17. Sept. Dischingen (von Buwinghamausen machte seine Aufzeichnung in Dischingen als Begleiter des Herzogs). Morgens früh 5 Uhr fuhren der Herzog mit dem Major von Schwarzenfels (von Buwinghamausen wird wohl als Begleiter mit- oder vorausgeritten sein, um die Überraschung des Fürsten gelingen zu lassen) ganz allein nach Dischingen zu dem Fürsten von Thurn und Taxis, um selbigem eine unvermutete Visite zu machen. Diese Reise geriet dem Herzog auch so gut, daß Sie in Dischingen an die Mittagstafel und hinter den Sessel des Fürsten kamen, ohne daß selbiger das Mindeste davon erfahren oder wahrgenommen hätte. Damit nun solches durch den hier anwesenden Gesandten v. Vrints nicht herauskomme oder solcher selbst voraus dahin reisen möchte, so ließen sich der Herzog nicht nur gar nichts von der Reise merken, sondern machten ihm glauben, daß der Herzog diesen Morgen auf ein eingerichtetes Jagen in den Böblinger Forst gehen würde. Wir ließen*



Prospect des Reichs-Stifts Neresheim vom Jahre der Kirchweihe 1792.
Kupferstich des Neresheimer Paters Johann Evangelist Reiter.

ihn (d. h. Herrn v. Vrints) bis mittags 10 Uhr schlafen und da wir ihm immer glauben machten, daß nun der Herzog bald wiederkommen und ihn abfertigen würde, so eröffneten wir ihm erst an der Mittagstafel, daß der Herzog nunmehr bald in Dischingen sein würde, indem Sie (d. i. der Herzog) um 5 Uhr von hier dahin gereist seien. Nach der Tafel entließen wir Herrn v. Vrints also seines «Arrests» und er fuhr sodann ebenfalls nach Dischingen fort.

VII

Am Mittwoch, dem 28. November, wurde eine Treibjagd in der Aspacher Huth (zwischen Bolheim und Oggenhausen) veranstaltet. Das Rendezvous zu Beginn der Jagd fand auf dem Mergelstetter Feld vor dem Stangenhau statt, die kalte Küche aber auf dem Spieß. Die Treibjagd umfaßte sechs Waldabteilungen: Stangenhau, Kunigundabühl, Schaubacher, Spädela, der hohe Stich und Magdalenajauchert. Geschossen wurden insgesamt 42 Stück Wild und zwar 1 Bache, 5 Rehe, 1 Hehr (Häher?), 22 Füchse und 13 Hasen.

Am Donnerstag, dem 29. November, folgte eine Treibjagd in der Schnaitheimer Huth. Das Rendezvous vor der Jagd fand auf dem Erbisberg, die kalte Küche bei der schmalen Eiche statt (S. 236). Der Trieb fand in den fünf Waldabteilungen: Schmitteberg bis ins

Flehnstäle, Buchschorn, Wolfskehl, Hart und Der Schwarze Hau statt. Erlegt wurden insgesamt 35 Stück Wild, und zwar 2 Rehe, 19 Füchse und 14 Hasen. Nach Schluß der Treibjagd erschien am Abend Herr von Pölnitz, Kavalier des Fürsten von Oettingen-Spielberg, der im Namen seines Fürsten Johann Aloys II. (1758–1797) dem Herzog das Kompliment machte, über den folgenden Tag als Rasttag in Heidenheim verblieb und erst am 1. Dezember zu seinem Herrn zurückkehrte, während der Herzog Karl Eugen seinen Kammerjunker, Hauptmann von Berglas, der erst am 29. November von einer Geburtstagsgratulationsgesandtschaft an den Hof des Markgrafen von Baden-Rastatt zurückgekehrt war, an den Fürsten nach Oettingen sandte, um das Kompliment zu erwidern, worauf Berglas am 2. Dezember wieder nach Heidenheim zurückkehrte.

Am Freitag, dem 30. November, wurden die Treibjagden unterbrochen und ein Rasttag eingelegt. Der Herzog benützte den freien Tag, um in das Schloß Hellenstein über Heidenheim zu fahren, dieses selbst anzusehen und zugleich die Pferde des herzoglichen Leibcorps, die in den Ställen des Schlosses untergebracht waren, zu visitieren.

Für Samstag, den 1. Dezember, war eine Treibjagd in der Dettinger Huth angesetzt. Das Rendezvous wurde bey den Bühlen zwischen Giengen und Her-

brechtingen, die kalte Küche *bey Falckenstein an der Ziegelhütte* abgehalten. Insgesamt wurden sechs Waldabteilungen in die Treibjagd einbezogen, nämlich: die *Giengener Bühlen samt den Feldern*, Stehberg, Kupferschmid, Kahberg, der untere Birkert und der Ziegelhau. Das Jagdergebnis betrug nur 2 Rehe, 17 Füchse und 55 Hasen, insgesamt 74 Stück Wild. Zum Sonntag, den 2. Dezember wird von keiner Jagd berichtet, wohl aber, daß am Abend gespielt wurde, wobei sich der Herzog mit den beiden Hofdamen v. Senfft und v. Rau sowie dem Prälaten von Neresheim *beim ordinaire Trisett* (einem Kartenspiel) unterhielt.

Am Montag, dem 3. Dezember, fand wieder eine Treibjagd statt, und zwar *in der Nattheimer Huth*; das Rendezvous wurde *auf dem Nattheimer Feld am Kirchberg* veranstaltet, die kalte Küche *am Zitterhofer Feld* eingenommen. Der Trieb umfaßte sechs Waldabteilungen: Schwalbenhau, Ahlenberg, Burg, Bentzel, Zitterberg und Betzhalde. Geschossen wurden: 1 Tier, 1 Keiler, 2 Haselhühner, 5 Rehe, 4 Hehren (Häher), 1 Sperber, 34 Füchse und 23 Hasen. Im Anschluß an diese Aufzählung berichtet v. Buwinghamen: *Der Prälat von Neresheim ging alle Tage mit auf die Jagd und ohne den Herzog sind es gemeiniglich 20 Schützen*. Der Abt von Neresheim scheint hiernach bloß als Begleiter des Herzogs zu fungieren, zu seinem Vergnügen und seiner Erholung, nicht auch als eigentlicher Jäger. Jedenfalls ist weder von ihm noch vom Herzog selbst irgendwann berichtet, daß sie gut geschossen oder daß ihnen ein besonderes Jagdglück beschieden gewesen wäre. Zwar war den Mönchen das Jagen im allgemeinen nicht erlaubt, wenn auch nicht allzustreng untersagt. So wissen wir, daß der Pater Holzmeister, der den klösterlichen großen Waldbesitz auf dem Härtsfeld (seit der Säkularisation der Abtei im Besitz der Fürsten von Thurn und Taxis) zu betreuen hatte, hin und wieder sich auch als Jäger betätigte. Auch fand beim Besuch des Fürststabs von St. Gallen und leiblichen Veters des Reichsprälaten von Neresheim Beda Angehrn, am 6. Oktober 1767 im Bergholz (östlich des Klosters) eine kleine Treibjagd statt, wobei durch den Fürststab von St. Gallen allerdings nur ein einziger Hase geschossen wurde (Bened. Monatschrift/Beuron 1929, Seite 29).

Am Dienstag, dem 4. Dezember 1770, fand eine weitere Treibjagd *in der Nattheimer Huth* statt. Für das Rendezvous war ein Platz *ober des Schäfershau*, für die kalte Küche aber *am Zitterhof* gewählt worden. Die Jagd ging durch neun Waldabteilungen, nämlich: Eichert, Schäfershau, Schwärtz (alle zwischen Großkuchen und Neresheim), Buchwald, *Auremer* (Auernheimer) und *Kuchemer* (Groß- und Kleinku-

chener) Gemeinewald, Hellwig, Kohleichert und Hülbenhau. Erlegt wurden insgesamt 84 Stück Wild, darunter ein Keiler, 1 Bache, 1 Frischling, 7 Rehe, 25 Füchse, 2 Hehren, 47 Hasen. Dieses Jagdergebnis wie schon die bisherigen beweisen, daß in den Wäldern um Brenz und Härtsfeld kaum Schwarz- oder Rotwild vorhanden war, sondern meist nur sog. Niederwild, vor allem viele Füchse und Hasen.

Von Buwinghamen erzählt am Schluß dieses Jagdberichts vom 4. Dezember, daß dabei den Kavalieren General von Stein, Generalmajor von Weißenbach und Oberstlieutenant von Laßberg, das Mißgeschick passierte, daß alle drei eine einzige Rehgeiß *zusammenschossen* und daß sie miteinander *wegen der Bezahlung loosten*, so *musste Stein die Ducate dafür bezahlen* (S. 237). Nach Schluß der Treibjagd kehrte man nach Heidenheim zurück, wo die Herrschaften abends noch spielten. Am Mittwoch, dem 5. Dezember, wurde wieder ein Rasttag eingeschaltet.

Am 6. Dezember wurde eine Treibjagd *in der Aufhauer Huth* durchgeführt. Das Rendezvous fand *am Creutzbühl*, die kalte Küche *bey des Hossers Blatten* statt. Die Jagd umfaßte nur drei Waldabteilungen: Wolfsbühl, Ertzerinloch und Dompelhau. Geschossen wurden insgesamt 55 Stück Wild, darunter 1 Schwein, 1 Keiler, 3 Thier, 2 Rehe, 1 Hehr, 37 Füchse und 10 Hasen. Wegen starken Schneetreibens mußte die Jagd vor der Zeit abgebrochen und schließlich ganz eingestellt werden. Von Buwinghamen berichtet (S. 237): *Man wollte noch drei Triebe tun. Da es aber so stark zu schneien anfang, so konnte man nicht fortmachen, sondern man hörte um den Mittag auf und der Herzog ritt mit den mehresten Kavlieren nach Heidenheim zurück. Nur einige ritten zur kalten Küche und aßen daselbst*.

Dann bemerkt das Tagebuch: *Nachdem der Prälat von Neresheim sich den Abend vorher beurlaubt hatte, so ging (ritt?) heute selber wieder nach Neresheim zurück* (S. 238). Anschließend berichtet das Tagebuch das Gesamtergebnis der vergangenen Treibjagden *in dem Heidenheimer Forst* (mit Jagdgerechtigkeit in den Neresheimer Klosterwäldern) innerhalb von sieben Jagdtagen. Es wurden insgesamt 415 Stück Wild geschossen, nämlich ein Schwein, 3 Keiler, 3 Bachen, 1 Frischling, 5 Thiere, 24 Rehe, 3 Haselhühner, 16 Hehren, 1 Sperber, 179 Füchse und 179 Hasen. Nachdem die Fortführung der Treibjagden im Gebiet Brenz-Härtsfeld unmöglich und darum abgeblasen worden waren und Abt Benedikt Maria Angehrn in seine Abtei zurückgekehrt war, legte man in Heidenheim noch einen Rasttag ein.

Am 8. Dezember reiste dann Herzog Karl Eugen *ganz unvermutet* in Begleitung zweier Kavaliers nach

Regensburg, um dort seine Schwester Erbprinzessin Augusta Elisabeth von Thurn und Taxis zu besuchen. Am 13. Dezember abends kehrte er von dort in das Schloß Solitude zurück. Tags darauf traf seine eben von ihm besuchte Schwester aus Regensburg mit ihrer Hofdame v. Rommel auf der Solitude ein, um auf Einladung ihres Bruders einige Zeit in Ludwigsburg zu verbringen (gestorben auf Schloß Hornberg, s. R. Uhland, Herzog Carl Eugen von W. Tagebücher seiner Reysen, Tübingen 1968, S. 288 Anm. 77).

VIII

Diesen Jagderlebnissen, die uns Freiherr v. Buringhausen-Walmerode aufgezeichnet hat (hsg. von E. v. Ziegesar, Stuttgart 1911), sei noch ein anderes angefügt, das die Gräfin Franziska von Hohenheim und spätere Herzogin von Württemberg in dem von ihr selbst verfaßten Tagebuch (hsg. von A. Osterberg, Stuttgart 1913, Seite 244) niederschrieb. Herzog Karl Eugen weilte wieder zur Jagd in Heidenheim. Es war Sonntag, der 9. November 1783. Herzog Karl Eugen wollte am Gottesdienst in der Abteikirche zu Neresheim teilnehmen, gleichzeitig aber auch – wohl nach vorheriger Übereinkunft mit Abt Benedikt Maria Angehrn – eine gewisse Erfahrung hinsichtlich eines für seine Hofkapelle gesuchten Predigers sammeln. Die Gräfin schreibt über diesen Vorgang (hier gekürzt und die Schreibart Franziskas lesbar gemacht): *Um 8 Uhr ging es von Heidenheim weg; der Prinz von Coburg und die Kavaliere gingen schon voraus und man kam glücklich im Kloster Neresheim an. Der Herzog schickte (einen Boten) voraus (mit der Meldung), er werde nicht kommen und damit war, wie man ankam, alles in der Kirche. Ihre Durch-*

*laucht (der Herzog) und ich gingen also gerade in die Kirche; der Prälat ließ den Prediger (nach Anm. 389 war dies niemand anderer als P. Benedikt Maria Werkmeister) wieder von vorne anfangen. Nach der Predigt nahm man etwas zu sich, dann ging es in die Messe, die mit schöner Feierlichkeit gehalten wurde. Nach diesem besah man die Kirche, welche beweist, daß der Prälat Geschmack hat. Alsdann aß man (Mittagstisch). Nach der Tafel waren alle Patres da, der Herzog sprach mit ihnen und hernach ging man in die Bibliothek, woselbst man sich aufhielt, bis man hinwegging. Kaffee wurde nach Tisch auch noch in einem anderen Zimmer genommen. Wie man weggehen wollte, präsentierte der Prälat auch noch die Jugend, die in der Normalschule ist; zwei davon redeten Ihre Durchlaucht (den Herzog) recht artig an und übergaben ihre Schriften und Lehrart. Damit ist wohl das von P. Karl Nack herausgegebene «Lehrbüchlein für die R. St. Neresheimischen Landschulen» – Heft 1/2, Dillingen 1783, 71 und 83 Seiten – gemeint. Die Gräfin schließt den Bericht über dieses Erlebnis in Neresheim mit den Worten: *Es schneite den ganzen Tag ein wenig, daß es fast ganz weiß war, wie man einstieg und nach Heidenheim zurückkehrte, wo inzwischen der Fürst von Oettingen zum Besuch des Herzogs eingetroffen war, der tags darauf mit dem Herzog an der Jagd teilnahm.* Der vorgenannte Sonntagsprediger in Neresheim – P. Benedikt Maria Werkmeister – hatte offenbar seine «Probepredigt» vor dem Herzog bestanden. Vom kommenden Jahr 1784 an finden wir ihn als Hofprediger an der Hofkapelle des Herzogs in Stuttgart (über ihn s. A. Hagen, Die kirchliche Aufklärung in der Diözese Rottenburg, Stuttgart 1953; Hagen kennt offenbar die Predigerprobung Werkmeisters in Neresheim vom 9. November 1783 nicht). Werkmeister blieb von 1784 bis 1796 Hofprediger in Hohenheim-Stuttgart.*

Das Forstmuseum auf dem Karlsberg

Carlheinz Gräter

Nach sechsjähriger Vorbereitung konnte der Verein der Freunde des Tauberländer Dorf museums Weikersheim am 10. Juni das Forstmuseum auf dem Karlsberg bei Weikersheim der Öffentlichkeit vorstellen. Unermüdlicher Motor dieser neuen musealen Einrichtung ist Kurt Meider, der Begründer des Tauberländer Dorf museums. Zielsetzung des Museums und Umgebung ergänzen sich ideal –, schließlich ist der Karlsberg selbst eine historische Stätte, eine Station auf dem hier dargestellten Weg von der feudalen Jagdpraxis der Barockzeit zur Forstwirtschaft unserer Tage. Seit dem 17. Jahrhundert Tierpark, seit dem frühen 18. Jahrhundert Sitz eines Jagd- und Lustschlößchens, bildet der Karlsberg den stim-

mungsvoll grünen Hintergrund für das Zweigmuseum des Tauberländer Dorf museums in Weikersheim. Museumsgehäuse ist der Küchen-Pavillon des bis auf einige Nebenbauten leider abgerissenen barocken Jagdschlößchens.

Im Erdgeschoß des Küchen-Pavillons wird zunächst einmal der Karlsberg selbst vorgestellt. Graf Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim, mit dem die Linie 1756 erlosch, war der Bauherr des Schlößchens; sein einziger Sohn, Albrecht Ludwig, war 1744 bei einem waghalsigen Ritt auf den Karlsberg tödlich verunglückt. Ein großzügiger Grundriß des Geländes, eine Deskription aus der Vogelschau von 1728, deren Original sich im Mainfränkischen Mu-

seum in Würzburg befindet, gibt ein lebendiges Bild der barocken Anlage. Die im Erdgeschoß aufgestellten Sandsteinfiguren, darunter die «Vier Jahreszeiten», stammen vom Karlsberg. Bruchstücke von Fayencen, Porzellan, Gläsern, Flaschen sowie zwei Tonpfeifen in den Vitrinen wurden ebenfalls auf dem Karlsberg gefunden und sind ein Zeugnis des höfisch bunten Treibens im 18. Jahrhundert. Bilder, Pläne, Trophäen berichten zugleich von den verschiedenen Formen der Hofjagd. In den Abschlußlisten des 17. und 18. Jahrhunderts tauchen auch noch Wölfe auf.

Im Kellergeschoß wird das Entstehen des Forstes dargestellt, von der Samengewinnung über Saat und Pflanzung. Das klobige Gerät ist heute weitgehend dem Maschineneinsatz gewichen. Farbige Tafeln und Bilder veranschaulichen das Waldbild des Tauberlandes. Eindringlich wird die vielfältige Wohlfahrtswirkung des Waldes geschildert. Erosionskarten des Geographischen Instituts der Universität Würzburg verraten die Gefährdung der Muttererde vor allem an den waldentblößten Steilhängen, zumal, wenn an ihnen seit Jahrhunderten der Rebstock gepflegt wird. Bodenprofile der Steinriegel lassen das Ausmaß der Bodenabschwemmung im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte ahnen.

Im Obergeschoß des Küchenpavillons auf dem Weikersheimer Karlsberg werden die verschiedenen Baumarten des heimischen Waldes, die Hölzer und Schädlinge im Forst vorgestellt. Hingewiesen wird

auf die knorrigen Gestalten der Malbäume, die die verschiedenen Huben oder Waldparzellen markieren, wie im Ackerland sonst die Grenzsteine. Ein Kuriosum stellt dabei die Schönstheimer Mark dar, die Nutzung eines Waldes bei Röttingen durch Nachfahren der Einwohner eines längst abgegangenen Dorfes, eben Schönstheim.

Die Entwicklung von der Wildbannkarte zur wirtschaftsorientierten Forstkarte illustriert auch den Wandel von der Hofjagd zur geregelten Waldwirtschaft. Stichwortartig seien nur die verschiedenen Nutzungsmethoden des Waldes in Vergangenheit und Gegenwart genannt, die im Obergeschoß dargestellt werden: das Holz in der Architektur; Schleifen und Flößen des Holzes, wobei auf den 300 Meter langen, 40 Meter breiten Holländerflößen des Niederrheins bis zu 350 Leute wie auf einem schwimmenden Dorf lebten; Köhlerei und Pottaschensiederei; Viehtrieb in Eichel- und Eckernmast; die Streurechte, die dem Wald mit dem Laub als Viehstreu, Viehfutter und Düngerrohstoff jahrhundertlang lebenswichtige Aufbaustoffe entzogen. Ein Sprichwort macht die Bedeutung des Waldes als Rohstoffquelle klar: *Ein Hof ohne Wald ist ein Bett ohne Decke*. Kunststoffe und neue Energiequellen haben die unmittelbare Nutzung des Waldes als Holzlieferant gemindert, nicht ersetzt. Aber selbst, wenn wir einmal das Holz nicht mehr bräuchten, so brauchen wir doch immer den Wald als den großen Regenerator für Klima und Wasserhaushalt, Pflanze und Tier, Erde und Mensch.

Harznutzung (Harzerei) um Enzklösterle

Oswald Schoch

Schon im Altertum wurde der Naturrohstoff Harz vom Menschen gewonnen und genutzt. Aus dem Mittelmeerraum ist uns bekannt, daß die Phöniker, Griechen und Römer das Harz von Kiefernarten als Bindemittel, als Desinfektions- und Konservierungsstoff sowie als Abdichtungsmaterial, insbesondere im Schiffsbau, verwendet haben.

Auch im Schwarzwald ist seit alten Zeiten geharzt worden. Nur war es hier zunächst fast ausschließlich die Fichte, die man *angerissen* hat. Schwerpunktartig ist in fichtenreichen Waldungen des obersten Murgtals, vor allem im Gebiet Baiersbronn – Kniebis, die Harznutzung (Harzung, Harzerei) betrieben worden. Als Nebenerwerb spielte das Harzen für die dortige Bevölkerung eine bedeutsame Rolle. In Harzhütten, Harzöfen oder auf häuslichen Feuerstellen wurde das gewonnene Harz in großen Kesseln gesotten und durch nasse Säcke gepreßt. Je

nach Qualität des Produkts erfolgte die Weiterverarbeitung zu Lacken, Firnissen, Apothekerwaren, Schusterpech, Wagenschmiere u. a. Die rückständigen *Harzgrieben* verbrannte man in *Rußhütten* zu Kienruß, der dringend für die Herstellung von Farbe, Druckerschwärze, Ofenschwärze und für schwarzes Stiefelfett benötigt wurde.

Das Harzen an Fichten war jedoch für die Bäume selbst sehr schädlich; als Folge stellte sich die Rotfäule ein. Weil im Lauf der Zeit die Verluste im Wald zu groß wurden, kam es durch Forstordnungen im 17. und 18. Jahrhundert zu Verboten oder starken Einschränkungen. Unerlaubtes Harzen der Fichten hat sich jedoch im vorgenannten Gebiet noch weit in das 19. Jahrhundert fortgesetzt, wie auch die Erzählungen »Waldleute« von Heinrich Hansjakob belegen.

In den Wäldern um Enzklösterle war dagegen die



Kiefer mit «gerötetem» Stammstreifen; das «Röten» geschieht hier mit einem Handbeil. Foto um 1915.

Fichte in früherer Zeit so gering vertreten, daß die Harznutzung an ihr nicht interessant sein konnte. Dafür ist hier jedoch das Teeröl- oder Schmierbrennen in Salbe- oder Schmieröfen weit verbreitet gewesen. Dabei handelte es sich um eine trockenheiße Destillation von zerkleinertem, sehr harzreichem Kiefernstockholz (Kiefernholz, Kienholz) zur Gewinnung von Kienöl, Teerschmiere und Pech. Allein im Forstbezirk Enzklösterle kennen wir fünf Standorte ehemaliger Salbeöfen.

Konjunktur im Ersten Weltkrieg

Doch später bekam die Harzerei für Enzklösterle eine sehr große Bedeutung; zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Geharzt wurden vor allem die Bestände älterer Kiefern (Forchen, Föhren). Im 19. und begin-

Kiefer mit zwei Dechsellachten; Einlaufbleche und durch Nägel gestützte Gläser fangen das Harz auf; im Vordergrund ein Dechsel. Foto um 1915.



220jährige ehemalige Harzkiefer mit z. T. überwallter Dechsellachte (Dechselverfahren).

nenden 20. Jahrhundert deckte Deutschland seinen nicht geringen Bedarf an Harz durch Importe vorwiegend aus Nordamerika, Frankreich und Portugal. Der Krieg unterbrach im Herbst 1914 jäh die Einfuhren. Der wichtige Rohstoff Harz mußte ab sofort im eigenen Land gewonnen werden. Weil sie gegen Fäulnis unempfindlich war, wurde vorrangig die Kiefer zur Harzung herangezogen. Bei Enzklösterle gab es umfangreiche Baum- und Althölzer aus hundert- bis hundertfünfzigjährigen Kiefern; kein Wunder, daß sie nicht verschont blieben.

Um zu verstehen, wie wichtig der Rohstoff Harz gerade in der Kriegszeit war, müssen wir die stoffliche Zusammensetzung des Roh-Harzes kennenlernen: 20% Terpentinöl, 70% Kolophonium, 10% Wasser und andere Stoffe. Das Terpentinöl war Grundlage für Kampfer und Zelluloid, für pharmazeutische Produkte, Lösungs- und Verdünnungsmittel

(Wachse, Fette und Lacke), für Reinigungsmittel, Riechstoffe u. a. – Kolophonium diente der Herstellung von Lack, Firnis, Papierleim, Wachstuch, Lino-
 leum, Seife, von technischen Fetten, Schusterpech, Druckerschwärze und sogar von Munition. Die Aufzählung ist nicht vollständig und zeigt dennoch den vielseitigen Anwendungsbereich des Harzes. In den Kiefernbeständen des obersten Enztals setzte die Harznutzung im Jahre 1916 in großem Umfang ein; ein Jahr zuvor waren bereits die Vorbereitungen im Gange. Bis 1917 wählte man als technische Methode der Harznutzung das *Dechsel-(Dexel-)Verfahren*. Ab 1918 dominierte sodann das *Rillenschnitt-* oder *Risser-Verfahren*, auch *Fischgrätverfahren* genannt. Beide Methoden sollen erläutert werden.

220jährige ehemalige Harzkiefer mit alter Risserlachte (Fischgrätverfahren); die Grandelnische am Stammfuß und die sichelförmigen Einhiebe für die Einlaufbleche (drei Höhenstufen) sind gut erkennbar.



Zwischen Einlaufblech und Nagel geklemmtes Harzglas; das Fischgrätmuster der Rillenschnitte ist gut zu sehen.

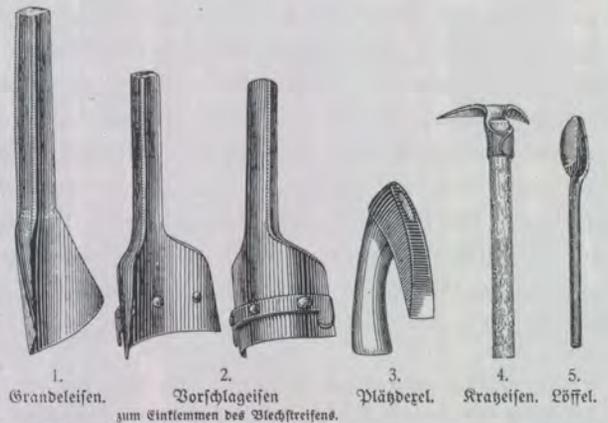
Röten, Lachte und Dechsel

Beim Dechselverfahren wurde zunächst die zu harzende Kiefer auf einem ca. 20 cm breiten, senkrechten Streifen vom Stammfuß bis ca. 1,50 m Höhe *gerötet*, d. h. von der Grobborke befreit, so daß über dem Bast nur noch eine ganz dünne Rindenschicht verblieb. Man bediente sich hierzu eines Schneidmessers, eines Bügelschabers oder ganz einfach eines kleinen Handbeils. Damit war zugleich der Verlauf der künftigen *Lachte* (Wundfläche) vorgezeichnet. Das *Röten* führten meist Holzhauer durch, während die weiteren Arbeitsgänge Waldarbeiterinnen oblagen. Innerhalb des geröteten Stammstücks

wurde nunmehr einmal oder zweimal wöchentlich mit dem Dechsel (Dexel), einem kleinen leicht gebogenen Handhäckchen, ein ca. 2 cm hoher, bis 2,5 mm tief in den Splint gehender horizontaler Span-Streifen herausgehackt. Am Stammfuß beginnend, setzten die Arbeiterinnen die Span-Streifen ohne Zwischenräume übereinander (*steigende Methode*). Kurz nach dem Aushieb der Späne begann das Rohharz, der Harzbalsam, aus den Harzkanälen des Splintholzes herauszufließen. Der Harzaustritt ist nichts anderes als eine Wundreaktion des Baumes. Der Harzfluß dauert ca. 12 bis 20 Stunden. Mit dem Dechseln (Dexeln) des nächsten Span-Streifens mußte jedoch einige Tage abgewartet werden, bis sich die angrenzenden Harzkanäle wieder aufgefüllt hatten. Das ausgetretene und abfließende Harz sammelte sich in eingehauenen Stammnischen (*Grandeln*) oder in aufgehängten Glastöpfchen. Mit Harz- oder Pechlöffeln schöpften die Arbeiterinnen die Grandeln aus bzw. entleerten die Glastöpfchen in mitgeführte Eimer. Dechseln und Schöpfen erfolgten im selben Arbeitsgang. Zum Entleeren der Gläser benützte man eine sogenannte Harzspatel (Spachtel). Im Lauf des Arbeitsfortschritts mußten die Gläser zwei- bis dreimal höher gehängt werden. Die Aufhängung funktionierte sehr einfach durch das Einklemmen zwischen Einlaufblech und Nagel. In eingegrabenen und abgedeckten Fässern fand das Einsammeln des Harzes seinen Abschluß. Die Fässer waren deshalb so geschützt gelagert, um die Verdunstung des wertvollen Terpentins möglichst zu verhindern.

Im Lauf der Zeit konnte eine *Harzforche*, eine angeharzte Kiefer, drei bis vier der geschilderten Dechseln erhalten. Ab einer Höhe von 1,50 m wurde den Arbeiterinnen das Dechseln, auch *Plätzen* genannt, zu beschwerlich. Nur selten versuchte

man, mittels kleiner Leitern die Lachten weiter zu erhöhen. Neben dem *Fließharz* (Balsamharz) war das später von den Lachten abgekratzte, festgewordene *Scharrharz* von geringerer Ergiebigkeit und Qualität.



Alte Harzerei-Geräte

Fischgrätmuster mit dem Reißer

Das Risserverfahren (Rillenschnitt- oder Fischgrätverfahren) setzte ebenfalls die Vorbereitung des Kiefernstammes durch das Röten voraus. Die gerötete Fläche und damit die spätere Lachte waren jedoch mit ca. 45–50 cm wesentlich breiter. Anstelle einer flächenhaften Verwundung des Stammes wurden nunmehr mittels eines scharfen *Reißers* (Rissers, Reißerhakens) Rillen in das Splintholz geschnitten. Die Rillen waren durchschnittlich 1,5–2 cm breit und drangen 2–3 mm tief ein. Von einer Mittelrille (Tropfrinne) ausgehend verliefen die Risse links und rechts schräg nach oben, etwa 45° zur Mittelrille, wobei jeweils V-förmige Winkel entstanden. Auch bei diesem Verfahren wurde im nördlichen Schwarzwald die *steigende Methode* gewählt, d. h. der Arbeitsfortschritt verlief von unten nach oben. Die Risse wiederholten sich ein bis zweimal wöchentlich, wobei im Abstand von etwa zwei Zentimetern jeweils ein neuer Winkel über dem älteren entstand. Im Lauf des Arbeitsprozesses ergab sich so ein Fischgrätmuster auf der Lachte. Die Technik der Kautschukgewinnung dürfte beim Risserverfahren Pate gestanden sein.

Das Sammeln des Harzes geschah in der gleichen Weise wie beim Dechselverfahren, nur daß das Einschlagen von Grandeln in die Stämme nicht mehr praktiziert wurde, sondern ausschließlich Glastöpfe mit Einlaufblechen und stützenden Nägeln angewendet wurden. Gegenüber dem Dechselverfahren erbrachte das Risserverfahren etwa den doppelten Harzertrag. Außerdem war der Anteil des wertvol-

Geräte zum «Röten»: Schneid- oder Schnitzmesser, zwei- und eingriffiger Bügelschaber, Handbeil.





Einheimische Gruppe von «Harzerinnen» um 1916/17; in den Händen werden Harzgläser und Dechsel gehalten.

leren Fließharzes (Balsamharzes) wesentlich höher. Unabhängig vom praktizierten Harznutzungsverfahren übernahmen Pferdefuhrwerke die vollen Fässer und transportierten sie zum Bahnhof Wildbad, von wo aus sie in eine Harzfabrik in Obertürkheim bei Stuttgart gelangten. Durch Destillation erfolgte hier die stoffliche Trennung in Terpentin und Kolophonium.

Das Harzen in den Wäldern um Enzklösterle endete im Jahr 1919. Die angeharzten Kiefernbestände des damals noch weit kleineren Forstamts Enzklösterle erbrachten in den Jahren 1916 bis 1919 allein 19000 Kilogramm Harz. Hinter dieser Zahl verbirgt sich

eine bemerkenswerte organisatorische und arbeitstechnische Leistung, die von Forstleuten, Waldarbeitern und Waldarbeiterinnen erbracht worden ist. In den folgenden zwei Jahrzehnten konnte der Harzbedarf der heimischen Industrie wieder durch Importe voll gedeckt werden. Während des Zweiten Weltkriegs blieben die Wäldungen des Schwarzwaldes von der Harznutzung verschont. Es standen in den Ostgebieten ausreichende Bestände zur Verfügung. Heute wird noch in der DDR, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rußland sowie in Frankreich (Landes) und Portugal in großem Umfang geharzt.

Literatur

- FEUCHT, OTTO: Von Harzern, Pechern und Köhlern im Schwarzwald; SCHWÄBISCHE HEIMAT; 12. Jg. 1961, Heft 4, S. 138–145.
 Merkblatt des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette über die Kiefernharzgewinnung; Berlin 1916.
 Akten der Alt-Registratur des Forstamts Enzklösterle, Fach 15, Faszikel 4, Unterfaszikel 6.

Buchbesprechungen

Natur und Naturschutz

RÜDIGER GERMAN: **Naturschutz und Landschaftspflege.** (S II Geowissenschaften) Ernst Klett Verlag Stuttgart 1982. 99 Seiten mit 39 Abbildungen. Kartoniert DM 20,50

Ein schmaler Band mit schwerwiegendem Inhalt, übersichtlich abgehandelt. Es ist ein Lehrbuch, und als solches kann es sich erlauben, am Ende eines jeden Kapitels Fragen zu stellen, die den Leser animieren, sich intensiv mit der Materie auseinanderzusetzen. Zunächst wird aufgezeigt, daß Naturschutz eine Vielzahl von Aktivitäten und Kenntnissen umfaßt: Ökologie, Geologie und Geographie, Landschaftsschutz und -pflege, Umweltschutz, Raumordnung und -planung, Regionalplanung und -entwicklung, Gewässerschutz und Reinhaltung der Luft. Zuerst wendet sich der Leser der land- und forstwirtschaftlichen Nutzung der Erde zu. Sie muß funktionsgerecht sein und immer auf dem Wissen basieren, daß jedes Lebewesen und jede Pflanze ihren Platz in der Natur hat und ihren Zweck erfüllt. Der dadurch immerwährende Kreislauf darf an keiner Stelle unterbrochen werden. Dürfte! Statistische Zahlen, Schemazeichnungen und Fotos beweisen sachlich und dennoch erschreckend, daß gefährliche Situationen bereits allenthalben bestehen. So gab es zum Beispiel in den Jahren 1935/58 noch unkultivierte Moorflächen, Un- und Ödland und Knicks auf 5% der gesamten Fläche der Bundesrepublik Deutschland, 1975 nur noch 3,3%. Gebäude-, Hof- und Industrieflächen dehnten sich von damals 1,8% auf 4,7% aus. Straßen und Gleisanlagen von 3,3% auf ebenfalls 4,7%. Straßen- und Verkehrswegebau, Haus- und Städtebau sind denn auch die folgenden Themen, die das Buch behandelt.

Anschließend wendet es sich den Aufgaben des Naturschutzes zu, die einen breiten Raum einnehmen: Rekultivierung, Flächenschutz, Bewahren von Naturdenkmälern und Biotopen; Landschafts-, Feuchtgebiets- und Gewässerschutz und Verhinderung von Luftverschmutzung. *Die beste Landschaftspflege besteht im Verhindern von vermeidbaren und verbotenen Eingriffen.*

Die Lufthülle und Klimaveränderungen über der Erde sowie die Meere und ihre Nutzung sind selbstverständlich Themen des Buches, das mit einem *ökologischen Manifest* schließt, mit Merksätzen für naturschutzgemäße Landschaftserhaltung bzw. Landschaftsgestaltung sowie Grundsätzen zur Nutzung der Landschaft in Stichworten. Es ist in diesem Fall beinahe überflüssig zu erwähnen, daß das Buch ein umfassendes Literatur- und Stichwortverzeichnis enthält und, obwohl als Lehrbuch konzipiert, nicht nur für Schüler und Studenten wertvoll ist.

Marlene Maurhoff

EGMONT R. KOCH und FRITZ VAHRENHOLT: **Die Lage der Nation – Umweltatlas der Bundesrepublik** – Daten, Analysen, Konsequenzen. Verlag Gruner und Jahr Hamburg 1983. 464 Seiten, DM 19,80

Das Buch geht auf die Umweltbelastungen im gesamten Bundesgebiet ein, und das Kapitel über Baden-Württemberg trägt die Überschrift «Wo Boden Mangelware wird». Dementsprechend wird der Landschaftsverbrauch als eines der wichtigsten Probleme dargestellt. Täglich würden im deutschen Südwesten rund 16 ha Fläche zubetoniert, das entspreche 23 Fußballfeldern. *Dem Land droht, darüber ist sich auch die Landesregierung in Stuttgart klar, eine «unverantwortbare ökologische Verarmung» der Landschaft. Viel dazu beigetragen hat die Landwirtschaft. An der radikalen Uniformierung der Landschaft ist vor allem der Weinbau beteiligt: am erschreckendsten sind die Ergebnisse im Kaiserstuhl, wo die Flurbereiniger in einer Monsteraktion die einst idyllische Sonneninsel im Oberrheintal zu einer monotonen Rebenfestung umgebaut haben.*

Dieses Zitat zeigt schon, daß die Autoren des Umweltatlasses keine leisen Töne lieben, sondern kräftig auf die Pauke hauen. So heißt es etwa im Kapitel über die Luft im Lande, in dem Mannheim miserabel abschneidet: *Die Stadt ist ein Krebsnest.* Und zum Vogelsterben, das vor mehr als einem Jahr bundesweit Schlagzeilen machte, heißt es: *Tod am Bodensee: Im Jahre 1982 fielen Hunderte von Vögeln vom Himmel. Sie waren durch Endrin vergiftet worden, das die Obstbauern gegen Wühlmäuse einsetzten. Erst drei Monate später wurde das Pflanzenschutzmittel in der Bundesrepublik verboten.* Angesichts der Tendenz, drastisch auf Fehlentwicklungen hinzuweisen, verwundert es eigentlich, daß das Waldsterben in Baden-Württemberg auf nur einer halben Seite abgehandelt wird. Da heißt es beispielsweise nur kurz: *130000 Hektar Nadelwald, zehn Prozent der Waldfläche des Landes, sind durch das Baumsterben stark gefährdet: 40 Prozent aller Tannenbestände sind krank.* Diese Darstellung ist beim heutigen Stand der Dinge untertrieben, und das eigentlich Besorgniserregende ist inzwischen, wie rasant das Waldsterben voranschreitet. Davon liest man kein Wort.

Auch beim Problem des Neckarschlammes ist der Umweltatlas nicht auf dem neuesten Stand. Da liest man, der Neckarschlamm solle ausgebaggert, entwässert und in eigens dafür eingerichtete Deponien verfrachtet werden. Der Heidelberger Geochemiker German Müller habe zwar als Alternative vorgeschlagen, das giftige Cadmium mit Salzsäure aus dem Schlamm herauszulösen, aber: *Alternative Konzepte, auch wenn sie ökonomisch sind, haben vorerst keine Chance.* Dabei wird seit über einem halben Jahr darüber diskutiert, daß der Neckarschlamm wiederverwertet und etwa zu Bausteinen verarbeitet werden soll.

Trotz dieser Schwächen kann der Umweltatlas, zumindest was die knapp 60 Seiten über Baden-Württemberg angeht, dem interessierten Laien empfohlen werden, der sich einen Überblick über die Umweltprobleme im Land verschaffen will. Auch kann jeder Leser dem Buch entnehmen, wie es in seiner Heimat um den Umweltschutz bestellt ist, denn am Ende des Kapitels faßt eine Tabelle die Situation in zahlreichen Städten und Kreisen zusammen. Dabei werden jeweils 22 Belastungsfaktoren wie Lärmbe-

lästigung, Nitrat im Trinkwasser, Cadmium und Blei im Boden oder die Verkehrsdichte erfaßt. Am besten schneidet in Baden-Württemberg die Stadt Heidenheim mit der Gesamtnote 2,3 ab, es folgen der Schwarzwald-Baar-Kreis und die Stadt Ravensburg mit 2,4. Schlußlicht im Lande ist erwartungsgemäß Mannheim mit der Note 4,0. Zum Vergleich: am schlechtesten im gesamten Umweltatlas schneidet die Stadt Bochum mit der Note 4,6 ab. Überhaupt liegt Baden-Württemberg mit der durchschnittlichen Bewertungszahl 2,9 deutlich vor Nordrhein-Westfalen mit 3,7. Nun mag man im Einzelfall zwar über das Zahlenmaterial diskutieren und auch zu anderen Ergebnissen gelangen können, aber alles in allem vermittelt das Buch wohl einen realistischen Eindruck, auch wenn es stellenweise zu Übertreibungen neigt. Wer aufrütteln und auf Probleme aufmerksam machen will, der liebt halt drastische Formulierungen und widmet Fehlentwicklungen auch weit mehr Raum als positiven Ansätzen.

Wer sich indes im Bereich des Umweltschutzes gut auskennt, der wird in dem Band kaum Neues entdecken. Es trägt bekannte Fakten zusammen und vermittelt als Einstieg einen passablen Überblick, aber neue Problemstellungen oder Tatsachen werden nicht vermittelt.

Bernd Roling

GÜNTHER REICHEL: **Wie krank ist unser Wald?** (Veröffentlichungen der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg, Nr. 12) Stuttgart 1982. 27 Seiten. Broschiert

Der Autor hat Untersuchungen zum Nadelwaldsterben am Beispiel der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg durchgeführt. Er betont aber, daß sie darüber hinaus Modellcharakter haben, da die Ursachen und Mechanismen der Schädigung überall die gleichen seien.

Die Kartierung erfolgte als Punktkartierung nach dem Rasterprinzip. Daneben wurden Kartierungen längs charakteristischer Geländeprofile durchgeführt.

Die Ergebnisse zeigen, mit dem Alter der Bäume nehmen die Schäden zu. In dem Gebiet sind alle alten Bestände geschädigt, und zwar 20–30 Prozent Bäume leicht, ca. 60 Prozent mäßig und 10–20 Prozent kritisch geschädigt. Die Einflüsse des geologischen Untergrundes sind nach dieser Erhebung gering. Besonders hohe Baumschäden treten in Gebieten auf, die gegenüber den vorherrschenden Westwinden ungeschützt sind, aber auch in der Baarmulde. Die Schäden sind unterhalb 1000 m an Südwest- und Westhängen deutlich höher als an Nordost- und Osthängen sowie in einem ebenen Gelände. Sie sind am höchsten in Gipfelregionen. Aus den Ergebnissen wird geschlossen, die Schäden werden im wesentlichen von mit Schadstoffen angereicherten Niederschlägen verursacht und durch Luftstauwirkung erheblich beeinflusst. Zum Abschluß werden Vorschläge unterbreitet, wie die Immissionen reduziert werden können. Dabei kommt der Energieersparnis, aber auch der technischen Emissionsverminderung große Bedeutung zu. Allergrößte Eile tut not! Notwendig ist, daß die Erforschung der Schadensursachen so rasch und so effektiv wie möglich erfolgt. Eine Koordination der Arbeiten ist dringend. Es ist daher be-

dauerlich, daß eine Übereinstimmung der Schadensklassifizierung dieser wertvollen Untersuchung mit den Untersuchungen der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt nicht besteht.

Fritz Oechßler

FRANZ H. MEYER (Hg): Bäume in der Stadt. Unter Mitarbeit von Georg Blauermel, Dieter Hennebo, Werner Koch, Michael Miess, Ulrich Ruge. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. Verlag Eugen Ulmer Stuttgart 1982. 380 Seiten, 130 Abbildungen und 48 Tabellen. Leinen DM 68,- Die Stadt ist Lebens- und Arbeitsraum für Hunderttausende von Menschen. Und das bei immer wachsender Umweltbelastung durch Beton, Abgase und Chemikalien. Einer der wenigen noch gangbaren Wege, unsere Städte menschenfreundlicher zu machen, ist das Erhalten und Neupflanzen von Grün. Bäume und Gehölze waren schon immer ein Teil menschlicher Ansiedlungen. Man denke an die heiligen Haine der Antike, an die mächtigen Stämme, die Kultstätten umstanden, an die Dorflinden, an die Bäume, die Haus und Hof beschützten, an die Boulevards und Alleen späterer Jahrhunderte, die Vornehmheit und Eleganz signalisierten. Man wandelte genußvoll in ihrem Schatten, sah und wurde gesehen. In Slums findet sich kaum Grünes.

Erst in unserer Zeit ist langsam die Erkenntnis herangewachsen, daß Bäume eine lebenswichtige Rolle spielen im Wasserkreislauf und bei der Luft-Filterung. Man hat festgestellt, daß Auftausalze, aus defekten Leitungen auströmendes Erdgas und zubetonierte Baumscheiben den Wurzeln schaden können, daß Auspuffgase und mechanische Verletzungen an Stamm oder Ästen wertvolle Bäume schwächen und krank machen.

Das Buch *Bäume in der Stadt* zeigt Fehler auf, die man vermeiden oder zumindest beheben sollte. Es befaßt sich ausführlich mit dem Aufbau, mit der Struktur des Lebewesens «Baum» und mit seinen Bedürfnissen. Es erläutert die geeigneten Bodenverhältnisse, Temperaturen und Wasserhaushalte für verschiedene Gehölzarten. Es macht Vorschläge, welcher Baum an welchem Ort anzupflanzen ist, und schildert eine Vielzahl von Möglichkeiten, die der modernen Stadtplanung durch Grün-Anpflanzungen an die Hand gegeben sind. Es erklärt sorgfältig, wie Großbäume zu roden und wieder einzupflanzen sind, wie dabei der Wurzelballen und die Krone geschont, der Stamm und die Äste gestützt werden können. Es schreibt vor, wie ausgegrabene Bäume gelagert werden sollten, falls sich das nicht gänzlich vermeiden läßt, und die Publikation geht auch auf rechtliche Fragen ein: Ermittlung des Gehölz-Wertes, die Aufstellung eines Baumkatasters und die Durchführung von Baumkontrollen. Modernste Verfahren, um Krankheiten mittels Infrarot-Falschfarbenluftbildern festzustellen, werden vorgestellt und immer wieder Möglichkeiten, kranke Bäume doch noch zu retten und gesunde gesund zu erhalten.

Ein umfassend informierendes Werk, nicht nur für den Stadtplaner, sondern auch für den Gartenbesitzer. Ratschläge und eine Vertiefung der Kenntnisse über alles, was mit Bäumen und Gehölzen zu tun hat, werden er-

gänzt durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Sachregister und eine Liste der verwendeten Pflanzen- und Tiernamen.

Marlene Maurhoff

Die Feuchtgebiete der Region Mittlerer Neckar – Versuch einer ökologischen Bilanz (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege, Heft 30, herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz). Beiträge von HARALD BUCHMANN, CLAUS-PETER HERRN, CLAUS-PETER HUTTER, WOLFGANG LINDER, KURT RIMPP und REINHARD WOLF. Karlsruhe 1982. 91 Seiten mit 22 farbigen und 17 schwarzweißen Abbildungen sowie 9 Tabellen. Kartoniert DM 10,50.

Die Studie über die Feuchtgebiete im Mittleren Neckarraum ist in drei Teile gegliedert: sie untersucht die Veränderungen in der Pflanzenwelt, in der Vogelwelt und bei den Amphibien. Dabei konnten die Verfasser auf unterschiedlich gutes Datenmaterial zurückgreifen. Am besten erfaßt sind die Veränderungen der Pflanzenwelt, da reichen die Daten teilweise über hundert Jahre zurück. Und der Vergleich mit heute hat ergeben, daß von den 236 ermittelten Feuchtgebietspflanzen in der Region Mittlerer Neckar über ein Drittel gefährdet ist, 44 Arten sind bereits ausgestorben – vom Wasser-Kreuzkraut über das Wanzen-Knabenkraut bis hin zum Kleinen Helmkraut. Diese Namen dürften den meisten Lesern nichts sagen, aber daraus darf man nicht den Schluß ziehen, daß das Buch nur für Experten verständlich ist. Vielmehr wurde die Feuchtgebietsvegetation in vier Ökogruppen gegliedert – Moore, Feuchtwiesen, Gewässer und Ufer –, die alle anschaulich beschrieben werden. So liest man beispielsweise unter dem Stichwort Feuchtwiesen: *Die Ökogruppe der Feuchtwiesen stellt kein einheitliches Vegetationsbild dar, sondern setzt sich aus mehreren Pflanzenvergesellschaftungen zusammen. Entlang der Gräben und Bäche sowie z. T. auch an den Flüssen finden sich die nassen Staudenfluren. Ihre charakteristischen Arten, wie z. B. der Blutweiderich und das Mädesüß, sind vor allem im Frühsommer allgemein auffallende Pflanzen. Aufgrund der Feuchtigkeit der Standorte sind die Staudenfluren zumeist mit den Naßwiesen verzahnt. Wenn das regelmäßige Mähen der Naßwiesen aussetzt, würden sich auch hier die nassen Hochstaudenfluren entwickeln. Ein Drittel davon sind nur noch ganz vereinzelt in der Region nachzuweisen oder bereits ausgestorben. Das trifft insbesondere für einige Seggenarten, zwei Orchideen und das Wasser-Kreuzkraut zu.*

Ähnlich werden auch die Veränderungen in anderen Feuchtgebietstypen beschrieben. Nach der Pflanzenwelt wird dann die Vogelwelt analysiert, wobei zwischen Brutvögeln und Durchzüglern unterschieden wird. Das Verschwinden zahlreicher Baggerseen hat insbesondere bei den Brutvögeln eine ungeheure Artenverarmung bewirkt, und das schildert die Studie anhand vieler Beispiele. Für diesen Teil des Buches stammen die meisten Daten aus den letzten zehn Jahren; da wurden von zahlreichen Vogelfreunden rund 2500 Beobachtungsstunden geleistet. Ziemlich viel Arbeit steckt auch hinter dem dritten Kapitel über die Amphibien im Mittleren Neckarraum. Hier wur-

den die Veränderungen der letzten fünf bis sechs Jahre erfaßt. Ergebnis: von den 15 vorkommenden Amphibienarten gelten sechs als in ihrem Bestand gefährdet, etwa der Laubfrosch. *Die heutige Bilanz ist mehr als ernüchternd. Zwischenzeitlich ist der Laubfrosch in der Region Mittlerer Neckar äußerst selten geworden. Ursächlich hierfür ist das Fehlen oder die Zerstörung sonniger Gewässer mit vereinzeltem Busch- und/oder Schilfbestand. Und so lautet denn auch das Fazit der sorgfältig erarbeiteten Studie insgesamt: Jetzt ist unterschiedenes Handeln zur langfristigen Sicherung der noch erhalten gebliebenen Feuchtlebensräume nicht nur angebracht, sondern für unsere Umwelt lebensnotwendig.* Es ist das Verdienst des Buches, eine solche Schlußfolgerung erstmals für einen ganz konkret umrissenen Raum im einzelnen herausgearbeitet und begründet zu haben. Insofern handelt es sich um eine Studie mit Modellcharakter. Leider wird sie wohl so schnell keine Nachahmer finden, denn die Arbeit, die hinter der nüchternen und ernüchternden Bilanz steckt, ist enorm und hat sich über gut zehn Jahre hingezogen.

Bernd Roling

GERHARD THIELCKE, CLAUS-PETER HUTTER, CLAUS-PETER HERRN, RUDOLF L. SCHREIBER: **Rettet die Frösche.** Pro Natur Verlagsgesellschaft Stuttgart 1983. 124 Seiten, ca. 150 Farbabbildungen. Pappband DM 29,80

Das Buch stellt eine umfassende Dokumentation aller Amphibien in Deutschland, Österreich und der Schweiz dar und enthält einen eigenen Bestimmungsteil, der die Frösche, Kröten, Unken, Molche und Salamander in Lebensgröße zeigt. Im Text daneben werden dann jeweils die besonderen Kennzeichen, der Lebensraum, die Fortpflanzung und die spezifische Gefährdung dargestellt. So heißt es etwa beim Laubfrosch unter dem Stichwort «Lebensweise»: *Einziger heimischer Frosch, der klettert. Überwiegend nachtaktiv. Sonnt sich tagsüber gern und schmiegt sich dabei eng an Unterlage (Blatt, Röhrichtstengel o. ä.). Ernährt sich hauptsächlich von Fluginsekten, die manchmal im Flug gefangen werden.* Und weiter heißt es dann beim Laubfrosch unter dem Stichwort «Gefährdung»: *Beseitigung von Kleingewässern, Umwandlung von Flurstrukturen, Intensivierung der Landwirtschaft, Grundwasserabsenkung, Fischbesatz, Gewässereutrophierung durch Düngereintrag, Biozideinsatz, Freizeitbetrieb.*

Neben dem Bestimmungsteil, der vieles nur kurz in Stichworten anreißt, enthält das Buch «Rettet die Frösche» auch einen gut gemachten, anschaulich geschriebenen Textteil. Passagenweise ist er schulbuchartig abgefaßt. *Die Kröten und Frösche, Molche und Salamander, vielen unter dem Sammelnamen Lurche bekannt, werden von der Biologie unter dem Namen Amphibien in das Tierreich eingeordnet. Mit den Klassen der Kriechtiere (Reptilien), Vögel und Säugetiere bilden sie, zusammen mit ihren gemeinsamen Vorfahren, den Fischen, den Stamm der Wirbeltiere.*

Das Wasser ist das Lebenselement der Amphibien, und trotzdem wird es von ihnen nicht «getrunken». Die Wasseraufnahme erfolgt durch die Haut. Jeder von uns, der schon einmal einen Frosch oder eine Kröte, einen Salamander oder einen Molch – wenn auch noch so kurz – in der Hand hatte, weiß, wie feucht

und glitschig eine Amphibienhaut ist. Er hat auch bemerkt, daß die Haut – im Gegensatz zur menschlichen – leicht über dem Körper verschiebbar ist. Unter der Haut befinden sich große Lymphräume. Die darin enthaltene Lympheflüssigkeit ist das Amphibienblut, freilich ohne Blutkörperchen. Sie steht über die Lymphherzen im ständigen Austausch mit dem Blutkreislauf. Nach solchen und ähnlichen Ausflügen in die Biologie wird dann im einzelnen dargelegt, wie gefährdet die Amphibien sind und was man dagegen tun kann. So wird detailliert geschildert, wie man einen Krötenzaun anlegt oder wie man ein Laichgewässer saniert. Da heißt es beispielsweise, die Wassertiefe soll mindestens 50 cm betragen, damit das Laichgewässer im Winter nicht bis auf den Grund durchfriert, oder man soll keine Fische aussetzen, denn in natürlichen Laichgewässern kommen normalerweise keine Fische vor. Sie würden nämlich viel Laich vertilgen und Amphibien wie etwa Teichmolchen das Leben schwer machen. Im weiteren bringt das Buch etliche konkrete Beispiele für gelungene Naturschutzaktionen, etwa am Mindelsee im Landkreis Konstanz. Denn eines ist klar: dieses Buch mit dem programmatischen Titel «Rettet die Frösche» will in erster Linie zum Handeln anregen. Es reiht sich ein in eine Buchserie, die mit dem Bestseller «Rettet die Vögel» begann, dann fortgeführt wurde mit den Bänden «Rettet den Wald» und «Rettet die Wildtiere», und nun eben «Rettet die Frösche». Die Frösche stehen dabei für die gesamte Amphibienwelt, ja letztlich geht es auch nicht nur um Amphibien, letztlich geht es um die bedrohten Feuchtgebiete. Rettet man sie, so kommt das natürlich auch zahlreichen anderen Lebewesen zugute, aber die Amphibien sind eben als Tiergruppe besonders auf Feuchtigkeit angewiesen, wie das Buch eindrucksvoll darstellt.

Letztlich ist dieser Band nur ein Teil einer umfassenden Naturschutzkampagne, die im Herbst mit der Anlage von zahlreichen neuen Laichgewässern ihren Höhepunkt erreichen soll. Der Naturschutzfonds des Landes Baden-Württemberg hat diese Bemühungen des Bundes Umwelt- und Naturschutz Deutschland mit seinen rund 80 000 Mitgliedern in der Bundesrepublik sozusagen schon im voraus gewürdigt und einen Zuschuß von 100 000 Mark für das Buch gewährt. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, unter der Preisschwelle von 30 Mark zu bleiben, denn «Rettet die Frösche» ist in der Tat ein aufwendig gestalteter Band.

Bernd Roling

Geschichtliche Landeskunde

HELMUT MAURER (Hg.): **Der Bodensee. Landschaft, Geschichte, Kultur.** Namens des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. herausgegeben (Bodensee-Bibliothek, Band 28). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 674 Seiten mit vielen Abbildungen und Tafeln. Leinen DM 86,-.

Die Menschen am See haben sich keiner Anregung hartnäckig verschlossen, geben sich aber auch keiner haltlos hin. Sie sind je-

derzeit gern zueinandergekommen, stehen aber nicht immer beisammen. Sie haben sich hier niedergelassen, können aber das Ihre immer wieder loslassen. Sie haben ein solides Land der Mitte kultiviert, dulden aber als zentralen Ort nur das bodenlose Wasser . . . Das ist ein Modell geschichtlichen Verhaltens, ein Gegenmodell zum europäischen in Vergangenheit und Gegenwart: Mitten im hitzigsten Erdteil eine gemäßigte Zone, mitten im entschiedensten Wandel ein fortgesetzter Schwebezustand, mitten im Wirbel von Natur und Geschichte etwas menschliche Gelassenheit. Das ist vielleicht die treffendste Formulierung dieses Buches (wir verdanken sie Arno Borst): der Bodensee und seine Menschen, nicht in schöner Harmonie, sondern in der Polarität gesehen.

Da haben wir es natürlich schwerer, den juristischen Standpunkt (Bodensee als Rechtsobjekt) zu verstehen. Er gehört demnach zu den «unbeweglichen Sachen». Ein halbes hundert Arbeiten, so lesen wir da, sei dieser schwierigen Frage nachgegangen, aber das Problem sei weniger denn je geklärt. Doch der Meinungsstreit wird zum Wohl der Verleger und der akademischen Jugend fortbestehen und die Konjunktur bei Papier und Druckerschwärze abstützen, so gut es geht.

Zum Wohl des Verlegers ist dieses Buch wohl nicht so zusammengetragen worden, sondern zum Wohl des Lesers, der hier einmal die großartige Gelegenheit erhält, das «Schwäbische Meer» von vielen Seiten beleuchtet zu bekommen. So sind sechzehn Beiträge entstanden (übrigens genau ein Vierteljahrhundert nach der letzten, doch nicht so umfassenden Publikation über das Bodenseegebiet), die von einer Entdeckungsreise ausgehen: es ist der Bodensee in der literarischen Durchdringung seitens derer, die dort wohnen oder aber vom See fasziniert sind (Peter Faessler). Geologie, Wetter und Klima sowie – dies ein neuer Begriff – das Ökosystem stehen hernach im Mittelpunkt des Interesses (Franz Hofmann; Hubert Lehn; Thomas Gutermann). Was der Mensch daraus gemacht hat, mit diesem ihm anvertrauten Gut, das sucht ein größerer Abschnitt mit der Überschrift «Nutzung» zu verdeutlichen (Siedlungen: Wolf-Dieter Sick; Fischerei: Hans-Ulrich Wepfer; Schifffahrt: Karl Heinz Burmeister; Weinbau: Gebhard Spahr). Namen- und Mundartbeiträge schließen sich an (Bruno Boesch und Eugen Gabriel).

Wie ein riesiger Torso steht in der Mitte des Buches ein beinahe 200 Seiten starker Beitrag von Albert Knoepfli, dem Altmeister der Kunstgeschichtsschreibung des Bodenseeraums. Was er bescheiden «Vier Bilder» nennt, ist in Wirklichkeit eine weitausgreifende Ergänzung zu seiner «Kunstgeschichte des Bodenseeraumes», die sich in folgenden komplexen niederschlägt: die Formengeschichte des nichtfiguralen Kapitells Geometrische Bindung und freie Improvisation im ornamentalen Gestalten, aufgezeigt an Stukturen des 17. und 18. Jahrhunderts. Vom vorgotischen basilikalischen Großbau, und Immerwährende Gotik (mit wichtigen Ausführungen zum Beginn dieser Kunstrichtung, wobei auch die sogenannte Nachgotik eingeschlossen ist).

Nach diesem Kompendium kunsthistorischer Erkenntnisse und Mitteilungsfreudigkeit wird der Leser mit Beiträgen konfrontiert, die nicht minder wichtig sind und die

hier unter dem Thema «Zusammenwirken der Menschen» stehen. Arno Borst, den wir eingangs schon zitiert haben, schreibt über das Wort und den Begriff Bodensee, ein Streifzug durch eine Bezeichnung, die nie einheitlich gewesen ist. Königtum, Adel und Klöster behandelt Karl Schmid, die Städte Peter Eitel (wobei uns klar wird, daß Bodenseestädte sich auch solche nennen, die weit im Hinterland liegen), das Rechtsobjekt (auch hier wurde bereits zitiert) stellt Hans-Wolfgang Strätz als Januskopf vor, und Herbert Berner spricht die aktuellen Probleme an: Verlorene und wiedergewonnene Einheit des Bodenseeraums. Selbstverständlich läßt sich ein solches Buch nicht in einem Zuge durchlesen, denn es ist ein Kompendium, Stand Anfang der 80er Jahre. Als solches wird es weit über diese Jahre hinausweisen und sicher lange Zeit als vollgültiges Meinungsbild bzw. durch seine Forschungsaktualität weiterbestehen.

Wolfgang Irtenkauf

Die Grafen von Montfort. Geschichte und Kultur. Mit Beiträgen von KARIN BERG, KARL HEINZ BURMEISTER, HUBERT HOSCH, ULRICH KLEIN, ELMAR L. KUHN, WALTER P. LIESCHING, PETER MÄRKER, KLAUS MERTEN, EVA MOSER, PETER OCHSENBEIN, ANNETTE PFAFF-STÖHR, EDELTRAUD RETTICH, MARTIN STANKOWSKI, EUGEN THURNHER. (Kunst am See, Nr. 8). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1982. 228 Seiten mit 159 Abbildungen, davon 16 in Farbe. Broschiert DM 38,-; gebunden DM 42,-

Als 1182 Pfalzgraf Hugo von Tübingen starb, beerbten ihn seine zwei Söhne, von denen der jüngste – gleichen Namens wie der Vater – eine eigene Dynastie gründete. Seit 1206 nennt er sich «comes Montis fortis», Graf der stark befestigten Burg, Graf von Montfort. Der Name, dessen Herkunft ungeklärt bleibt, bezieht sich vielleicht auf die damals neu errichtete Schattenburg bei Feldkirch, neuer Stammsitz dieser Seitenlinie der Pfalzgrafen von Tübingen. Von Sargans über das ganze heutige Vorarlberg bis in den nordöstlichen Bodenseeraum und das Allgäu reichte das Herrschaftsgebiet des Grafen Hugo von Montfort. Erbteilungen, die Aufsplitterung in viele Linien (Werdenberg, Sargans, Heiligenberg, Tettang, Bregenz, Argen, Feldkirch, Rothenfels) schwächte die politische und wirtschaftliche Kraft der Montforter rasch, so daß sie in der Auseinandersetzung mit den aufstrebenden Habsburgern unterlagen und schließlich – seit dem 15. Jahrhundert mit zunehmendem Bedeutungsverlust – zur österreichischen Klientel wurden. Als 1787 mit Graf Anton von Montfort-Tettang die Familie ausstarb, war ihr von allem Besitz nichts mehr geblieben. Sieben Jahre zuvor hatte sie mit Tettang ihr letztes Gebiet an Österreich abgegeben. Prunk- und Bausucht, demonstriert an den Schlössern Langenargen und Tettang, hatten die Familie in den seit etwa 1660 *unaufhaltsam fortschreitenden Konkurs* geführt. Doch die Spuren der Montforter samt ihrer Tübinger Herkunft sind deutlich erkennbar: Feldkirch führt wie Böblingen oder Herrenberg, wie das österreichische Bundesland Vorarlberg oder wie der Fürst von Liechtenstein in Vaduz noch heute die dreilätzige Fahne der Pfalzgrafen von Tübingen im Wappen. Doch nicht nur ihr Wappen haben die

Montforter hinterlassen: eine Fülle von Kunstdenkmälern – wie sie für politisch zersplitterte Räume der Vergangenheit typisch ist – künden von der einstigen Bedeutung, vom Kunstsinn und Repräsentationswillen.

Im vorliegenden, ausgezeichnet gestalteten Band werden nun erstmals in zahlreichen interessanten Aufsätzen die Geschichte der Grafen von Montfort und deren Herrschaftsgebiete aufgezeigt sowie die Zeugnisse der Kultur von Herrschaft und Untertanen untersucht und vorgestellt.

Wilfried Setzler

BARBARA SCHOLKMANN: **Burg Baldenstein. Das «Alte Schloß» bei Gammertingen.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 68 Seiten mit 28 Abbildungen. Leinen DM 20,-

Nur wenige schriftliche Erwähnungen belegen den zwischen Gammertingen und Hettingen im 14. Jahrhundert abgegangenen Ort Baldenstein; die darüber liegende gleichnamige Burg, über die jegliche schriftliche Quellen fehlen, wurde erst 1933 von Johann Adam Kraus im Gewand «Altes Schloß» entdeckt. In den Jahren 1963 bis 1965 wurde die Burganlage schließlich archäologisch untersucht. Die überaus interessanten Grabungsbefunde konnte jetzt Barbara Scholkmann auswerten. Dabei kommt sie zu erstaunlichen Ergebnissen: Demnach handelt es sich um eine im 11. Jahrhundert entstandene und im 12. Jahrhundert ohne kriegerische Einwirkungen wieder aufgegebene Adelsburg. Von Interesse ist jedoch nicht nur die Burganlage, die somit zu den frühesten Zeugnissen hochmittelalterlichen Burgenbaus zählt, sondern von Interesse sind auch die wertvollen Funde, die über den regionalen Raum weisen und Beweisstücke für weitreichende Handelsbeziehungen sind. Besondere Bedeutung kommt dabei einer ostfriesischen Münze zu, einigen Bruchstücken von orientalischen Glasgefäßen sowie vor allem einigen Schachfiguren arabischer Form und einigen figürlich verzierten Brettspielsteinen. Anhand der Funde verdeutlicht die Autorin auch dem Nichtfachmann *ein lebhaftes Bild vom Alltagsleben der Burgbewohner*, ohne dabei jedoch wissenschaftliche Ansprüche zu vernachlässigen. Sibylle Wrobbel

NORBERT HOFMANN: **Die Artistenfakultät an der Universität Tübingen. 1534–1601.** (CONTUBERNIUM. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Bd. 28.) Mohr-Siebeck Verlag Tübingen 1982. 266 Seiten. Kartoniert, DM 62,-

Bildungsgeschichtliche Forschung erlebte in den vergangenen Jahrzehnten eine durch zahlreiche Publikationen belegte Blüte. Doch gibt es auch in dieser Disziplin noch Teilbereiche, die bisher eher stiefmütterlich behandelt wurden. Auf eine dieser Lücken innerhalb der Universitätsgeschichte macht nun die Arbeit von Norbert Hofmann aufmerksam. Im Rahmen einer Dissertation untersucht er die Aufgaben der Tübinger Artistenfakultät, geht deren Stellung in der Gesamtuniversität nach und beschreibt deren Kampf um die Gleichberechtigung gegen

die drei *oberen Fakultäten*: Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Mit Bedacht hat er sich – zumal es ihm nicht um Wissenschafts-, sondern um Institutionengeschichte geht – als zeitlichen Rahmen seiner Arbeit eine Spanne von rund 70 Jahren gewählt, die 1534 mit der Einführung der Reformation in Württemberg und den einschneidenden Veränderungen im Universitätsbereich beginnt und mit der Aichmann'schen Universitätsreform 1601 endet. HOFMANN kann dabei nachweisen, wie die *untere Fakultät*, deren *regiment* in den Händen der drei oberen Fakultäten lag, sich seit der Reformation nach und nach emanzipierte: um 1545 erreichte sie die weitgehende Eigenständigkeit in der Verwaltung ihrer Fakultät und den Zugang zu allen Senatssitzungen, um die Wende zum 17. Jahrhundert schließlich erfolgte auch die rangmäßige Angleichung der Artisten an die Professoren der anderen Fakultäten. Das neue Selbstwertgefühl und die Bemühungen um die Gleichstellung spiegeln sich auch im Wandel des Fakultätsnamens. Aus der *facultas artium* bzw. *facultas bonarum artium* wurde – wohl auch durch die Erfolge des Humanismus – im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die *facultas philosophica*, die Philosophische Fakultät.

Aus der Dissertation erfährt man eine ungewöhnliche Fülle von Informationen über den Alltag an einer deutschen Universität der Frühneuzeit. Die Ausstattung der Hörsäle, die Höhe der Lehrstühle, die Form der Bänke, der Gebrauch von Uhren wird ebenso detailliert aufgezeichnet wie die Entwicklung des Lehrstoffes und der Fächer. Wie weit die Probleme heutiger Hochschulpolitik zurückreichen, wird deutlich: Schon in der Untersuchungszeit der Hofmannschen Arbeit diskutierte und stritt man um Studienreform, Regelstudienzeit, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Nebentätigkeit und Selbstergänzungsrecht des Lehrkörpers, Vorkenntnisse der Studenten und Änderung der Deputate. Schon allein deswegen verdient das Buch Beachtung. Wünschenswert allerdings bleibt bei aller Akribie die Einordnung der Tübinger Artisten-Fakultät in einen größeren Zusammenhang, der ergänzende oder korrigierende Blick in die Verhältnisse anderer Universitäten. Verdienstvoll ist der Anhang des Bandes mit Listen der Offizianten und Lehrer der Artistenfakultät.

Wilfried Setzler

ROLAND KIRCHHERR: **Die Verfassung des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen vom Jahre 1833.** Zu den Auswirkungen der Verfassungstheorien der Zeit des Deutschen Bundes auf das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen. (Dissertationen zur neueren Geschichte, Bd. 5.) Köln/Wien 1979. Broschur DM 74,-
Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und die Rheinische Bundesakte von 1806 beendeten auch eine Entwicklung, in deren Zuge die auf personaler Bindung beruhende Herrschaft durch die auf das Territorium gegründete abgelöst wurde: Zwischen Untertan und Herrschaft sollte keine andere Herrschaftsbeziehung treten, Herrschaft aus einer Hand. Nur wenige Familien konnten sich in diesem Prozeß durchsetzen, wurden Souverän. Auch die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Ho-

henzollern-Sigmaringen gehörten dazu; ihre Länder waren allerdings *schon an dem Tag, an dem sie ihre Selbständigkeit erlangten, historische Kuriosa* (Fritz Kallenberg). Diese Veränderung in der Begründung von Herrschaft zog konsequent Mitwirkungsansprüche neuer Bevölkerungskreise an der politischen Gestaltung nach sich. Die Verfassungskämpfe nach 1815 sind dafür der erste Ausdruck. Träger war zunächst das gebildete Bürgertum.

Zu diesen Vorbemerkungen (und noch vielen mehr) fühlt man sich veranlaßt angesichts der jetzt erst zugegangenen, aber bereits 1979 erschienenen Dissertation von Roland Kirchherr. Während in Hohenzollern-Hechingen bis 1849 – in diesem Jahr wurde gemeinsam mit Hohenzollern-Sigmaringen die Souveränität an das erbverbrüdete Königshaus Preußen abgetreten – keine Verfassungsbestrebungen erkennbar sind, nahm man im Nachbarstaat bereits 1820/21 den ersten Anlauf. Kirchherr zeigt nun *das Entstehen der Verfassung eines süddeutschen Kleinstaates* und versucht, dem *Einfluß der Ideen des Vormärz, des Liberalismus sowie der damaligen Staatsrechtslehre* nachzugehen. Dabei vergleicht er die von fürstlichen Beamten ausgearbeiteten Entwürfe, verfolgt die Artikel in Beratung und Beschlußfassung in der Ständeversammlung und bei ihrer Genehmigung durch den Fürsten. Sein Ergebnis (nach 300 Seiten Text und etwa 2000 Anmerkungen auf 130 Seiten): *Die Verfassungsurkunde . . . entsprach bei ihrer Verabschiedung im Jahre 1833 den rechtlichen und politischen Notwendigkeiten. Sie war sorgfältig vorbereitet und ausgearbeitet und behandelte die wesentlichen Fragen, die einer staatlichen Ordnung anstehen.* Dieses sehr fleißig, allerdings auch unnützlich ausgebreitete Wissen ist ein Ärgernis, zumindest dem Rezensenten. Hier fehlt jeder Bezug auf den Staat, den neu zu ordnen diese Verfassung beschlossen wurde, hier erfährt man nichts, gar nichts über die soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Situation des Ministaates zwischen Baden und Württemberg. Hier wird Verfassung und Verfassungsgeschichte auf Buchstaben reduziert, mühselig der Geist der Staatsrechtslehre eingegossen. Wie gesagt, ein Ärgernis.

Uwe Ziegler

HANS-JOSEF JOEST: **Pionier im Ruhrgebiet – «Gute-Hoffnung-Hütte».** Vom ältesten Montan-Unternehmen Deutschlands zum größten Maschinenbaukonzern Europas. Seewald Verlag Stuttgart 1982. 256 Seiten, 80 Abbildungen, davon 40 in Farbe. Leinen DM 25,-
Im Schwabenland wird der aus Königsbrunn stammende Paul Reusch kaum noch genannt, der von der Jahrhundertwende an das Werk mit dem verheißungsvollen Namen «Gute-Hoffnungs-Hütte» unter der Abkürzung «GHH» weithin bekannt machte. Reusch brachte als weitblickender Planer die einstige St.-Anthönien-Hütte – einen unter vielen kleinen Bergbaubetrieben des Ruhrgebiets – zur Weltgeltung. Aus dem bescheidenen Ursprungsort Sterkrade wuchs schließlich eine neue Großstadt zusammen, die mit dem Namen Oberhausen bis nach Amerika und Indien zum Begriff dieses Wirkens wurde. Von ihr und dem sie beherbergenden Maschinenbaukonzern handelt dieses reich bebilderte Buch, in das

ein Essay des Wirtschaftsjournalisten Johannes Groß einleitet. Joest verschweigt in seinem Buch nicht, daß es bei der Gute-Hoffnungs-Hütte auch Rückschläge und Krisen gegeben hat, so als schwerste die durch die Eingriffe der Diktatur in den dreißiger Jahren bewirkte und die darauf im Zeichen der Konzernentflechtung folgenden Maßnahmen der Besatzungsmacht, die doch auf die Dauer das Wiedererstehen der von Bombenzerstörung verbliebenen Reste nicht zu verhindern vermochten. Gerade im deutschen Süden wird diese lebendige Darstellung dazu beitragen können, daß die Leistung Paul Reuschs, der im Heimatboden seines Katharinenhofs Ruhe gefunden hat, nicht vergessen wird.

Wilhelm Kohlhaas

THOMAS SCHNABEL (Hg.): **Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden-Württemberg 1928–1933.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 6.) Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1982. 344 Seiten. Leinen DM 39,-

Nachdem die letzten Jahre geradezu einen Boom an Publikationen über das nationalsozialistische Regime im Reich gebracht haben, ist nun auch eine stärkere regional bezogene Beschäftigung mit diesem Thema zu bemerken. Dies ist zu begrüßen, denn das als «Schrift zur politischen Landeskunde» erschienene Buch zeigt, daß die Entwicklung in Baden und in Württemberg anders als im Reich verlief, ja daß sogar zwischen den beiden Ländern erhebliche Unterschiede festzustellen sind, nicht zuletzt deshalb ist eine landesbezogene Darstellung gerechtfertigt. Gleichzeitig wird damit ein Beitrag zur regionalen Geschichtsforschung geleistet; sie macht geschichtliche Vorgänge vor allem auch für Schüler und Jugendliche konkret erfahrbar und damit interessanter. Allerdings darf sie nicht – wie THOMAS SCHNABEL in seinem Vorwort hervorhebt – zur *historischen Folklore* verkommen. Die in diesem Zusammenhang zu fordernde Einarbeitung der Ereignisse eines überschaubaren Raumes in den Rahmen der allgemeinen Geschichte wird hier durchweg befriedigend geleistet, wengleich eine synoptische chronologische Gegenüberstellung der Ereignisse im Reich und in den beiden Ländern gerade dem historisch (noch) wenig bewanderten Leser den Überblick erleichtert hätte. Zwei Beiträge – *Warum geht es in Schwaben besser? Württemberg in der Weltwirtschaftskrise 1928–1933* und *Das Wählervotum und die Machtergreifung im deutschen Südwesten* stellen die vergleichende Darstellung sogar in den Vordergrund.

Sowohl hinsichtlich der organisatorischen und personellen Entwicklung der NSDAP als auch ihrer Strategie und ihres Verhaltens in den Landtagen vor 1933 waren für Baden und Württemberg getrennte Darstellungen erforderlich. Als zunächst kennzeichnend für Württemberg arbeitet THOMAS SCHNABEL die *Schwäche einer regionalen Parteiorganisation* heraus: vielfältige organisatorische Unzulänglichkeiten und persönliche Querelen – darunter das stets gespannte Verhältnis zwischen Reichsstatthalter Murr und dem späteren Ministerpräsidenten Mergenthaler – trugen zum schlechten Abschneiden der NSDAP noch bei

den Reichstagswahlen 1932 mit sieben Prozent unter dem Reichsdurchschnitt bei; auch später hatte die NS-Partei Schwierigkeiten, freigewordene Spitzenstellungen in der Beamtschaft mit Parteimitgliedern zu besetzen.

Dies änderte sich grundlegend erst, als die NS-Partei in Württemberg bei der Landtagswahl 1932 mit 32 Abgeordneten die stärkste Fraktion wurde (zuvor war sie gerade mit einem Abgeordneten im Landesparlament vertreten gewesen). Hier zeigte sich bereits deutlich deren Obstruktionspolitik und Agitation – ganz dem «Führer» folgend, der aus seiner Verachtung parlamentarischer Verhaltensweisen nie einen Hehl machte –, die dazu beitrugen, daß lediglich eine geschäftsführende Regierung gebildet werden konnte. Eine parlamentarische Opposition war nach der Machtergreifung Hitlers nicht mehr möglich. Noch vor der ersten Sitzung des Landtags nach der Wahl wurde der SPD-Abgeordnete Fritz Ulrich verhaftet, da er das Recht auf Minderheitenschutz für seine Fraktion in Anspruch genommen hatte. Schon vor der Landtagsauflösung im Jahr 1934 hatte der NS-Kurier getönt: *Der Landtag ist nicht mehr Schwatzbude und das Forum politischer Demagogenkunststückchen, sondern in Wahrheit eine Volksvertretung, die in Zukunft in engstem Zusammenhang mit der Regierung einerseits und dem Volk andererseits, ungehemmt von jeder parlamentarischen Schwindelmeierei und Kuhhandelspolitik ihre produktive Arbeit unter möglichster Beschleunigung zu Nutzen und Frommen des Volkes leisten wird.* Wie der politische Neubeginn aussehen würde, sagte der Leiter der politischen Polizei ohne Umschweife. Die Schwäbische Tageszeitung vom 23. 3. 1933 zitierte ihn mit den Worten: *Staatsfeindliche Elemente werden körperlich ausgerottet.*

Neben der Schilderung der Machtübernahme im Staat enthält der Band zwei Beiträge über die Rolle der Kirchen beider Konfessionen in der Spätphase der Weimarer Republik und zu Beginn des Dritten Reiches. Thierfelder und Röhm bezeichnen die Zustimmungserklärungen der Kirchen zur Politik Hitlers als für uns kaum mehr verständlich und verweisen dabei auch auf die distanzierenden Stellungnahmen offizieller kirchlicher Kreise zu regimekritischen Äußerungen einzelner Pfarrer.

So begrüßenswert diese fundierte Darstellung – sie beruht zum erheblichen Teil auf originären Studien – eines Abschnitts der Geschichte der jüngsten Vergangenheit mit regionalem Bezug ist, so wenig befriedigt die Beschränkung der «Machtergreifung» auf den Bereich der staatlichen Institutionen. Gerade die Gleichsetzung von Staat und Partei in der NS-Ideologie legt es nahe, auch die Durchdringung gesellschaftlicher Bereiche mit NS-Gedankengut durch Einrichtungen und Gliederungen der Partei zu untersuchen. Wie fein die Verästelungen dabei sein konnten, wird auch an der Darstellung von Lore Miedener über die Stuttgarter Mütterschule 1916–1945 deutlich (Siehe die Besprechung in Heft 4, 1982). Nur auf diese Weise ließe sich eine Ahnung davon vermitteln, in welchem Ausmaß auf das Bewußtsein einer Generation eingewirkt wurde. Es ist deshalb zu wünschen, daß die Thematik in diese Richtung ausgeweitet wird.

Werner Frasch

ERHARD FISCHER: **Schorndorfer Zeitungsindex. Personen- und ortsgeschichtliche Artikel 1948–1980.** Im Selbstverlag Schorndorf 1982. 109 Seiten. Broschiert DM 15,80
Der Autor, dem schon 1979 die Bibliographie *Die Stadt Schorndorf im Spiegel der Literatur* zu verdanken ist, hat sich die Mühe gemacht, die beiden Schorndorfer Lokalblätter von ihrem ersten Erscheinen bis zum Jahre 1980 einschließlich durchzuforschen und legt nun das Ergebnis vor: Fundstellen von mehr als tausend Artikeln über einzelne Personen oder Familien, örtlich oder überörtlich bekannten, historischen und noch lebenden. Zum anderen bringt er in einem zweiten Teil unter mehr als 500 Stichworten den Nachweis von kürzeren und längeren Aufsätzen und Beiträgen zur Stadtgeschichte Schorndorfs. Dabei handelt es sich häufig um nützliche und wertvolle Biographien oder Darstellungen, die an anderer Stelle nicht veröffentlicht und in keiner Bibliographie aufgeführt sind. Es liegt hier für Schorndorf ein Nachschlagewerk vor, das beispielhaft und nachahmenswert ist. Jedem, der sich für die Geschichte Schorndorfs interessiert oder mit der Stadt verbunden ist, kann es zur Anschaffung empfohlen werden. Da die behandelten Personen oder Tatbestände oft überörtliche Bedeutung besitzen – etwa Gottlieb Daimler oder die Landesfestung, um nur zwei Beispiele zu nennen –, hat das Buch auch für allgemein Geschichtsbegeisterte seinen Wert.

Uwe Jens Wandel

JOHANNES HASSPACHER: **Ein Dorf an der Grenze. Chronik von Ölbronn.** Mit Beiträgen zur Geschichte der Waldenser sowie der Orte Kleinvillars, Mulinhusen und Dürrn. Selbstverlag des Verfassers. 1982. 592 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Zeichnungen und Karten. Leinen. DM 49,50

Es gibt ihn also noch, den alten ortsansässigen Lehrer, der sich mit nie erlahmendem Eifer und unter großem persönlichen Opfer der Erforschung seiner Gemeinde annimmt. Diese Formulierung ist mit Bedacht gewählt; denn das Werk Hasspachers ist mehr als nur eine Chronik von Ölbronn. Sie umfaßt auch in sehr ausführlicher Weise die Naturgegebenheiten einschließlich des vom wirtschaftenden Menschen verursachten Wandels bis in unsere Tage. Wer sich also über die Geologie des Ortes und seiner Umgebung, die Pflanzen- und Tierwelt, die Landwirtschaft im allgemeinen und den Weinbau im besonderen sowie die Flurnamen orientieren will, ist ebenso gut und gründlich beraten wie derjenige, dem das «Funktionieren» eines kleinen Ortes im 16. Jahrhundert, der Zuzug von Waldensern um 1700, der oft mühselige Alltag des 19. Jahrhunderts und die Industrialisierung im 20. Jahrhundert interessiert. Daß es Hasspacher mit der Geschichtsschreibung von unten ernst ist, merkt man nicht zuletzt daran, daß er die verschiedenen Originale aus Ölbronn mit gleicher Liebe, wenn auch weniger ausführlich skizziert wie die beiden berühmtesten Söhne der Gemeinde: Ferdinand Steinbeis und den Bassisten Gottlob Frick. Man sieht es dem Verfasser gerne nach, wenn er da und dort durchscheinen läßt, daß er den Verlust von Gemütswerten durch die moderne Zeit bedauert. Aber wem ist es

nicht auch schon so ergangen? Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß Hasspacher das Risiko und die Mühen auf sich genommen hat, dieses umfangreiche Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen. Nicht zuletzt deshalb wünscht man dem Werk am Ort selbst, aber auch darüber hinaus einen regen Absatz.

Gustav Schöck

Archäologie

RAINER CHRISTLEIN und OTTO BRAASCH: **Das unterirdische Bayern.** 7000 Jahre Geschichte und Archäologie im Luftbild. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 275 Seiten, 99 Abbildungen und Karten im Textteil, 80 farbige Luftaufnahmen, z. T. mit Umzeichnungen, eine Übersichtskarte der Fundorte. Leinen DM 98,-

Gäbe es einen Preis für das faszinierendste archäologische Sachbuch des Jahres – das vorliegende Werk gehörte zu den Favoriten. Die in Deutschland relativ junge Wissenschaft der Luftbildarchäologie demonstriert hier eindrucksvoll ihre Möglichkeiten und ihre Bedeutung.

Mit Rainer Christlein, der in diesem Jahr gestorben ist, zeichnet ein hervorragender Kenner der süddeutschen Archäologie und Geschichte für den Textteil verantwortlich. In lebendiger und allgemeinverständlicher Form führt er den überaus reichen wissenschaftlichen Ertrag der bayerischen Luftbildarchäologie vor Augen und erläutert die fotografierten Objekte. Seite um Seite beeindruckt den Betrachter die Qualität der 80 farbigen Luftaufnahmen, die fast alle der Bildautor Otto Braasch – von ihm stammt auch das einführende Kapitel über Geschichte und Grundlagen der Luftbildarchäologie – in den letzten Jahren im Auftrag des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege angefertigt und aus rund 100 000 Fotos ausgewählt hat.

Die systematische Aufnahme Bayerns aus der Luft unter Beachtung jahreszeitlicher Bedingungen und optimaler Witterungsverhältnisse für das Auffinden archäologischer Spuren, z. B. durch Schatten-, Schnee-, Frost- oder Bewuchsmerkmale, hat eine beinahe unübersehbare Zahl neuer Fundstellen erbracht. Dies stellt die bayerische Bodendenkmalpflege angesichts der ständigen Gefährdung der Denkmäler durch den modernen Landschaftsverbrauch vor fast unlösbare Probleme. Gegenden, die bisher als fundarm galten, weisen plötzlich eine Fülle von Zeugnissen vergangener Zeiten auf, und diese Tatsache erfordert für viele Bereiche eine Neufassung der frühen Phasen bayerischer Geschichte. Rainer Christlein zieht im einleitenden Kapitel ein erstes Fazit der neuen Erkenntnisse über 7000 Jahre menschlicher Gemeinschaften auf dem Boden Bayerns, und er vertieft und veranschaulicht, unterstützt durch zahlreiche Abbildungen und Karten die Darlegungen in den Kapiteln: Stadt und Burg, Dorf und Hof – Tempel, Kirchen und heilige Plätze – Die Stätten der Toten. Der Bogen der fotografierten und beschriebenen Denkmäler reicht von den Siedlungen des ältesten Neolithikums bis hin zur frühen Neuzeit. Verblüffend ist immer wieder die Deutlichkeit, mit der sich über Jahrhunderte

und Jahrtausende hinweg im Gelände oder im Bewuchs der Felder mittelalterliche Burgställe, römische Gutshöfe, keltische Kultplätze, ja Pfosten um Pfosten die Grundrisse jungsteinzeitlicher Häuser abzeichnen. Umzeichnungen und erläuternde Texte mit Literaturangaben erklären die im Luftbild erkennbaren Spuren.

Der Leser nimmt unwillkürlich Anteil an den Methoden und Entdeckungen der Luftbildarchäologie, und es werden ihm die gewachsenen Strukturen einer Landschaft, das Vergehen menschlicher Gemeinschaften und ihr Neubeginn eindringlich bewußt. Damit ist dieses Buch aber weit mehr als nur eine Darlegung und Illustration archäologischer Fakten.

Siegfried Albert

DIETWULF BAATZ und FRITZ-RUDOLF HERRMANN (Hg.): **Die Römer in Hessen.** Unter Mitarbeit von Bernhard Beckmann, Wolfgang Czysz, Ingeborg Huld-Zetsche, Ernst Künzl, Hartmut Lischewski, Hans-Ulrich Nuber, Egon Schallmayer, Hans Schönberger, Hans-Günter Simon, Paul Wagner und Jürgen Wahl. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 532 Seiten mit 486 Abbildungen, Skizzen und Zeichnungen. Leinen DM 68,-

Mit diesem landeskundlichen Standardwerk setzt der Konrad Theiss Verlag die Reihe der in gleicher Weise gestalteten Bände über die Römer und die Kelten in Baden-Württemberg fort. Im einleitenden Teil beschreiben die Autoren die archäologische Erforschung der Römerzeit in Hessen und den wechselvollen Gang der römischen Besetzung und Herrschaft bis zur Errichtung der Rheingrenze nach dem Fall des Limes. Besondere Kapitel schildern anschaulich das Leben der Bevölkerung im römischen Grenzland, ihre Rechtsverhältnisse, die Wirtschaft, die technischen Errungenschaften, ihre Kunst und Religion. Zahlreiche interessante Fotos, Zeichnungen und Skizzen ergänzen den Text.

Der zweite Teil besteht aus einer lexikalisch geordneten topographischen Beschreibung der Fund- und Grabungsorte, der erkennbaren Geländedenkmäler und der wichtigen Museumsbestände. Im Interesse einer sachlich und räumlich abgerundeten Darstellung sind mit der ehemaligen römischen Provinzhauptstadt Mainz und der Mainlinie des Limes mit Aschaffenburg auch angrenzende Gebiete außerhalb Hessens einbezogen worden. Karten, Lagepläne, Abbildungen sowie Angaben über Zufahrtsmöglichkeiten und Öffnungszeiten machen aus dem Nachschlagewerk zugleich einen praktischen archäologischen Führer. Ein Anhang mit Zeittafel, Literaturverzeichnis und Registern erleichtert den Gebrauch dieses ansprechenden Buches, das die heute noch sichtbaren römischen Denkmäler in den Mittelpunkt stellt und einen eindrucksvollen Überblick über die Römerzeit in Hessen vermittelt.

Siegfried Albert

Literarisches

ERNST MEIER: **Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt.** Nachdruck der Ausgabe von 1855. Jürgen Schweier Verlag

Kirchheim unter Teck 1982. 448 Seiten. Gebunden DM 25,-

ERNST MEIER: **Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben. Aus dem Volksmunde gesammelt.** Nachdruck der Ausgabe von 1851. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim unter Teck 1982. 220 Seiten. Pappband DM 28,-

Während seine wissenschaftlichen Leistungen auf seinem eigentlichen Fachgebiet, Ernst Meier war Professor für morgenländische Sprachen an der Universität Tübingen, längst überholt und vergessen sind, haben die volkskundlichen Forschungen dieses Gelehrten auch nach 130 Jahren nichts von ihrem Stellenwert eingebüßt. Meier hatte es Mitte des 19. Jahrhunderts unternommen, neben Volksmärchen und Sagen auch Kinderreime und Kinderspiele sowie Volkslieder aufzuzeichnen und in mehreren Bänden zu veröffentlichen. In geschmackvoller Ausstattung sind die gesammelten Volkslieder und die Kinderspiele vor einiger Zeit als Nachdruck erschienen, wobei der zuletzt genannte Band mehr als ein Reprint ist, denn er enthält zahlreiche – an Ludwig Richter erinnernde – Bildbeigaben von Oscar Pletsch. Hinzugekommen ist jeweils ein Nachwort von Lutz Röhrich, der das Fach Volkskunde an der Universität Freiburg vertritt, sowie eine Bibliographie. Die «Schwäbischen Volkslieder» machen den umfangreichen Band aus. Meier ordnet sie in Schelmelieder, Frühlings- und Liebeslieder, Ehestandslieder, Lieder auf Handwerke und verschiedene Stände, Soldatenlieder, Vermischte Lieder sowie Balladen und fügt 31 Melodien zu den Liedern an. Schon die Anordnung der Reihenfolge zeigt auf, worauf es dem Sammler ankommt: möglichst das zusammenzutragen, was in der Bevölkerung aktuell und lebendig ist und nicht künstlich am Leben erhalten werden muß; deshalb beginnt er mit vierhundert kurzen Strophen *von der Art, wie sie das Volk noch fortwährend bei jeder Gelegenheit improvisiert.* Überhaupt hat er nur solche Lieder berücksichtigt, *die wirklich aus dem Volke hervorgegangen sind und durch längere Überlieferung bis heute sich erhalten haben.* Thematisch greifen manche Lieder auch die Realität auf; in dem «Auf die Leineweber» überschriebenen Lied heißt es: *Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein, / Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein / Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an, / Wenn er nicht sechs Wochen Hunger leiden kann.* Leider erfahren wir nichts über die Anlässe, bei denen gesungen wurde. Wahrscheinlich war das gemeinsame Singen so selbstverständlich, daß darüber nicht berichtet wurde.

Die Kinderreime, Kinderlieder und Kinderspiele strukturiert Meier weniger als die Volkslieder. Wir finden in bunter Folge Wiegenliedchen, Sprüchlein für die ersten Kinderjahre, Spielreime zum Abzählen, Rätsel u. a. Besondere Sorgfalt ist der Beschreibung der Kinderspiele anzumerken. Ausführlich schildert Meier den Spielablauf sowie Varianten und zitiert die von den Kindern gesprochenen Texte in Mundart. Es ist interessant zu lesen, was Kinder einst gespielt haben, und man ist ob der Vielfalt erstaunt: Brautwerbung, Kinderverkaufen, Der Fuchs geht um, Quickerle – Quäckerle, Richterles, Frau Müller, braucht sie keine Magd? lauten einige der gängigen Spiele. Meist sind es in irgendeiner Form «Rollenspiele», die

heute wieder mit erheblichem theoretischem Aufwand pädagogisch konstruiert werden. Auch ein weiterer Vergleich mit der Gegenwart ist angesichts der heute von Spielzeug meist überquellenden Kinderzimmer reizvoll, denn Mitte des vorigen Jahrhunderts waren zu den Spielen entweder keine oder nur wenige Gegenstände notwendig.

Die Neuauflage dieser volkskundlichen Sammlungen ist nicht nur von historischem Interesse. Daran wird deutlich, was sich an Lied- und Spielgut, über die Generationen hinweg bis in die Gegenwart erhalten hat, denn durchaus nicht alles ist vergessen. Zugleich zeigt sich aber auch, in welchem Ausmaß Kreativität verloren gegangen ist. Angesichts der auf die Kinder einströmenden Medienflut ist es dagegen unwahrscheinlich, daß von den nun wieder leicht zugänglichen Aufzeichnungen Anstöße und Anregungen ausgehen.

Werner Frasch

FRIEDRICH BRAN & MARTIN PFEIFER (Hg): **Hermann Hesse und seine literarischen Zeitgenossen**. Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1982. 128 Seiten. Kartoniert DM 9,80

FRIEDRICH BRAN: **Hermann Hesses Gedanken über Heimat. Geschichte eines lebenslangen Suchens**. Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1982. 35 Seiten, verschiedene Abbildungen. Broschiert DM 5,80

Gleichgültig, wie Hermann Hesse in den verschiedenen Stadien zu seiner Heimatstadt Calw gestanden ist: hier ist der legitime Ort, ihn zu ehren, zu preisen oder, falls es angebracht ist, zu kritisieren, eine Hessesammlung auf die Beine zu stellen und, wie wir an dem hier anzuzeigenden Buche sehen, auch über ihn nachzudenken. In Calw fand anlässlich des 20. Todestages im vergangenen Jahre eine zweite internationale Runde erlauchter Hesseforscher statt, deren Referate, herausgegeben von Friedrich Bran und Martin Pfeifer, jetzt im Druck vorliegen.

Da ist eingangs die Rede vom Phänomen einer weltweiten Hesse-Renaissance. In den 60er Jahren begonnen, ging sie nicht von den Lehrstühlen der Universitäten aus, sondern von der Jugend, von der «Basis». Daß sich inzwischen die Hesse-Begeisterung von Deutschland wegverschoben hat, belegen Zahlen, die man in diesem Buch findet. Die Gesamtauflage aller Hesse'schen Werke beträgt derzeit rund 60 Millionen in aller Welt, davon entfallen auf sein Heimatland, in dessen Sprache er schrieb, nur 13 Prozent! Man kann, wie immer bei nachgedruckten Colloquiums-Referaten, je nach Geschmack vieles finden. Im Grunde ging es bei diesem Symposium um die Klammer «und»: Hesse und . . . Gemeint damit sind: Helene Voigt-Diederichs (Friedrich Bran), Ludwig Finckh (Michael Limberg), Stefan Zweig (Donald A. Brater), Emil Strauß (Friedrich Bran), Christian Wagner (Ulrich Keicher), Thomas Mann (Martin Pfeifer), Hans Morgenthaler (Rätus Luck) und Romain Rolland (Solange Vaast). Morgenthaler, den die wenigsten kennen werden, war der Porträtist Hesses. Das erregendste Kapitel für Leser der «SCHWABISCHEN HEIMAT» dürfte die Auseinandersetzung und Auflösung der Freundschaft Hesse-Finckh sein, als sich Finckh 1933 zu

Hitlers Kindern zählte. Das absolute Ende war eingetreten, als Finckh's Autobiographie *Himmel und Erde* lange nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erschienen war. Hesse dazu: *Von 1933 an ist das Buch eines vernagelten alten Nazi, der 12 Jahre lang «Heil Hitler» geschrien hat und es am liebsten wieder täte . . . Es ist traurig und mit Finckh's großer Dummheit doch nicht ganz zu erklären.*

Wie ein Nachhall zu diesem Sammelband mutet ein kleines, im gleichen Verlag erschienenenes Büchlein von Friedrich Bran an: «Hermann Hesses Gedanken über Heimat». Hesse hat nach Bran Wesentliches zur derzeitigen Heimatdiskussion zu sagen, und das wird in dieser Broschüre aus dem Werk herausgefiltert. Bran geht von seiner einstigen Berufarbeit als Pädagoge aus und stellt Hesse gleichsam in den Heimatkundeunterricht von heute, wo sich gerade auf diesem Gebiet jetzt etwas zu bewegen beginnt.

Wolfgang Irtenkauf

«schwädds» **mund art Zeitschrift**, Nr. 5 November 1982. Hrsg. von WILHELM KÖNIG für die Mundartgesellschaft Württemberg e.V. Zentrifug Verlag Riederich 1982. 95 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartoniert DM 12,80 Das sei doch alles zu brav, zu klein, zu regional, zu sehr kleine Karos und zu wenig, wenn schon, Pepita; das waren Vorwürfe gegen «schwädds», Wilhelm Königs Mundart-Organ. Na, dafür bietet es sich jetzt ja bereits in der Überschrift fast verschmückt an: mund art, das assoziiert große Welt. Und fürwahr, davon weht einiges durch das Heft, aus dem Elsaß, aus Großbritannien gar, aus dem tiefsten Norden der Republik. «schwädds» international. Ist das aber nicht das Gegenteil von Dialektpflege? Ich meine nein, und ich finde diese Ausweitung, diesen Versuch, Dialekt nicht nur auf den engen Umkreis zu begrenzen, begrüßens- und lesenswert.

Doch zum mund gehört auch die art, die Kunst. Und da, plötzlich, wird dann alles wieder sehr bieder. Die Artikel sind oft sehr schlau, man merkt ihnen den (untauglichen) Versuch an, modernes Wissenschafts-, sprich Linguistik-Chinesisch auf den armen Dialekt anzuwenden, den Versuch, international-seriös-ernsthaft zu sein. Und das heißt leider sehr oft: langweilig, betulich, eben deutsch in des Wortes negativer Bedeutung. Und leider ist es auch bei der eigentlich beigegebenen «Mundart», den Gedichten, oft nicht anders. Mancher Witz ist, wenn überhaupt, nur ein Witzle, und über das dreihundertste Gedicht zum Thema Kehrwoche kann ich nun wirklich nicht mehr lachen. Wenn da nur jemandem mal etwas Neues einfiel . . .

Ein Wort noch zum Herausgeber: er bespiegelt sich un-zweifelhaft weniger selber als bisher, er läßt sich auch nicht mehr in dem Maße bespiegeln. Aber es reicht eigentlich noch. Ähnlich ärgerlich wie in allen Heften bisher, wenn hier auch weitaus abgeschwächter, die vielen Interna aus der Mundartszene, in der sich die Verteidiger des Schwätzens wie die Leit' befehlen und bekämpfen. Vieles, gerade auch an den Leserbriefen, erinnert doch sehr an die Heimatvereinszeitschriften, von denen man sich doch wohl gerade distanzieren will.

Insgesamt meine ich: «schwädds» hat es auch mit der

Nummer 5 noch nicht geschafft, den eigenen Anspruch zu erfüllen. Schade drum – man möchte so gerne, aber langsam beschleichen mich doch ernste Zweifel, ob's denn so geht.

Alfred Marquart

In einem Satz . . .

CLAUS GOTTLIEB (Hg): **Wernau (Neckar)**. Alte Ansichten von Pfauhausen und Steinbach. Verlag A. Gottliebs und J. Osswalds Buchdruckereien. Kirchheim (Teck) 1982. 72 Seiten mit Abbildungen. Kartoniert.

Im Jahr 1976 feierten die Gemeinden Pfauhausen und Steinbach, seit 1937 unter dem Namen Wernau vereint, das 700jährige Jubiläum ihrer ersten Nennung; die damals veröffentlichte Festschrift wird nun ergänzt von einem interessanten und betrachtenswerten Bildband, der überwiegend Fotos von Gebäuden, Ereignissen und Vereinsfestivitäten aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zeigt.

WINFRIED HANOLD: **Der Schmiechener See** (Schelklinger Hefte 6). Schelklingen 1982. 28 Seiten. Broschiert DM 4,- Das Heft informiert anschaulich über die Entstehung des Schmiechener Sees, seine Entwicklung, seinen rätselhaften Wasserhaushalt, seine Tier- und Pflanzenwelt sowie seine einstige und heutige Nutzung.

MANFRED REINARTZ: **Uhren aus dem Schwarzwald**: Die Schwarzwalduhren des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen im Stadtbezirk Schwenningen. Villingen-Schwenningen 1982. 54 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Broschiert

Nach der 1980 erschienenen, hervorragend bebilderten Übersicht über die Bestände der Glasabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen legt nun der Verfasser einen nicht minder informativen Katalog über die Uhren des Heimatmuseums vor, das unter anderem die landeseigene Hellmut-Kienzle-Uhrensammlung beherbergt.

ANNIE BARDON: **Rudolf Stuckert. Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen**. Schriftenreihe der Hans-Thoma-Gesellschaft. Reutlingen 1983. 94 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert

Dieser Ausstellungskatalog bietet erstmals einen Überblick über das gesamte Kunstschaffen des 1912 im Rheinland geborenen, 1933 bis 1945 mit Malverbot belegten, seit 1947 am Bodensee ansässigen und arbeitenden Künstlers Rudolf Stuckert.

Schwäbisch vom Blatt für Schwaben und andere. Wörter und Sprüche gesammelt von Gerhard Widmann. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 321 Seiten. Kunstleinen DM 24,80

Von a wie abäffa (schimpfen) bis z wie Zwoggl (kleiner Kerl) reicht dieses Schwäbisch-Lexikon, in dem neben Wörtern auch Sprüche und 35 schwäbische Koch- und Backrezepte veröffentlicht werden, die Leser der Südwestpresse zusammengetragen haben.

HORST LÄSSING, HANS MATTERN, SIEGFRIED MÜLLER, HANS

SCHEERER und PETER SCHNEIDER: **Naturdenkmale im Rems-Murr-Kreis** (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Heft 5, hrsg. vom Rems-Murr-Kreis in Zusammenarbeit mit der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg.) Waiblingen und Karlsruhe 1983. 120 Seiten mit 50 farbigen und 4 schwarzweißen Abbildungen sowie einer Übersichtskarte. Broschiert DM 9,-

Daß Naturschutz weder *Selbstzweck noch bloße Liebhaberei engagierter Personen oder gesellschaftlicher Gruppierungen* ist, sondern *unverzichtbare Daseinsvorsorge* für uns und für kommende Generationen, macht dieses Heft deutlich, das in vorbildlicher Weise über die landschaftlichen Kleinodien des Rems-Murr-Kreises informiert.

Weitere Titel

MAX GÜGLER und GREGOR RICHTER (Hg): **Das Land Württemberg-Hohenzollern 1945–1952**. Darstellungen und Erinnerungen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 528 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 32,-

GERD WUNDER, MAX SCHEFOLD, HERTA BEUTTER: **Die Schenken von Limpurg und ihr Land**. Mit Abbildungen alter Ansichten (Forschungen aus Württembergisch-Franken, Bd. 20). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 176 Seiten mit 133 Abbildungen, darunter 8 farbige. Leinen DM 38,-

Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museums-geschichte und Geschichtsmuseum. Hrsg. vom Historischen Museum der Stadt Frankfurt am Main. Anabas Verlag Gießen/Lahn 1982. 373 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 38,-

HARALD B. W. FISCHER: **No so drhär gschwädsd**. Aus der schwäbischen Alltagsphilosophie. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 128 Seiten. Gebunden DM 11,80

A rechter Schwob wird nie ganz zahm. Gschichtla und Anekdoten von große und kleine Schwoba, gesammelt und erzählt von FRANZ GEORG BRUSTGI mit 54 Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 176 Seiten. Gebunden DM 15,80

KARL KELLER: **Poetisches Hausbüchlein für Schwaben**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 128 Seiten mit 16 Linienschnitten. Gebunden DM 16,80

FRIEDRICH CHRISTOPH OETINGER: **Etwas Ganzes vom Evangelium**. Friedrich Oetingers Heilige Philosophie. Ein Brevier. Unter Mitarbeit von Richard Haug ausgewählt und zusammengestellt von Guntram Spindler. Ernst Franz Verlag Metzingen 1982. 528 Seiten. Leinen DM 44,-

HEINRICH HEIDEGGER und HUGO OTT (Hg): **St. Blasien**. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche. Verlag Schnell und Steiner München und Zürich 1983. 428 Seiten mit 122, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 38,-

FRITZ HEIMBERGER: **Gärtringen**. Geschichte einer Gemeinde. Armin Vaas Verlag Langenau-Ulm 1982. 528 Seiten mit 270 Abbildungen, davon 50 in Farbe. Kartoniert DM 38,-

Schreiben an die Landtagsabgeordneten in Sachen Denkmalschutz

Aufgrund einer Initiative der CDU-Landtagsfraktion hat die Landesregierung eine Änderung des Denkmalschutzgesetzes vorbereitet, das seit Anfang 1972 in Kraft ist. Diese Änderung sieht bei der Zuständigkeit eine «Herabzonung» auf alle Gemeinden und Verwaltungsgemeinschaften mit eigener Baurechtszuständigkeit, d. h. hinunter bis zu kommunalen Gebilden mit 8000 Einwohnern, vor. Das gilt übrigens nicht nur für die Baudenkmalpflege, sondern auch für die Bodendenkmalpflege. Im Auftrag des Vorstandes des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat am 27. Mai 1983 der Vorsitzende Prof. Willi K. Birn an alle Mitglieder des Landtages von Baden-Württemberg geschrieben. Hier der Wortlaut:

«Baden-Württemberg ist ein Land, das für sich in Anspruch nehmen darf, einen besonders reichen Bestand an wertvollen Kulturdenkmälern zu besitzen, an großen spektakulären, aber auch an kleinen unscheinbaren. Sie werden in den nächsten Monaten darüber befinden, ob und wie das Denkmalschutzgesetz des Landes Baden-Württemberg neu gefaßt werden wird. Als Parlamentarier entscheiden Sie damit, wieviel Zukunft die Vergangenheit unseres Landes hat, welcher Stellenwert der Geschichte im politischen Tagesgeschäft zugebilligt wird.

Nach dem derzeit geltenden Recht sind die Landratsämter und Bürgermeisterämter der Stadtkreise untere Denkmalschutzbehörde. Der Gesetzentwurf der Landesregierung zur Änderung des Denkmalschutzgesetzes sieht dagegen vor, diese Kompetenz auf alle Gemeinden und Verwaltungsgemeinschaften mit eigener Baurechtszuständigkeit auszudehnen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat gegen diese vorgesehene Regelung schwere Bedenken. Wir erkennen nicht die Absicht des Entwurfs, den Denkmalschutz bürgernäher und durchschaubarer zu machen, wir glauben aber nicht, daß der vorgeschlagene Weg zum Ziel führt. Im Gegenteil: Es kann nicht damit gerechnet werden, daß der Denkmalschutz bei der großen Zahl von Verwaltungen, die der Gesetzentwurf als Denkmalschutzbehörden vorsieht, mit der gleichen Sorgfalt und Ausgewogenheit betrieben wird wie bei den vorhin genannten Behörden.

Das Landesdenkmalamt müßte in Zukunft seine Besprechungen nicht mehr mit nur 44 unteren Denkmalschutzbehörden, sondern mit 191 Verwaltungsbehörden führen. Mehrarbeit und Mehrkosten durch schwierigere Terminabsprachen, mehr Dienstfahrten und sicher auch mehr Verhandlungen mit häufig wechselndem Gesprächspartner sind die unausweichlichen Folgen. Ganz zu schwei-

gen von dem verstärkten Druck, dem der Sachbearbeiter einer kleinen Baurechtsbehörde in einer Gemeinde mit 8000 Einwohnern ausgesetzt ist im Vergleich zum Sachbearbeiter im Landratsamt oder Bürgermeisteramt eines Stadtkreises. Während sich bisher nur 44 Sachbearbeiter in den Landratsämtern und Bürgermeisterämtern der Stadtkreise mit der heiklen Materie des Denkmalschutzes befassen mußten, müssen es in Zukunft 191 Sachbearbeiter tun. Und man darf sicher daran zweifeln, ob all diese Sachbearbeiter qualifiziert genug sind, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Gesichtspunkten ein Verlust an historischer Substanz nicht zu vermeiden ist, wenn nicht der Personalbestand des Landesdenkmalamtes angemessen aufgestockt wird. Gerade jetzt, wo die Programme des Landes wie das Denkmalschwerpunktprogramm und das Dorfentwicklungsprogramm voll greifen, soll Sand in das Getriebe des zuständigen Bereichs der Landesverwaltung gestreut werden. Die Folge ist, daß aus einer einfachen Organisationsform eine kompliziertere und teurere wird. Sieht so eine bürgernahe Verwaltung aus?

Nicht weniger problematisch ist das geplante Verfahren zur Ausweisung von Gesamtanlagen im Sinne des § 19 Denkmalschutzgesetz. Hier ist vorgesehen, daß solche Gesamtanlagen in Zukunft nicht mehr durch eine Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums unter Schutz gestellt, sondern durch Satzungen der Gemeinden ausgewiesen werden. Die Frage muß erlaubt sein, ob solche Satzungen dann nicht eher nach ausschließlich ästhetischen Kriterien festgelegt werden, denn nach heimatgeschichtlichen.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ist deshalb der Meinung, daß den Belangen des Denkmalschutzes in unserem Land am besten gedient sei, wenn die Zuständigkeitsregelungen unverändert belassen werden. Wenn dies aus politischen Gründen nicht möglich sein sollte, dann würde es genügen, die Zuständigkeit als untere Denkmalschutzbehörde auf die unteren Verwaltungsbehörden (Landratsämter und Bürgermeisterämter der Stadtkreise und Großen Kreisstädte) zu übertragen. Erwägenswert ist auch der Kompromißvorschlag des Stuttgarter Regierungspräsidenten Dr. Manfred Bulling. Er weist darauf hin, daß im geltenden Baurecht die Möglichkeit besteht, daß die Gemeinden durch einen Antrag die Kompetenz als Baubehörde erlangen. Das könnte auch bei den denkmalpflegerischen Aufgaben geschehen, so daß die Gemeinden nicht, wie in dem Entwurf vorgesehen, zwangsweise diese neue Kompetenz wahrnehmen müssen. Das ergäbe sicher eine hilfreiche Selbstprüfung bei den Gremien der Gemeinden.»

Sehr geehrter

Herr Professor Birn,

Ihr Rundschreiben an die Mitglieder des Landtags vom 27. Mai 1983 hat auch mich erreicht. Ich bedauere natürlich, daß zwischen uns nach der Delegation der Genehmigungszuständigkeit für Flächennutzungspläne ein zweiter Bereich mit gegensätzlichen Meinungen vorhanden ist. Zusammen mit dem Landesdenkmalamt und dem Innenministerium haben wir in den vergangenen Jahren diese Frage sehr gründlich diskutiert und sind zu dem Ergebnis gekommen, das Ihnen aus dem Gesetzentwurf jetzt bekanntgeworden ist. Dabei haben wir uns davon leiten lassen, daß der Denkmalschutz in der Öffentlichkeit, und insbesondere in unseren Städten und Gemeinden, eine zunehmende Bedeutung gewonnen hat. Leider hat es bisher bei der Bearbeitung eine Menge von Problemen und daraus resultierend erhebliche Verzögerungen gegeben. Die bei den Betroffenen entstandene Rechtsunsicherheit und die daraus entstandenen wirtschaftlichen Folgen waren so umfangreich, daß eine gründliche Diskussion unausbleiblich wurde.

Bei der jetzt im Gesetzentwurf vorgesehenen Lösung gingen wir zunächst davon aus, daß eine stärkere Mitwirkung der Städte und Gemeinden erwünscht sei, jedoch solle die Denkmalpflege als eine staatliche Aufgabe erhalten bleiben. Die vorgesehene Lösung mit Zuständigkeit der Baurechtsbehörden hat neben den von Ihnen befürchteten negativen Wirkungen vor allem den Vorteil, daß sich alle Baurechtsbehörden grundsätzlich mit den Fragen des Denkmalschutzes beschäftigen müssen, weil für sie das gleiche Gesetz gilt. Da die Fachbehörde in jedem Falle einzuschalten ist, wird eine sachgerechte Behandlung gewährleistet. Der Devolutiveffekt wird erhalten und damit strittige Fälle nach wie vor der vorgesetzten Behörde vorgelegt. Das Innenministerium hat zugesagt, die Baurechtsbehörden in ihre neue Aufgabe intensiv einzuweisen und damit sicherzustellen, daß der Denkmalschutz nach wie vor seine herausgehobene Funktion haben soll. Dies zusammengefaßt erwarten wir, daß die Diskussion um den Denkmalschutz noch intensiver als bisher geführt wird und durch eine sachkundige Beratung der Baurechtsbehörden raschere Entscheidungen möglich werden. Ich darf dabei an die Verlagerung der Zuständigkeit für die Außenbereichsfälle erinnern, die bisher keine wesentlichen Beanstandungen gebracht hat. Auch bei der Änderung des Denkmalschutzgesetzes glauben wir, daß nach einer kurzen Anlaufphase keine größeren Probleme entstehen werden.

Albert Entenmann, MdL,
Waiblingen-Hegnach

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,

Sie haben mit Schreiben vom 27. Mai auch die Mitglieder unserer Fraktion wegen der beabsichtigten Änderung des Landesdenkmalschutzgesetzes angeschrieben. Wenn Sie die öffentliche Diskussion innerhalb der letzten zwei Jahre

mit Aufmerksamkeit verfolgt haben – und davon gehe ich aus –, ist Ihnen bekannt, daß sich die CDU-Landtagsfraktion dieser Legislaturperiode des Denkmalschutzes intensiv angenommen hat. Anlaß für diese Bemühungen war der Eindruck, der durch viele Meinungsäußerungen gegenüber der Fraktion unterstrichen wurde, daß die gegenwärtige gesetzliche und erlaßmäßige Regelung zu manchen Problemen führt, die sich in naher Zukunft noch verschärfen könnten.

Das neue Konzept der Landesregierung, das sich ja nicht nur in der Änderung des Denkmalschutzgesetzes, sondern auch in einer Änderung des Listenerlasses niederschlägt, stammt zum Teil von der CDU-Landtagsfraktion, ist von ihr gefordert und mit ihr abgesprochen. Sie werden deshalb dafür Verständnis haben, wenn Sie es auch nicht begrüßen, daß wir Ihrer Aufforderung keine Folge leisten, sondern der Gesetzesinitiative der Landesregierung zustimmen werden.

Wir versprechen uns eine wesentliche Verfahrensvereinfachung, -beschleunigung und -verbesserung, wenn in Zukunft für die Baudenkmale die baurechtliche und die denkmalschutzrechtliche Zuständigkeit in einer Hand liegen. Ihre Besorgnisse teilen wir nicht. Die fachliche Beratung wird nach wie vor durch das Landesdenkmalamt wahrgenommen. An der fachlichen Qualifikation ändert sich damit nichts. Die Gemeinden werden als untere Baurechts- und Denkmalschutzbehörden nur zuständig sein, wenn das Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt hergestellt werden kann. Anderenfalls greift der Devolutiveffekt ein und geht die denkmalschutzrechtliche Zuständigkeit an das Landratsamt bzw. Regierungspräsidium.

In den unstrittigen und unkomplizierten Fällen wird damit eine Instanz gespart. In den umstrittenen Fällen wird auf höherer Ebene entschieden. Wir meinen, daß mit dieser Konstruktion auch die fachlichen Belange voll gewahrt sind.

Im übrigen arbeiten in den Kommunalverwaltungen Bedienstete mit gleicher Qualifikation und gleicher Ausbildung wie in den staatlichen Verwaltungen. Wir erwarten, daß sich das kommunale Personal mit gleicher Intensität und mit gleichem Einsatz dem Denkmalschutz widmet, wie wir es von den staatlichen Bediensteten gewohnt sind. Gleiches gilt unserer Auffassung nach für den Ensemble-schutz. Auch hier wird die fachliche Beratung nach wie vor durch das Landesdenkmalamt stattfinden. Es kann dafür Sorge tragen, daß heimatgeschichtliche Kriterien in dem ihnen gebührenden Umfang den Ausschlag geben. Wir halten es für wünschenswert, daß auf unterer Ebene die baurechtliche und die denkmalschutzrechtliche Kompetenz gebündelt werden. Deshalb wollen wir kein zusätzliches Wahlrecht einführen. Die Gemeinde, die sich für die Kompetenz als untere Baurechtsbehörde entschieden hat, soll auch die denkmalschutzrechtliche erhalten. Das bedeutet zugleich, daß Gemeinden, die die baurechtliche Zuständigkeit nicht gewählt haben, auch denkmalschutzrechtlich keine Zuständigkeiten erhalten.

Dr. Konrad Feige, Parlamentarischer Berater der CDU im Landtag von Baden-Württemberg

Sehr geehrter Herr Prof. Birn!

Ihr Schreiben vom 27. 5. 1983 betr. Novellierung des Denkmalschutzes habe ich erhalten und danke Ihnen. Unsere Fraktion teilt die von Ihnen aufgeführten Befürchtungen und hat sich daher gegen eine Delegation des Denkmalschutzes an die Bürgermeisterämter in der Vergangenheit gewandt. Auch bei den zukünftigen Beratungen im Parlament werden wir entschieden für die Beibehaltung der jetzigen Regelung eintreten. Als Bürgermeisterstellvertreter einer Gemeinde mit ca. 8000 Einwohnern habe ich in den vergangenen acht Jahren Einblick in die örtlichen Verhältnisse bekommen. Ich teile aufgrund dieser persönlichen Erfahrung Ihre Befürchtung, daß durch egoistische Kurzsicht übergeordnete Denkmalschutzbelange in den Hintergrund verwiesen werden.

Dr. Hans Erich Schött, MdL,
7833 Eendingen

Neuer Präsident des Deutschen Heimatbundes: Dr. Hans Tiedeken

Noch im alten Jahr habe ich meine neue Aufgabe vom bisherigen Präsidenten, Herrn Landesdirektor Dr. Klaus, übernommen. Ich danke an dieser Stelle noch einmal dem Präsidium und der Vertreterversammlung des Deutschen Heimatbundes für ihren Vertrauensbeweis bei meiner Wahl und Herrn Dr. Klaus für seine langjährige erfolgreiche und engagierte Arbeit als Präsident für unseren Bund. Das Präsidium hat diese Arbeit durch die einstimmige Wahl von Herrn Dr. Klaus zum Ehrenvorsitzenden des Deutschen Heimatbundes gewürdigt. Er wird uns so mit seinem reichen Erfahrungsschatz auch weiterhin verbunden bleiben.

Es gilt jetzt, mit vereinten Kräften die Heimatarbeit auf allen Ebenen unserer Aktivitäten fortzusetzen und nach Möglichkeit zu verbreitern und zu verstärken. Das wird im Zeitalter knapper Mittel sehr schwerfallen. Gleichwohl müssen wir mit Ideenreichtum, Einsatzfreude und Überzeugung unsere Arbeit betreiben. Denn nicht jeder Erfolg in unserem Bemühen ist vom Einsatz materieller Ressourcen abhängig.

Der Bürger ist für die Heimatarbeit sensibilisiert. Nach einer neuesten Umfrage eines bekannten Meinungsforschungsinstituts liegt bei der Frage, was für die Deutschen zum Glück gehört, zur Überraschung vieler die Heimat deutlich an der Spitze. 88 Prozent der befragten Deutschen können ohne Heimat nicht glücklich sein. Diese klare Aussage verpflichtet – auch und gerade den Deutschen Heimatbund und seine Organisationen.

Der Deutsche Heimatbund ist sich des föderalen Aufbaues seiner Organisation bewußt. Die Männer und Frauen im Präsidium des DHB und auch ich selbst wissen aus eigener Erfahrung, wo Heimatarbeit letztlich sichtbar umgesetzt und bürgernah geleistet wird: in den Heimatvereinen vor Ort, am einzelnen Objekt in der Gemeinde, in der Stadt

oder im Kreis. Deshalb bekennen wir uns auch aus Überzeugung zu unserer Gliederung, zu unserem föderalen Aufbau in einem föderalen Staat.

Gleichwohl müssen wir aber auch erkennen, daß unsere Organisation auf der Landes- und Bundesebene als gesellschaftspolitische Kraft stark und handlungsfähig sein muß. Auf diesen Ebenen werden Entscheidungen vorbereitet und getroffen, die jede Heimatarbeit entscheidend beeinflussen, ihr oftmals Zuschnitt und Rahmen geben. Das gilt mit unterschiedlichen Akzenten und Zuständigkeiten für die ganze Breite in der Palette unserer Aufgaben. Ich denke dabei beispielsweise ebenso an die Neufassung einer TA Luft mit ihrer Auswirkung auf Mensch, Natur und Denkmal wie an die Erhaltung und Pflege von Dorf- und Stadtteilbezeichnungen im nachreformatorischen Zeitalter oder an die Verstärkung heimatkundlicher Bemühungen in Schule, Lehrer- und Erwachsenenbildung. Nur allein an diesen Beispielen zeigt sich, was es auf der Landes- und Bundesebene aufzugreifen und im Sinne unserer Vorstellungen von Heimat und Heimatpflege mitzugestalten gilt. Ohne Ihre Hilfe geht das nicht. Auf Sie setze ich bei der Übernahme meines Amtes. Es kommt darauf an, daß wir uns zur rechten Zeit in der rechten Weise an der rechten Stelle bemerkbar machen und Gehör verschaffen.

Die bisherige gute Zusammenarbeit auf der Bundesebene mit den zuständigen Ministerien und dem Bundesamt für Umweltschutz gibt uns dafür in Bonn eine vertrauensvolle Basis. Gleiches gilt durchweg auf der Landesebene und im kommunalen Raum. Wir werden das fortsetzen und intensivieren müssen in dem Sinne, wie man die Arbeit in einem föderal gegliederten Verband verstehen sollte: nicht als Einfalt in Vielheit, sondern als Einheit in Vielfalt.

Feuchtbiotop Birkensee

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND besitzt im Rems-Murr-Kreis ein Feuchtbiotop. Es ist inzwischen als Naturdenkmal ausgewiesen und trägt den Namen «Birkensee». Am 29. April 1983 ist eine Fläche von 15 a 7 qm dazugekauft worden, um das Biotop wirkungsvoller schützen zu können.

Mitgliederwerbung

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat!

Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Gestaltung unserer heimatlichen Umwelt. Interessieren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ihrem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Der Artikel «Goldersbach» in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1983, Heft 2, kann nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Gerne anerkenne ich, was die Forstverwaltungen für den Schönbuch getan haben. Doch muß auch gesehen werden, welche Eingriffe in das Naturgebiet vorgenommen wurden bis in die Gegenwart hinein, die dann den Goldersbach zu einer Gefahr für Lustnau werden ließ. Ob es aber nicht zu einer befriedigenden Lösung des Goldersbachproblems kommen könnte, wenn man einmal nur den Lauf des Goldersbaches betrachten würde von Bebenhausen an bis zur Einmündung in die Ammer in Lustnau? Hier wurden von seiten der Straßenbauverwaltung vor Jahrzehnten die verhängnisvollen Eingriffe gemacht. In unserem Wohngebiet gab es früher kein Hochwasser. Dann wurde die B 27 bis zur Kälberstelle ausgebaut. Die Folge davon ist, daß der Seebach einen raschen Abfluß hat zum Goldersbach. Zum anderen wurde in Lustnau selbst der Bach umgeleitet. Es können hiezu alte und neue Straßenkarten verglichen werden. Dann wurden die B 27 und die Alberstraße, eine Zubringerstraße, um etwa 1½ Meter erhöht. Nun liegt unser Wohngebiet, das der Goldersbach umfließt, tiefer als die B 27. Bei Hochwasser bildet sich jetzt hier ein See bis zu 1½ Meter Höhe, in einem Wohngebiet, das einstens kein Hochwasser kannte. Daher fordern wir ein Rückhaltebecken, ob vor Lustnau oder vor Bebenhausen ist für uns nicht die entscheidende Frage.

Im übrigen ist die Frage eines Rückhaltebeckens nicht erst heute gestellt worden. Auch in der Zeitschrift «SCHWÄBISCHE HEIMAT» wurden Rückhaltebecken positiv gewertet. Auf zwei Nummern darf ich hinweisen, Nr. 5 vom Oktober 1956 und auf Nr. 2 vom Juni 1964.

Es würde mich freuen, wenn der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND die Anliegen der Lustnauer Bürger verstehen würde, denen ja der Staat mit dem Straßenbau das Hochwasser ins Haus geliefert hat.

Robert Killguss, Tübingen

Besonders hervorhebens- und unterstützenswert fand ich Wolfgang Niess' Artikel über den Datenschutz. Er hat deutlich die leider in Baden-Württemberg besonders deutliche Tendenz (der Landesregierung, aber nicht nur bei ihr) herausgearbeitet, den Datenschutz «madig» zu machen und zum Sündenbock dafür zu stempeln, wenn Achtzigjährigen nicht mehr öffentlich gratuliert werden darf. Wenn es wirklich darauf ankommt, treibt «man» (Behörden, Wirtschaft) weiter mit unseren Daten Schindluder. Es wäre vielleicht noch schlimmer, wenn wir nicht Frau Leuze hätten. Gefallen hat mir aber auch Herbert Schwedts Vortrag über das dörfliche Vereinsleben. Als überzeugter und militanter Bewohner des »flachen Landes«, der nach wie vor die Vorteile gegenüber den Nachteilen überwiegen sieht, hat er mir in vielen Punkten aus der Seele gesprochen. Danke für die Nr. 2/1983!

Harald Schmautz, Rottenburg-Seebronn

Aus der lokalen Presse, aus Ortsbesichtigungen und aus Rücksprachen mit Ihrem Obmann Dr. Weller ist mir bekannt, daß die Zerschneidung, Zerstörung und Betonierung des mittleren Schussetales durch Bau und Anlage von neuen Straßen (B 30/32/33) beschlossene Sache und zum Teil schon in Angriff genommen worden ist. Eingaben, Einsprüche, Proteste waren bislang nutzlos und ohne Erfolg. Warum rührt sich in Ihrer «SCHWÄBISCHEN HEIMAT» nichts? Bin ich Mitglied im falschen Verein? Hier wird doch ab jetzt mehr zerstört als in den letzten hundert Jahren durch Siedlung kaputtgegangen ist! Nicht in Hektar-Landverlust, sondern nur in Verlust an Landschaft, Lebensqualität, hochwertiger Bodensubstanz, Grundwasserschutz und Luftreinhaltung, Pflanzen- und Tierwelt. Von den Verantwortlichen wird das alles heruntergespielt, verschwiegen oder nicht erkannt. Die Zerstörung wird begründet mit Verkehrs-Nachholbedarf, Entlastung der Wohnzentren, obwohl schon jetzt abzusehen ist, daß diese Entlastung nicht stattfinden, sondern der zusätzliche Transitverkehr herangeholt und gefördert wird. Jede Art von Denkmalpflege wird sinnlos angesichts dieses Irrsinns.

Anton Mauch, Baienfurt

Die bisherige Berichterstattung offenbart, daß – selbst nach jahrelangem Waldsterben – eine Abhilfe nicht gefunden wurde. Man konzentriert sich nun auf eine einzige Ursache: Kraftwerke. Sollte man jetzt nicht jedem kleinsten Hinweis nachgehen?

April/Mai 1983 war ich auf Sylt, ferner auf Busfahrten bis Esbjerg und Flensburg und sah, daß Nadelbäume – gleich hinter den Dünen der Nordsee – total braun, ja, viele Bäume, die hier kleiner: um 4 m hoch sind, ohne jede Nadel waren – ein grauenhafter Anblick! An der Westseite bis Esbjerg zeigten die Bäume große Schäden von 80–100%. In Flensburg (Nähe Ostsee, 90 km östlicher) waren die Schäden weit geringer. Auffallend war, daß die ersten Bäume am Meer den größten Schaden aufwiesen. Geschützte Bäume – z. B. hinter Häusern – waren auch krank, der Schaden war kleiner.

Aus der Karte in Heft 2/1983 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT «Tannensterben in Baden-Württemberg» – bis zu 20 Prozent kränkelnd – vom Frühjahr 1982 könnte man herauslesen, daß die Großstädte mit ihren Kraftwerken Stuttgart, Mannheim, Heilbronn keine Schuld am Waldsterben haben, auch nicht die Autobahnen und die dichte Besiedlung (Hausheizungen, Fabriken).

Alle Schadensmeldungen der Forstämter und die peinlich genaue Auftragung der Schadensintensität über den Gebieten und Nachbargebieten ganz Deutschlands (einschl. der Kraftwerke mit Umgebung, Windrichtungen, Bergzüge und Täler, Autobahnen, Bevölkerungsdichte, Großstädte, Industriegebiete, der Waldgebiete u. ä.) würden kaum eine einzige Ursache herausheben. Sylt widerspricht doch auch der einen Ursache: Kraftwerke. Sie

würde wohl bestätigen, daß mehrere Ursachen schuld sind – gewisse Kombinationen besonders. Die notwendigen, richtigen Folgerungen hieraus sparen uns riesige Fehlausgaben, die mit den neuen Gesetzen jetzt anlaufen. Sylt legt nahe, daß auch Westwind, Salzwasser, der karge Boden beteiligt sein können. Doch dieses Klima gibt es dort seit Jahrhunderten – früher ohne Waldsterben. Allerdings sind die Nadelhölzer hier nicht uralte. Kraftwerke sind meines Erachtens im Umkreis von 200 km nicht vorhanden. Autoverkehr und Hausheizungen im äußersten Westen der Insel sind kaum vorhanden.

Wir Bürger bitten um intensivere, gewissenhaftere Aufklärung. Welche Versuche zur Nachprüfung sind wo und wie durchgeführt worden? Bei den Versuchen sollte man Versuchingenieure hinzuziehen. Wir Bürger halten die bisherige Behandlung und Lösung des Problems – wie sie uns mitgeteilt wurden – für unzureichend. Die Versuchingenieure können nur dann Abhilfe schaffen, wenn sie die Ursachen und die Zusammenhänge bis ins einzelne kennen. Sie mögen das gewaltige, für die Menschheit unendlich wichtige Problem anpacken!

Dipl.-Ing. Dr. phil. Reinhold Kamps, Stuttgart-Vaihingen

Zu Ihrem Aufsatz «Besser ein wüster Fleck . . .» möchte ich ein paar Bemerkungen machen:

1. Die Bezeichnung «Notbehelf» für das Reparieren der Gegenstände des täglichen Lebens ist nicht richtig. Das Reparieren ist vielmehr eine sehr positive Einstellung. Der Mensch in Süddeutschland hat sehr genau um den Materialwert der Gegenstände gewußt. Er hat ja ursprünglich das meiste selbst angebaut, zum Beispiel: Flachs, Hanf, Wolle, Holz etc. Und er hat das Material oft selbst verarbeitet oder die Verarbeitung in den kleinen Handwerksbetrieben miterlebt. (Im städtischen Haushalt wurde noch bis ca. 1885 gesponnen; die aus dem Faden gewebte Tisch- und Bettwäsche hat der Weber gefertigt.) So kannte und achtete der Mensch die Arbeit, die in jedem Stück steckte. Aus dieser Wertschätzung von Material und Arbeit heraus war es klar, daß jedes Stück sorglich behandelt und im Notfall immer und mehrmals repariert wurde. Und ebenso wurde auch sparsam mit dem Material umgegangen, d. h. man wählte nach der Beanspruchung das Material in seiner Güte aus. Oft fertigte man ein Stück aus zwei Stoffen an; so nämlich, daß an eine unwichtige Stelle ein schlechterer Stoff kam. Z. B. Deckbettbezug-Unterseite, Rockteil vorne wo die Schürze deckte.

2. Der Personenkreis, von dem die Rede ist, ist viel zu eng gefaßt. Repariert wurde nicht nur im bäuerlichen Lebenskreis. Das wurde genauso gehandhabt in den städtischen Schichten der Arbeiter, Handwerker und Bürger. Ich erwähne Ottilie Wildermuth: «Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit.» Da heißt es: «Ich war zum Flachsrupfen auf dem anderen Acker . . . Dazumal, wo man noch sparen konnte, trug man in besseren Kleidern vorn ein eingesetztes Stück von selbstgewobenem Barchent, um Zeug zu sparen.» Die Schürze deckte diesen Teil. Es gab als Steigerung dann noch ein gutes Kleid für Sonntag, das hatte kein andersartiges Stoffteil. Diese Hausfrau der alten Zeit war die Frau des Spitalmeisters, also wohlhabend.

3. Das Aussehen eines aus Not geflickten Stückes kann sich heute niemand mehr vorstellen. Da saß nämlich neben und zum Teil übergreifend Flickstoff an Flickstoff, und die Socken z. B. bestanden nur noch aus Stopfstellen, hatten erst auch eine Sohle aus Stoff. Vom ursprünglichen Gewebe oder Gestrick war nichts mehr zu sehen, und das Geflickte hatte alle Arten von Muster und von Farbschattierungen. Ein solches Stück dürfte nirgends mehr zu finden sein.

4. Die Gewohnheit des Reparierens ist ab 1955 weniger geworden, bis sie ganz verschwand. In den beiden Weltkriegen war sie noch sehr geschätzt und fleißig angewandt. Und heute besinnt man sich langsam wieder aufs Reparieren. Leider kann ich zu der geplanten Ausstellung kein Stück beisteuern. Ich wünsche aber ein gutes Gelingen.

Agnes Hoffmann, 8541 Büchenbach

Anschriften der Mitarbeiter

Max Frommer, Dr., Oberstudiendirektor i. R.,

Richard-Wagner-Str. 10, 7730 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen

Carlheinz Gräter, Dr., Oberes Flürlein 6, 6970 Lauda

Walter Hampele, Oberstudiendirektor, Auf dem Galgenberg 7, 7170 Schwäbisch Hall

Wolfgang Irtenkauf, Dr., An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen

Josef F. Klein, Auf der Kanzel 24, 7000 Stuttgart 1

Peter Lahnstein, Dr., Gaußstr. 109 A, 7000 Stuttgart 1

Lore Schahl, Fornsbacher Str. 32, 7157 Murrhardt

Frieder Schmidt, M. A., Bludener Str. 16, 7000 Stuttgart 30

Oswald Schoch, Forst-dir., Forstamt, 7564 Enzklösterle

Richard Strobel, Dr., Mörikestr. 12, 7000 Stuttgart 1

Reinhard Weber, Hanselmannstr. 15, 7110 Öhringen

P. Paulus Weißenberger OSB, Abtei, 7086 Neresheim

Bildnachweis

Titelbild: Helmut Wenk, Lindau-Schachen; S. 181: Privatfoto; S. 182, 186 und 187: Dr. Inge Schöck, Stuttgart; S. 184 und 185: Traute Uhland-Clauss, Esslingen; S. 188: Jürgen Gaiser, Aachen; S. 189 und 190: Württembergische Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart; S. 191–198: Landesdenkmalamt Stuttgart; S. 200–202: Reinhard Weber, Öhringen; S. 205–209; Privatbesitz Dr. Max Frommer, VS-Schwenningen; S. 211–223: Frieder Schmidt, Stuttgart; S. 223–226: Bio-Info/Pölkling/Christiansen/Probst; S. 227: Günther Synatschke, Rotenburg; S. 229: Foto Holder, Bad Urach; S. 235 und 238: foto Studio · wirth, Calw, nach Vorlagen des Stadtarchivs Calw; S. 247, 248 linke Spalte und 250 rechte Spalte: Reproduktionen aus einem Merkblatt des «Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette», Berlin 1916; S. 248 rechte Spalte, 249 und 250 linke Spalte: Oswald Schoch, Enzklösterle; S. 251: Reproduktion eines Privatfotos aus Simmersfeld; S. 274: Heinrich Röhm, Heilbronn.

«Eselsburger Tal» unter Naturschutz

(RP Stuttgart) Mit der im Volksmund als Eselsburger Tal bezeichneten Brenztalschlinge erhält die Region Ostwürttemberg ein Naturschutzgebiet, dessen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Diese Brenztalschlinge zwischen dem ehemaligen Kloster Anhausen bei Herbrechtingen-Bolheim und Herbrechtingen bietet eine Vielzahl von geologischen, faunistischen und floristischen Besonderheiten. Nicht umsonst ist sie wegen ihrer herausragenden landschaftlichen Schönheit überregional bekannt und in vielen Bildbänden über die Schwäbische Alb enthalten. Dies trifft vor allem auf die malerische Felsgruppe mit der «Steinerne Jungfrau» zwischen Eselsburg und Herbrechtingen zu. Neben dem 830 ha großen Stuttgarter Rotwildpark, der 1958 unter Naturschutz gestellt wurde, ist das Eselsburger Tal mit 318 ha Fläche das zweitgrößte Naturschutzgebiet im Regierungsbezirk Stuttgart.

Die bekannte «Steinerne Jungfrau» an der Ostseite des Tales tritt besonders durch die sie umgebende Heidefläche markant in Erscheinung. Weitere Felsen und Felsgruppen befinden sich im gesamten Talverlauf, teils auf den Heideflächen, teils aber auch im Laubwald. Besonders hervorzuheben unter diesen imposanten Felsvorkommen ist der in der Talaue stehende Bindstein gegenüber der Bindsteinmühle und im Wald versteckt die Felsgruppe beim Gut Falkenstein mit einem Aussichtspunkt. Geprägt wird das Tal jedoch auch von einer vielfältigen Nutzung in Form der Mähwiesen und Weiden in der Talaue, der Laubmischwälder und Heiden an den Hängen. Daneben ist das Tal auch von kulturgeschichtlicher Bedeutung. In diesem Gebiet befinden sich 13 Kulturdenkmale mit wertvollen Zeugnissen aus der Vor- und Frühgeschichte. Besonders auffällig ist der

Ringwall aus der Hallstattzeit auf dem Buigen.

Entsprechend der Vielfalt des Tales ist eine mannigfache Flora mit seltenen Arten in ungewöhnlich großer Anzahl vertreten. Besonders hervorzuheben ist das Massenvorkommen des geschützten Märzenbechers. Nach einer Mitteilung des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart gehört das Eselsburger Tal mit zu den zehn größten Wuchsorten dieser Pflanze in Baden-Württemberg. Weitere seltene bzw. vom Aussterben bedrohte Arten, zum Beispiel die Hirschzunge, die Träubelhyazinthe, Deutscher Enzian, Frühlingsenzian und Silberdistel, sind noch in erfreulich großer Anzahl im Naturschutzgebiet vorhanden. Bemerkenswert darüber hinaus ist noch ein Massenvorkommen des Hohlen Lerchensporns und des Leberblümchens sowie das reichliche Vorkommen des Frühlings-Fingerkrautes und des Hungerblümchens.

Das Eselsburger Tal besitzt ferner vielfältige Biotope für zahlreiche vom Aussterben bedrohte Tierarten. Für die Amphibien und Reptilien stellt das Gebiet, nach den bisherigen Untersuchungen der Amphibien- und Reptilienkartierung Baden-Württemberg, das bei weitem wertvollste Gebiet im Landkreis Heidenheim dar. Mindestens acht Arten von Amphibien sind in beträchtlichen Beständen vorhanden. Besonders hervorzuheben ist das Vorkommen der nach der Landesartenschutzverordnung vom Aussterben bedrohten Laubfrösche, Kammolche und Gelbbauchunken. Gerade die Vielfalt des Eselsburger Tales ermöglicht das Brutvorkommen von 79 Vogelarten. Diese hohe Artenzahl läßt gleichfalls auf ein relativ intaktes Ökosystem, das heißt einen Verbund vielfältiger Lebensräume, schließen. Für die Vogelwelt ist von besonderer Bedeutung die Erhaltung der Wiesen und Schafweiden im Eselsburger Tal, die vielen Arten als Nahrungsgebiete dienen.

Zum Schutze des Gebietes enthält die Naturschutzverordnung eine Reihe von Verboten. So ist es zum Beispiel untersagt, Pflanzen oder Pflanzenteile zu entnehmen, wildlebende Tiere zu beunruhigen oder zu fangen, im Naturschutzgebiet zu zelten oder mit motorgetriebenen Schlitten zu fahren und Wege oder Pfade innerhalb der Waldflächen zu verlassen. Die landwirtschaftliche Nutzung im Naturschutzgebiet ist in der bisherigen Art und im bisherigen Umfang weiterhin erlaubt. Lediglich der Umbruch von Grünland in Ackerland mußte untersagt werden. Hinsichtlich der forstwirtschaftlichen Nutzung wurden einige Festlegungen in der Naturschutzverordnung getroffen, die unter Berücksichtigung des Schutzzweckes eine ordnungsgemäße Forstwirtschaft weiterhin zuläßt. Weiterhin erlaubt ist das Beklettern des Bindsteinfelsens und das Betreten der Waldflächen in einer Umgebung von 20 m. Das Beklettern des Falkensteins ist nur in der Zeit vom 15. Juli bis 31. Dezember möglich.

Saurer Regen bedroht auch Denkmäler

(dpa) – Der saure Regen bedroht nicht nur die Wälder, sondern ist auch eine große Gefahr für alle Denkmäler. Der «Säureangriff» macht vor keinem Gebäude und keinem Material halt, die Denkmalschützer und Restauratoren kommen mit dem Konservieren kaum noch nach. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege schlug in München Alarm und schilderte Ursachen und Folgen der Zerstörung von Kulturdenkmälern durch Umwelteinflüsse. Das Umweltbundesamt in Berlin habe in einer Studie 1980 mit jährlichen Restaurierungskosten von 1,5 Milliarden Mark gerechnet. Beim «Säureangriff» auf Stein bildeten sich schwefelhaltige Salze; Abplatzungen und Absprengungen seien die Folge.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen



Wer mal wieder aktiv wandern und sich dabei an historischen Schönheiten und an der Natur erfreuen möchte, fragt jetzt bei seiner

LBS-Beratungsstelle
nach der Aktion
»Auf Erlebnistour
in Württemberg«.

Und wer jetzt in Württemberg den günstigen Weg zum Bauen, Kaufen oder Modernisieren sucht, ist mit dem LBS-Maßprogramm ebenfalls gut beraten. Der LBS-Berater sagt Ihnen, wie sie alle Bausparvorteile ausschöpfen können. Guter Rat und 24 ausgewählte Erlebnistouren jetzt in Ihrer LBS-Beratungsstelle.

Unser Verbund – Ihr Vorteil

Sparkasse  Landesbank
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch unter »Bausparkassen«, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

Württembergischer. Unser Wein.

Das tägliche Vierteles-Vergnügen.

Dem Glücklichen
schlägt keine Stunde,
er trinkt
in froher Kenner-Runde
Württembergischer Wein.
Schenkt ein!



Achten Sie auf den
Kennerkopf, das Zeichen
der Württembergischen
Weingärtnergenossenschaften.

Kenner trinken  **Württembergischer.**

Service-Werbung, Stuttgart



„Ich weiß es aus Erfahrung:
Mit einem Hauskonto* bei
der Sparkasse
haben Sie Soll
und Haben
immer im
Griff.“



Beate Kasputtis
Geldberaterin

* Ihr Geldberater entlastet Sie und
wickelt Einnahmen und Ausgaben wie
Mieten und Steuern, Rechnungen und
Versicherungen pünktlich für Sie ab.
Und liefert Ihnen die exakte Übersicht.
Per Kontoauszug. Zu Ihrer Kontrolle.



wenn's um Geld geht
Sparkasse

Esslingen darf im Hasenprügelwald nicht abholzen

(StZ vom 6. 6. '83) Der Stadt Esslingen ist jetzt die Ausstockung oder Abholzung eines kleinen Laubmischwalds von 2323 m² Fläche im Hasenprügelwald durch ein Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg (VGH) in Mannheim verboten worden. Die strenge Entscheidung erging auf Antrag der Körperschaftsforstdirektion des Landes in Stuttgart. Eine Revision gegen das Urteil zum Bundesverwaltungsgericht in Berlin wurde nicht zugelassen. (Az. 5 S 1649/82)

Die Richter stützen ihr Urteil auf die Grundentscheidung in § 9 Abs. 2 des Landeswaldgesetzes. In ihren Augen ist danach die Erhaltung des Waldes «ein öffentlicher Belang». Insoweit bestehe ein überwiegendes Interesse gegenüber den Wünschen von Städten oder Gemeinden, Waldgelände in Sport- oder Freizeitanlagen umzuwandeln und damit vermeintlich gemeinnützige Zwecke zu verfolgen. Auf einem Waldgrundstück, das sie von Privateigentümern gekauft hatte, wollte die Stadt Esslingen das Sportgelände des Reit- und Fahrvereins vergrößern und eine Waldtribüne errichten. Vom Baumbestand sollten 13 alte Eichen stehen bleiben. Die Stadt argumentierte, daß dieses Waldstück ohnehin dicht am Wohngebiet mit Gärten liege, vom Publikum wenig besucht werde und in seiner Erholungseignung verbessert würde, wenn man die Bäume abholze und den Zuschauern den Blick freigebe in Reitveranstaltungen. Nachdem in der Nachbarschaft bereits eine Tennishalle errichtet worden sei, sehe die Stadt sich gebunden, nun auch den Reitplatz zu vergrößern.

Der Verwaltungsgerichtshof hat das Gelände besichtigt. Seine Richter blieben unbeeindruckt von den Interessen der Stadt. Ihr Urteil deutet an, daß bereits Ziele der Raumordnung und Landesplanung generell gegen die Ausstockung selbst eines derart kleinen Waldstücks sprechen würden. Das Urteil läßt offen, ob die Förderung des normalen privaten Reitbetriebs überhaupt dem Wohl der

Allgemeinheit diene. Jedenfalls reiche die vorhandene Anlage aus für den normalen Reitbetrieb mit Dressurreiten. Für die selten stattfindenden Springreiten brauche die Anlage nicht erweitert zu werden. Den Interessen der Stadt Esslingen komme nur eine vergleichsweise geringe Bedeutung zu. Mit seinem wertvollen alten Bestand an Buchen und Eichen besitze dieser Wald nach dem Urteil des VGH trotz seiner geringen Größe im stark besiedelten Ballungsraum Esslingen zweifellos eine herausragende ökologische Bedeutung als Grünzäsur. Für den VGH bedarf es keiner Begründung, daß durch den Verlust dieses Waldes ein nur schwer wiedergutzumachender Schaden für Umwelt und Landschaft entstehen würde. Das Urteil äußert Zweifel, ob die vereinzelt stehenbleibenden 13 Eichen auf Dauer überleben könnten. Durch Neuaufforstungen an anderer Stelle, wie die Stadt sie versprochen habe, könne ein derart alter Baumbestand mit seiner Bedeutung für den gesamten Wald nur in Ausnahmefällen ausgeglichen werden. Für Spaziergänger lasse sich im jetzt vorhandenen Zustand bereits ein Weg anlegen, ohne dafür Bäume zu opfern. Das Urteil verweist die Stadt Esslingen vorwurfsvoll auf Waldschäden, die in diesem Bereich durch nicht genehmigte eigenmächtige Ausstokungen entstanden und die erkennbar seien durch Verdorrungen am verbliebenen Baumbestand. Durch das geplante Reitgelände werde der Erholungswert des Waldes im Gegensatz zu den Behauptungen der Stadt gerade nicht gesteigert, sondern die Waldfläche verkleinert.

Tannensterben aufgeheilt – Spur weist in den Wurzelbereich

(lsw) Die Ursachenforschung über das Tannensterben scheint einen entscheidenden Schritt vorangekommen zu sein. Forstwissenschaftler der Universität Freiburg machen jetzt für das Phänomen eine Pilzkrankung im Wurzelbereich (Wurzelmykose) des vergleichsweise empfindlichen

Nadelbaums verantwortlich. «Die Periode der Unsicherheit über eine rätselhafte Krankheit dürfte damit vorbei sein», faßte Professor Horst Courtois das Ergebnis vierjähriger Untersuchungen einer von ihm geleiteten «Forschungsgruppe Pathologie und Holzschutz» zusammen.

Die «Wurzelspur» sei nach Darstellung von Courtois bisher wenig beachtet worden, obwohl man in Mitteleuropa nachweislich seit 1868 wiederholt ein auf Wurzelfäule zurückgeführtes Tannensterben beobachtet habe. Gleichzeitig sind nach Auffassung des Wissenschaftlers Zusammenhänge zwischen der fortschreitenden Industrialisierung und dem Rückzug der Tanne in den vergangenen 100 Jahren nicht zu übersehen.

Die Erkenntnisse der Freiburger Forstpathologen weisen auf verschiedenartige Einflüsse hin, die dazu führen, daß Tannen von der Wurzel her womöglich unheilbar erkranken. Danach gehören zum Ursachengeflecht beispielsweise die Standortverhältnisse des Baumes und sein Alter ebenso wie Trockenperioden und die Schadstoffbelastung der Luft. Als wichtig zum Verständnis des Geschehens heben sie hervor, daß Wurzelwerk und Krone der Tanne wechselseitig voneinander abhängig seien. Ein Schaden im Bereich des einen Baumteils wirke sich belastend auch auf den anderen aus.

Die Forscher folgern, daß eine besonders in Trockenzeiten unzureichend ernährte und zusätzlich von Abgasen «gestreßte» Tanne am Ende dem «normalen Infektionsdruck der bodenbürtigen Mikroorganismen» nicht mehr standzuhalten vermöge. Über ihr geschädigtes Feinwurzelsystem drängen winzige Schadpilze in das Holz ein und setzten den meist unumkehrbaren Krankheitsverlauf in Gang.

Nach Courtois muß damit gerechnet werden, daß ein Großteil der derzeit von der Wurzelmykose befallenen Tannen innerhalb der nächsten 5 bis 15 Jahre absterben könne. Er befürchtet jedoch nicht, daß damit der Anfang vom Ende der Tanne in mitteleuropäischen Breiten gekommen sei. Zu ihrer Erhaltung müßten aber nach Auffassung des Wissenschaftlers



Teilstück des Gundelsheimer Wegs

zwei Voraussetzungen erfüllt werden: Eine sorgsame waldbauliche Pflege der Tannenbestände und die Verringerung der Luftverunreinigungen.

Flurbereinigung bedroht Gundelsheimer Weg

Der Gundelsheimer Weg, der über die Markungen von Gundelsheim, Offenau, Duttenberg und Heuchlingen führt, ist sehr alt und hatte überörtliche Bedeutung. Wesentlich jünger ist die 1 bis 1,5 Kilometer weiter nördlich angelegte Straße Gundelsheim–Obergriesheim–Heuchlingen, die erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgebaut wurde. Der alte Weg dagegen beginnt in der Nähe des Dorfes Gundelsheim bei der Sankt-Georgs-Kirche, der früheren Pfarrkirche Gundelsheim. Hier heißt er Duttenberger Weg, obwohl Duttenberg nicht eigentlich das Ziel des Weges war. Er berührte das Dorf Duttenberg gar nicht, sondern führte etwa 300 m nördlich daran vorbei. Als Ruhestattweg ging es dann den Hang herab zur Jagstbrücke bei Heuchlingen. Hier ist zunächst immer nur von Furt und Fahr die Rede; nach 1580 schon von einer Brücke. Ab Gundelsheim hatte die alte Wegführung eine Verlängerung über Neckarelz-Obrigheim, über die Höhen nach Heidel-

berg und weiter zum Rhein. Desgleichen gab es auf der Höhe von Heuchlingen Anschluß an die uralte Hohe Straße in Richtung Nürnberg und weiter nach Osten, über Oedheim zur sogenannten Nibelungenstraße in Richtung Donau, Österreich und Ungarn, über Kochendorf zur Oberamtsstadt Neckarsulm und weiter nach Süden.

Im laufenden Flurbereinigungsverfahren Bad Friedrichshall–Offenau–Duttenberg liegt nun der Wege- und Gewässerplan vor. Der Entwurf berücksichtigt diesen uralten Weg auf einer Strecke von etwa 1350 Meter, dann wird er aus seinem überlieferten Zug genommen und in das sicher ökonomisch zu begründende rechtwinklige Wegesystem übergeleitet. Eine jahrtausendealte, lebhaft bewegte Führung soll rationellen Wirtschaftswegen geopfert werden, d. h. aufgelassen und eingeebnet werden. Es stellt sich nicht nur nach Ansicht der Heilbronner Ortsgruppe die Frage, ob ein alter Weg, von unzähligen Fuhren ungezählter Generationen gespurt, nicht dieselbe Achtung und Schutz verdient wie ein Baudenkmal. Es sollte doch möglich sein, zum mindesten so charakteristische Wegeabschnitte wie den beim «Schlannerskreuz» mit seinen Böschungen und hohen Baumgruppen zu erhalten als ein letztes Zeugnis des Gundelsheimer Wegs, der historischen Straße rechts des Neckars.

Keine Betonriesen mehr am Engelberg

(STZ) – Böblingen. Mit Hilfe von zwei Bebauungsplänen will die Stadt Leonberg gegen den Widerstand zahlreicher Bewohner der Oberen und Unteren Burghalde dafür sorgen, daß sich Bausünden am Engelberg nicht mehr wiederholen können. Der weithin sichtbare Südhang des 480 Meter hohen Leonberger Hausbergs soll nicht mehr mit Betonriesen verhandelt werden.

Nach diesen Plänen ist künftig eine Bebauung im Gebiet von Oberer und Unterer Burghalde, Leonbergs Renommieradresse, nur noch unter zahlreichen Auflagen möglich.

Die Sünden reichen Jahrzehnte zurück. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde am Engelberg eifrig gebaut. Allerdings lag nie ein rechtskräftiger Bebauungsplan vor. Jeder Häuslesbauer konnte also im großen und ganzen nach eigenem Gusto seine vier Wände hochziehen. Die Phantasie wurde letztendlich nur durch den Geldbeutel und durch die Hanglage gezügelt. Was schließlich gebaut wurde, fand allemal behördliche Zustimmung. Daran änderte sich auch kaum etwas, als die Landesbauordnung solchem Wildwuchs landesweit an die Wurzel gehen wollte. Inzwischen hatten findige Bauherren schon die Schlupflöcher im enger geknüpften Netz des neuen Baurechts entdeckt, welche die Bauverwaltung dann oft mit dem «Baulückenparagrafen 34» des Bundesbaugesetzes eher noch aufweitete denn stopfte. So stieß schließlich den Leonbergern erst ein Fremdkörper am Engelberg bitter auf: ein weithin sichtbares Terrassenhaus. Solche und andere Sünden soll es künftig am Engelberg nicht mehr geben. In den jetzt vom Gemeinderat gebilligten Bebauungsplan-Entwürfen wird die «Obere Burghalde» als allgemeines Wohngebiet und die «Untere Burghalde» als allgemeines Wohngebiet mit Mischgebiet ausgewiesen.



Wir haben im Schwabenland die längste Leitung.

Die längsten Leitungen sind die elektrischen. So wie alle Straßen nach Rom führen, führen im Schwabenland alle, oder sagen wir fast alle elektrischen Leitungen zu uns, der Energie-Versorgung Schwaben AG.

Wir sind das Landesversorgungsunternehmen für Württemberg und Hohenzollern und beliefern über drei Millionen Einwohner und mehr als siebentausend Unternehmen mit Strom für Licht, Kraft und Wärme. Seit den Anfängen des Unternehmens sind unsere Aktionäre die Landkreise, Städte, Gemeinden und das Land. Also letztlich die Bürger.

Die Interessen des Bürgers sind deshalb auch unsere Interessen. Dabei steht an erster Stelle die zuverlässige, preisgünstige und umweltbewußte Stromversorgung. Sie ist uns wichtiger als ein möglichst hoher Gewinn. Um

unsere Kunden auch in Zukunft wirtschaftlich mit Strom zu versorgen, investieren wir Jahr für Jahr hohe Summen. Dadurch sichern wir vielen tausend Menschen die Arbeitsplätze. Und wir finden neue Wege, um Sonnenenergie und Umweltwärme besser als bisher nutzbar zu machen – zum Beispiel durch die Wärmepumpe, den Energiezaun und den Solarabsorber.

Zur Zeit arbeiten wir am Pyrolyseverfahren, das auf umweltfreundliche Art aus Müll Fernwärme, Gas und Strom macht. Übrigens ist unser Leitungsnetz bereits so lang, daß es einmal um die Erde reichen würde – nämlich fast 40.000 km. Zu unseren Geschäftspartnern und Kunden haben wir natürlich einen kürzeren Draht.

Ihre Energie-Versorgung Schwaben AG.



Götz Freiherr von Pölnitz

Die Fugger

4., unveränderte Auflage 1981. 393 Seiten. 13 Kunstdrucktafeln, 1 Ausschlagtafel, 1 Karte auf Vorsatz.
ISBN 3-16-844282-8 Ln. DM 58.-

»Der vor einigen Jahren verstorbene Baron Pölnitz war nicht nur der bedeutendste Fugger-Forscher seiner Zeit, sondern auch intimer Kenner der politischen und wirtschaftlichen Geschichte des »Frühkapitalismus«, in der *Deutschland im Zentrum der ökonomischen und politischen Macht der Erde* stand ...

Die Fugger kamen als mittellose Weber nach Augsburg, bauten in vier Generationen die größte Bank des Abendlandes auf, finanzierten Könige und Kaiser, Kriege und Konzile, überstanden zahlreiche Staatsbankrotte und zogen sich, der Staatsgewalt nur noch als Kämmerer, Offiziere oder Fürstbischöfe verbunden, auf ihre Güter in Oberschwaben zurück ...

Im Stil der klassischen Historiographie geschrieben, wohlthuend abgesetzt von schnell hingeschmierten Büchern der Nostalgie-Welle. In einer Zeit, da die Staatsfinanzen sich erneut zum Schicksal für alle Beteiligten entwickeln, zudem von *beklemmender Aktualität*.«

Als *Buch des Monats* vorgestellt in der Zeitschrift *Basis*, 1981, Nr. 10.



J.C.B. Mohr (Paul Siebeck)
Tübingen

DB Touristik '83

Hinaus in die Ferne,
mit Sonderzügen der **DB**



Blättern Sie doch einmal im neuen DB-Sonderfahrten-Programm '83 „Der schöne Tag“, Sie finden viele schöne Fahrten in landschaftlich herrliche Zielgebiete.

Hier ein Ausschnitt aus dem Programm:

- Dienstag, 9. August 1983,**
Familienferienwanderbadesonderzug nach Friedrichshafen/Lindau ans „Schwäbische Meer“
- Sonntag, 21. August 1983,**
zur IGA nach München, zum Wandern an den Starnberger See
- Sonntag, 28. August 1983,**
Familienferienwandersonderzug nach Mühlheim im Donautal
- Sonntag, 4. September 1983,**
nach Schliersee in das herrliche Oberbayern
- Sonntag, 25. September 1983,**
mit dem „Bottwartäler“ in den Südschwarzwald nach Titisee

Nähere Informationen entnehmen Sie bitte den neuen Jahresprogrammen, die Sie bei allen DB-Fahrkartenausgaben kostenlos erhalten.

Mit den besten Wünschen für gute Fahrten



Generalvertretung Stuttgart West
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2092/5580

GEILING



»Grau,
teurer Freund,
ist alle Theorie«,
sagte schon Goethe.

Sprechen Sie mit unseren
Praktikern, wenn Sie ein Bau-
finanzierungsproblem haben;
sie finden fast immer einen Weg!

Sie erreichen uns in:

Berlin 15, Tel. 030/8 81 98 90
Bielefeld 1, Tel. 05 21/6 90 10
Düsseldorf 1, Tel. 02 11/35 20 35
Frankfurt/M 1, Tel. 06 11/23 22 72
Freiburg i. Br., Tel. 07 61/3 55 35
Hamburg 1, Tel. 040/36 48 55
Hannover 1, Tel. 05 11/1 50 47
Köln 1, Tel. 02 21/13 42 50
Mannheim, Tel. 06 21/2 14 48
München 2, Tel. 089/28 20 78
Ravensburg, Tel. 07 51/2 30 79
Stuttgart 1, Tel. 07 11/2 09 63 53

**WÜRTEMBERGISCHE
HYPOTHEKENBANK**

AKTIENGESELLSCHAFT
Büchsenstraße 26, Postfach 770,
7000 Stuttgart 1, Telefon 07 11/2 09 61



BB 12 513 schaffte es!

(wa) Der Bericht in der SH 1983/Heft 2 «Storchenkämpfe in Oberschwaben» schloß mit einem Fragezeichen nach dem dort beschriebenen Methusalem unter den oberschwäbischen Störchen. Der BB 12513, bis zum vergangenen Jahr mit seinen 18 Jahren 28facher Storchenvater in Riedlingen geworden, traf auch in diesem Jahr wieder in der Stadt an der oberen Donau ein. Sein Nest war jedoch von einem Paar bereits besetzt, und die Angriffe, die er flog, brachten ihm keinen Erfolg. So verlegte er zwangsläufig seinen neuen Nistplatz auf das noch leerstehende, fünf km benachbart gelegene Nest in Ertingen und paarte sich mit dem dreijährigen Weibchen BB 11415 aus Pfohren bei Donaueschingen. Verglichen mit dem Vorjahr brütet ein Paar weniger in Oberschwaben, nämlich noch sieben. Das regenreiche, kalte Wetter über Pfingsten hat seine Opfer gefordert; vier junge Störche im Saulgauer Nest sind eingegangen, da die Altvögel sie nicht mehr «hudern», nicht mehr wärmen konnten. Die völlig durchnäßten Storcheneltern waren zu schwer geworden und erreichten nicht mehr die Höhe des Nests.

Tierschützer warnen vor Rebschutznetzen als «Todesfallen»

(lsw) – Die Aktionsgemeinschaft Natur – Umweltschutz Baden-Württemberg hat vor Rebschutznetzen als «Todesfallen» für Tiere gewarnt. Wie die Aktionsgemeinschaft in Stuttgart mitteilte, würden Vögel und Igel in den Netzen, die zur Reifezeit ganze Weinberge überzögen, qualvoll verenden. Kleininsekten würden besonders in Netzen aus Acrylfasergespinnsten zugrunde gehen.

Die Tier- und Naturschützer fordern deshalb ein sofortiges Verbot aller großmaschigen Rebschutznetze und Acrylfasergespinnste. Das Stuttgarter Landwirtschaftsministerium sei bereits vor Monaten aufgefordert worden, den Weingärtnern neue Richtlinien für die Auswahl und Anbringung solcher Netze an die Hand zu geben.

Wasservögel zeigen Veränderungen des Bodensees an

(lsw) – Als «sehr feine Indikatoren» zeigen die Wasservögel alle Veränderungen des Bodensees und seiner Umwelt an. Dies stellte die Ornithologische Arbeitsgemeinschaft Bodensee (OAB) in Konstanz fest. Die Zahl der Wasservögel auf dem Bodensee sei bereits seit Ende der 70er Jahre leicht zurückgegangen, nachdem der Phosphateintrag und damit die Überdüngung des Sees leicht rückläufig gewesen seien.

Es sei daher unsinnig, den «Indikator Wasservogel» wegen einer befürchteten Überpopulation abzuschießen und so ein empfindliches «Meßgerät» zu vernichten. Insbesondere wendet sich die OAB nachdrücklich gegen Angaben der Staatlichen Fischbrutanstalt Nonnenhorn am Bodensee, wonach die sich «massenhaft am Bodensee vermehrenden Wasservögel» für Fischkrankheiten verantwortlich seien.

25 Jahre Landesverband der Heimat- und Trachtenverbände

(rf) – Der Landesverband der Heimat- und Trachtenverbände Baden-Württemberg feierte am 24. April mit einem Festakt im Stuttgarter Neuen Schloß sein 25jähriges Bestehen. Der Landesverband wurde am 26. Januar 1958 in Rottweil gegründet und vereint mittlerweile unter seinem Dach 311 Vereine mit 32690 Mitgliedern. Zu seinen Aufgaben gehört die Heimat- und Brauchtumpflege; dies geschieht auf Lehrgängen und bei «völkerverbindenden Trachtentreffen». – Der Landesverbands-Vorsitzende G. F. Weber-Benzing, der mit der Ehrennadel des Landes ausgezeichnet wurde, äußerte sich zum 25jährigen Bestehen des Landesverbandes optimistisch, was den Trachten-Nachwuchs betrifft. Gleichzeitig bedauerte er allerdings, daß vor allem die Jugendlichen an höheren Schulen wenig Gefallen am Tragen einer Tracht finden.

Jäger wollen «Naturland Baden-Württemberg GmbH»

(lsw) – Nahezu eine Million Mark hat der Landesjagdverband Baden-Württemberg in den vergangenen fünf Jahren für den Naturschutz ausgegeben. Landesjägermeister Alfred Hubertus Neuhaus kündigte auf dem Landesjägertag in Heilbronn als neuestes Projekt die Gründung einer Gesellschaft an, deren Ziel die Erhaltung der Lebensräume freilebender Tiere und Pflanzen ist.

Diese «Naturland Baden-Württemberg GmbH» will ökologisch wertvolles Gelände kaufen oder pachten, um möglichst viele natürliche oder naturnahe Lebensräume vor Ausbeutung und Zerstörung zu schützen. Die Biotope sollen sachgemäß gepflegt und jagdlich nur noch zurückhaltend genutzt werden. Für den Anfang hat der Landesjagdverband etwa zehn Hektar Grund und Boden, vor allem Feuchtgebiete im Hohenlohe- und Main-Tauber-Kreis, in die neue Gesellschaft eingebracht. Neuhaus richtete an die großen Naturschutzverbände die Bitte, sich an dieser gemeinnützigen Gesellschaft zu beteiligen.

Auch die zunehmend erfolgreiche Wiedereinbürgerung von Birkwild im Wurzacher Ried und ein «Rebhuhn-Projekt» in den Kreisen Heilbronn, Ludwigsburg, im Main-Tauber- und im Rems-Murr-Kreis wird von den Jägern finanziert. In diesen Kreisen finden infolge der Flurbereinigung jetzt kaum mehr als 1300 Rebhuhnpaare Schutz und Nahrung, während es früher um die 10000 waren. Durch Anpflanzen von Hecken und Feldholzinseln sollen neue Rebhuhnisotope geschaffen werden.

Im Auftrag des Landesjagdverbandes wird Neuhaus zufolge die Universität Freiburg von August an die Ursachen für den starken Rückgang des Feldhasenbestandes in den Niederwildrevieren erforschen. Das Geld für sämtliche genannten Maßnahmen stammt aus der Jagdabgabe der 28000 Jäger, die bei der jährlichen Jagdschein-Erneuerung zu entrichten ist. Allein im Berichtsjahr konnten so für den praktischen Naturschutz fast 300000 Mark aufgebracht werden.

«Landverbrauch stoppen»

Ehninger Bürgerinitiative warnt

(St. Z.) Obwohl erst vor kurzem gegründet, zählt die Bürgerinitiative «Landschaftsschutz im Kreis Böblingen» schon etwa hundert Mitglieder, vor allem aus Ehningen. Erklärtes Ziel der neuen Gruppe ist es, den weiteren «Verbrauch» an freier Landschaft möglichst ganz zu verhindern oder zumindest stark einzuschränken. Anlaß für die Bildung der Bürgerinitiative ist die Absicht der Gemeinde Ehningen, etwa 50 Hektar landwirtschaftlicher Fläche in Wohnbau- und Gewerbeland umzuwandeln. Damit ist die Gruppe nicht einverstanden. «Bevor Ackerland unwiederbringlich geopfert wird, sollte versucht werden, zunächst innerhalb der Ortschaften ungenutzte Bauplätze, schon erschlossenes Industriegelände oder die Flächen zusammengebrochener Betriebe zu nutzen», meint Diplomingenieur Ferdinand Lukas aus Ehningen, einer der drei Vorstandssprecher der Bürgerinitiative. Daß Tag für Tag große Flächen in der Bundesrepublik durch Überbauung verlorengehen, findet die Bürgerinitiative beängstigend – nicht zuletzt im Hinblick darauf, daß die Bevölkerung nicht mehr wächst, sondern schrumpft und daß in der Industrie der Trend dahin geht, im Gefolge der Rationalisierung mit immer weniger Arbeitskräften auf immer weniger Raum immer mehr zu produzieren. Das für die Mitglieder der Bürgerinitiative abschreckende Ehninger Beispiel hat die Gruppe veranlaßt, sich an Ministerpräsident Späth, an das Innenministerium als oberste Landesplanungsbehörde, an das Regierungspräsidium und den Regionalverband Mittlerer Neckar zu wenden und darum zu bitten, die Planungsannahmen für die Entwicklungsachse Stuttgart-Böblingen-Herrenberg einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Weiter spricht sich die Bürgerinitiative dafür aus, daß die Landesregierung für gefährdete Ballungsgebiete eine Art «Landerhaltungserlaß» beschließen sollte, ähnlich dem Walderhaltungserlaß.

Auch mit der Firma, die sich für eine Ansiedlung in Ehningen interessiert, hat die Gruppe Kontakt aufgenommen. Diplomingenieur Lukas: «Wir haben vorgeschlagen, doch zunächst einmal zu prüfen, ob für die Neubaupläne nicht schon erschlossenes ungenutztes Gelände, etwa auf der Hulb in Böblingen, verwendet werden könnte oder das Betriebsareal einer der in Konkurs gegangenen Firmen.» Daß ein überörtlicher Bedarf an der Umwandlung der Ackerflächen in Bauland besteht, wie die Gemeinde Ehningen argumentiert, wird von der Bürgerinitiative bestritten. «Wir werden in absehbarer Zeit sogar ein Überangebot an Wohnraum haben», prophezeit Lukas und erinnert an die vielen derzeit wegen der Mietgesetzgebung leerstehenden Wohnungen und an die erneuerungsfähigen Wohnraumkapazitäten, die nach der Rückwanderung von ausländischen Arbeitnehmern frei werden.

Für neue Baugebiete schlechtere Böden wählen

(lsw) Der Bauernverband Württemberg-Baden hat empfohlen, für die Siedlungstätigkeit Flächen minderer Bodenqualität oder landwirtschaftlich schlecht nutzbare Hanglagen heranzuziehen. Bei einer Besichtigungsfahrt im Hohenlohekreis erklärte der Verbandsvorsitzende Carl Dobler, der tägliche Landverbrauch in Baden-Württemberg von derzeit 16 Hektar zwingt «unter allen Umständen» zu einer solchen Einschränkung. Dobler erklärte nach einer Mitteilung des Verbandes: «Ziehen die Gemeinden aus Gründen der einfacheren Erschließung die ebenen Flächen vor, leiten sie eine Fehlentwicklung ein, die nicht mehr gutgemacht werden kann.» Dobler empfahl außerdem, bei der Ausdehnung von Baugebieten nicht bis an die zulässige Mindestentfernung zu landwirtschaftlichen Betrieben heranzugehen, weil dadurch Dauerkonflikte zwischen den Bauern und der übrigen Bevölkerung heraufbeschworen würden.

Planfeststellungsverfahren für B 27 eingeleitet

(lsw) – Das Regierungspräsidium Tübingen hat jetzt das Planfeststellungsverfahren für den stark umstrittenen Neubau der Bundesstraße 27 im Neckartal eröffnet. Der Erörterungstermin für Einwendungen soll noch in diesem Jahr stattfinden. Die Behörde möchte das Verfahren bis Mitte 1984 abschließen und – eine Klage der Gegner einkalkuliert – bis 1985 einen rechtskräftigen Planfeststellungsbeschluss erreichen.

Richtfest am Schloß Hohentübingen – Sanierung für 50 Millionen

(lsw) – Am universitätseigenen Schloß Hohentübingen, ist Richtfest gefeiert worden. Der jetzt im Rohbau fertige erste Bauabschnitt umfaßt die beiden im 16. Jahrhundert von Herzog Ulrich erbauten Flügel im Süden und Westen der festungsartigen Burganlage hoch über der Altstadt. Nach dem Bezug der beiden Trakte sollen sofort die Untersuchungen und 1986 die Arbeiten für den zweiten Bauabschnitt beginnen, der bis 1990 dauern wird. Die Gesamtbaukosten sind auf 50 Millionen Mark veranschlagt.

Das Schloß soll künftig vor allem die Sammlungsfächer der Universität in einer Art Museum aufnehmen. Völkerkundliches Institut, die Institute für Vor- und Frühgeschichte und für Urgeschichte werden wieder, das archäologische, das ägyptologische Institut und das altorientalische Seminar werden neu einziehen.

Das in Teilen bis ins 11. Jahrhundert zurückgehende Tübinger Schloß war immer wieder verändert und im 30jährigen Krieg schwer beschädigt worden. Die historische Ausstattung ist völlig verschwunden. Das Haus Württemberg überließ es 1809 der Universität. In Mischbelegung unter anderem mit der Universitätsbibliothek war es auch der Geburtsort der ersten naturwissenschaftlichen Fakultät Deutschlands und der Biochemie. Über die Jahrhunderte hinweg war es jedoch völlig baufällig geworden.

Der Schlüssel zum Eigenheim



Millionen Bausparer — aus allen Teilen der Bevölkerung — wohnen dank einer Baufinanzierung von Schwäbisch Hall in den eigenen vier Wänden. Allein das ist schon eine gute Referenz.

Aber fragen Sie doch mal in Ihrer Nachbarschaft — da gibt es bestimmt einige, die mit unserer Hilfe gebaut haben. Sprechen Sie diese Leute ruhig auf ihre Erfahrungen mit uns an. Sie werden dann einmal mehr erfahren, daß auf Schwäbisch Hall Verlaß ist . . .

Bausparen bei Schwäbisch Hall — das kann auch Ihr Schlüssel zum Eigenheim sein. Deshalb: gleich morgen beraten lassen — bei einer Volksbank, Raiffeisenbank, Spar- und Darlehnskasse oder einem unserer Außendienstmitarbeiter.

Auf diese Steine können Sie bauen



Schwäbisch Hall

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.

Das Gesicht
einer Stadt
in Wort
und Bild:
Das neue
Pfullinger
Heimatbuch.



Herausgegeben
von:
H. Fischer
B. Neske
H. Taigel

PFULLINGEN

einst und jetzt

335 Seiten, zahlr. ein- und mehrfarbige
Abbildungen, Leinen DM 48.00
In allen Buchhandlungen

VERLAG GÜNTHER NESKE



Württembergische Hofkammer-Kellerei Stuttgart 7140 Ludwigsburg Schloß Monrepos

Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg
mit erstklassigen Berglagen:
Maulbronner Eilfingerberg und
Eilfinger Klosterstück
Gündelbacher Steinbachhof
Hohenhaslacher Kirchberg
Mundelsheimer Käseberg
Untertürkheimer Mönchberg
Stettener Brotwasser

Vom Jahrgang 1982 haben wir für Sie besonders
preiswerte Angebote bei bekannt guter Qualität.
Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!

Kellerei und Verwaltung
7140 Ludwigsburg, Schloß Monrepos,
Tel. (0 71 41) 3 10 85
Verkaufszeiten von Montag bis Freitag 8 – 16 Uhr,
Mittagspause 11.30 – 13.00 Uhr

Erich Kläger STIFTS-
FREUND-
SCHAFTEN

oder Vom
Glanz
der un-
nennbaren
Tage

ROMAN



AMELES VERLAG

32.- DM

328 Seiten

In Ihrer Buchhandlung

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

STUDIENREISEN mit landeskundiger Reiseleitung

Fahrt in modernen Reisebussen, Unterkunft in
guten/sehr guten Hotels mit Halbpension

10. 9.	9 Tg Mittelitalien (Marken-Umbrien)	998,-
11. 9.	16 Tg Finnland – Lappland	2436,-
17. 9.	9 Tg Entlang dem Altmühltal	936,-
17. 9.	16 Tg Stud.-Aufenth. Golf v. Neapel – Sorrent	1597,-
21. 9.	11 Tg Korsika	1499,-
25. 9.	8 Tg Venedig – Venetien – Ravenna	899,-
25. 9.	9 Tg Loire-Schlösser – Bretagne	1062,-
30. 9.	10 Tg Provence – Camargue	1158,-
4. 10.	6 Tg Wien – Wachau	641,-
8. 10.	9 Tg Toskana – Florenz	1131,-
15. 10.	14 Tg Albanien – Jugoslawien	2066,-
15. 10.	16 Tg Griechenland	2054,-
15. 10.	18 Tg Ägypten – Sinai-Halbinsel	3148,-
15. 10.	6 Tg Vom Salzkammergut ins Burgenland	669,-
19. 10.	14 Tg Marokko	2194,-
22. 10.	9 Tg Spanien – Katalonien	1095,-
22. 10.	9 Tg Rom	1099,-

Unser ausführliches Programm senden wir gerne
unverbindlich zu.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
Telefon 0711 / 81 50 04

Zweckverband: Bau des Eyachspeichers notwendig

(lsw) – Der Zweckverband Wasserversorgung Eyachspeicher und das Land Baden-Württemberg sind sich einig darüber, daß zur langfristigen Trinkwasserversorgung der Bau des rund 26 Millionen Kubikmeter fassenden Eyachtal-Trinkwasserspeichers notwendig ist. Wie Umweltminister Gerhard Weiser auf einer Verbandsversammlung des Regionalverbandes Nordschwarzwald und des Zweckverbandes in Neuenbürg vor der Presse erklärte, bedürfe die Entscheidung über eine zusätzliche Funktion des Speichers als Verdunstungsausgleich für den Neckar jedoch noch genauerer Untersuchungen. Vorbehaltlich dieser Untersuchungen könne – so Weiser – jedoch schon heute gesagt werden, daß bei der Nutzung des Speichers die öffentliche Wasserversorgung Vorrang habe.

Naturschutz verlangt genaue Daten

(jfk) Im Goldersbachtal bei Tübingen-Bebenhausen hat eine Bürgerinitiative ein 20 Meter hohes Stangengerüst aufgestellt. So etwa würde wohl ein Damm die Talaue zerschneiden, falls die Stadtverwaltung Tübingen einem inzwischen immer mehr umstrittenen Gutachten folgt. In Heft 2/83 war schon grundsätzlich über das auf diese Weise plötzlich in Gefahr geratene Talsystem des Naturparks Schönbuch berichtet worden. Ausgangspunkt der Geschichte: Der Tübinger Stadtteil Lustnau soll endlich durch ein Rückhaltebecken vor Hochwassergefahr geschützt werden. Die über die Ufer tretenden Schönbuch-Bäche hatten letztmals 1955, 1975 und 1978 die Keller von tiefer gelegenen Lustnauer Häusern unter Wasser gesetzt. Berge von Schlamm blieben jedesmal zurück. Dabei sind Gebäudeschäden zwischen 700 000 und 1,3 Millionen Mark entstanden. Auch unter den Lustnauern hat sich eine Bürgerinitiative formiert; sie ist notfalls für den Damm im Goldersbachtal.

1800 Menschen haben allerdings inzwischen mit ihren Unterschriften gegen solche Verschandelungen mitten im Naturpark Schönbuch protestiert. Man diskutiert jetzt auch schon über einen Rückhalte-Staudamm im Bereich der Bundesstraße 27; dann jedoch würde diese – allerdings meist nur alle acht bis zehn Jahre – für kurze Zeit unpassierbar. Auch von mehreren kleinen, landschaftsschonenden Staubecken am Goldersbach und am Kirnbach ist die Rede.

Der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg warnt vor unüberlegter Planung; zunächst müßten genaue Daten über Niederschlags- und Hochwassermengen her. Alles in allem ist zu hoffen, daß die Schönheit des Naturparks unangetastet bleibt.

Dolinen müssen erhalten bleiben

(jfk) Zahlreiche Dolinen auf der Schwäbischen Alb wurden in den letzten 30 Jahren zugeschüttet. Das mußte man jetzt bei einer erneuten Kartierung dieser Erdfälle feststellen; ihre Größe und Lage war früher schon einmal registriert worden. Dolinen sind typisch für Karstgebiete: Wasserlösliches Gestein wird ausgewaschen. Es entstehen unterirdische Hohlräume, die dann einbrechen, so daß sich oberirdisch Mulden bilden. Diese «Löcher» in der Karstlandschaft sind, bei einem Durchmesser bis zu 50 Metern und mehr, oft nur einen Meter bis zehn Meter tief. Das hier versickernde Regenwasser fließt direkt ins Grundwasser ab. Wenn man sie als Müllkippen benutzt, was leider allzuoft geschehen ist, können auf diese Weise allerhand giftige Stoffe ins Quellwasser gelangen. Vielfach wurden Dolinen auch von den Landwirten, mit und ohne Flurbereinigungsverfahren, eingeebnet.

Von Staats wegen wird man sich nun um die Erhaltung dieser letzten charakteristischen Elemente einer Karstlandschaft bemühen – nicht zuletzt auch als Rückzugsgebiete für seltene Pflanzen und Tiere.

Pfarrhaus-Abbruch noch ungewiß

(STZ) – Über den vom Rems-Murr-Landratsamt in Waiblingen genehmigten Abbruch des alten Pfarrhauses im Rudersberger Ortsteil Steinenberg ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Jetzt hat sich das Regierungspräsidium als obere Denkmalschutzbehörde in den Fall eingeschaltet und eine nochmalige eingehende Untersuchung des Gebäudezustandes angeordnet. Der historisch wertvolle Bau mit seinen «wunderbaren bautechnischen Details» (Denkmalamt) steht Neubauplänen der evangelischen Kirchengemeinde buchstäblich im Weg: Das aus dem 15. Jahrhundert stammende Pfarrdomizil in Steinenbergs Ortsmitte soll einem seit längerem geplanten Gemeindehaus Platz machen.

Das Regierungspräsidium will vor allem wissen, wie es um die statischen Verhältnisse des Hauses bestellt ist, eine «detaillierte Prüfung» soll hierüber Aufschluß geben. Die stark beeinträchtigte Standsicherheit und der daraus resultierende hohe Sanierungsaufwand waren für Landrat Horst Lässig die Hauptargumente, der Demontage des Pfarrhauses, wenn auch «schweren Herzens», zuzustimmen. Die von der Oberbehörde veranlaßte Untersuchung schließt auch eine Überprüfung der Frage ein, wieviel von der historischen Bausubstanz im Falle einer Renovierung noch zu retten ist. Schließlich soll auch ermittelt werden, ob der Wunsch der Kirchengemeinde nach einem neuen Versammlungssaal und die gleichzeitige Erhaltung des betagten Pfarrhauses unter einen Hut zu bringen sind. Bis zur Klärung all dieser Fragen, so das Regierungspräsidium, werde die Abbruchentscheidung ausgesetzt. Das Landesdenkmalamt wäre nun froh, wenn man doch noch um die Zerstörung des Baudenkmal herunkäme.

Bei dem Pfarrhaus handelt es sich um einen dreistöckigen sogenannten Winkelhakenbau, der auf die einstige Zugehörigkeit Steinenbergs zum Kloster Adelberg hinweist.

Sanierung der Weißenhofsiedlung hat begonnen

(DSI/rf) – Die bundeseigene Weißenhofsiedlung, die 1927 auf dem Stuttgarter Killesberg gebaut worden ist und heute unter Denkmalschutz steht, wird seit dem Frühjahr saniert. Die Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten sollen 1986 abgeschlossen werden. Begonnen wurde mit den beiden Bauten von Le Corbusier und den Reihenhäusern von J. J. P. Oud und Peter Behrens. Der erste Bauabschnitt wird rund 1,8 Millionen kosten, wovon die Stadt Stuttgart ein Drittel trägt. Aus Anlaß der Wiederherstellung des Einfamilienhauses von Le Corbusier lud das Staatliche Hochbauamt zusammen mit dem Verein der Freunde der Weißenhofsiedlung zu einer Ausstellung in die Staatliche Akademie der bildenden Künste ein. Außerdem wurde von der Staatlichen Hochbauverwaltung ein umfangreicher Werkstattbericht (Stand Mai 1983) vorgelegt.

Kein Freilichtmuseum Brandhöfle

Alle Fraktionen des Rems-Murr-Kreistages haben sich Mitte Mai für den Verkauf des Areals Brandhöfle im Welzheimer Wald entschieden. Dabei waren die Planungen für ein regionales Freilichtmuseum «Alt-Württemberg» schon recht weit gediehen, lag bereits ein Entwurf über die mögliche Ausstattung dieses bäuerlichen Freilichtmuseums vor. Bei rund der Hälfte aller möglichen Objekte war in dem Gutachten notiert: «Abbruch beschlossen» oder «Abbruch beantragt». Bleibt zu hoffen, daß man im Rems-Murr-Kreis, wo sich alle Parteien für die Erhaltung des kulturellen Erbes der bäuerlichen Vorfahren ausgesprochen haben, nun ohne Eilentscheidungen und Eilkäufe des Landrats über einen besseren Standort für eine solche Einrichtung diskutiert. Es wird höchste Zeit, den weißen Fleck in der Mitte Baden-Württembergs in Sachen bäuerliche Freilichtmuseen zu beseitigen.

Rößler-Haus in Untermünkheim eröffnet

(rf) – «Klassische Hohenloher Bauernmalerei» kann man seit Mitte Mai im Rößler-Haus in Untermünkheim bei Schwäbisch Hall studieren. Das Rößler-Haus wird als Außenstelle des Hohenloher Freilandmuseums geführt und von einem Kultur- und Förderverein getragen. – Das Museum erinnert an den Schreinermeister Johann Heinrich Rößler (1751–1832) und Sohn Johann Michael (1791–1849). In einer nachempfundenen Schreinerwerkstatt kann der Besucher erahnen, wie einst die bemalten Bauernmöbel entstanden sind. Außerdem sind echte Rößler-Schränke zu sehen sowie umfangreiches Bildmaterial mit Texten. Das Museum ist bis Oktober geöffnet. Voranmeldung beim Rathaus Untermünkheim ist erforderlich.

Ein sensationeller Zürn-Fund

(lsw) – Das erste gesicherte Werk des Bildhauers Hans Zürn dem Älteren (ca. 1555 bis nach 1625) ist jetzt in der neugotischen Hofkapelle im kleinen Ort Hopfenweiler der Stadt Bad Waldsee entdeckt worden. Nach Angaben des Tübinger Denkmalamts handelt es sich bei diesem für die süddeutsche Kunstgeschichte sensationellen Fund um eine Pietà. Die Zürns sind eine der bedeutendsten Bildhauerfamilien jener Zeit im gesamten Bodenseegebiet und in Oberschwaben. Die Zürnwerkstatt, vor allem die sechs Söhne Hans Zürns, sind in der Kunstgeschichte hochgeachtet. Von Jörg Zürn (1583–1635), dem volkstümlichsten und erfindungsreichsten Bildschnitzer des Frühbarocks, stammt vor allem der Altar in Überlingen am Bodensee, der als der Höhepunkt der Plastik jener Zeit gilt. Für den Begründer der Zürnwerkstatt gab es bisher nur Zuschreibungen im Spätstil nach 1613. Die Pietà ist, wie bei Restaurierungsarbeiten entdeckt wurde, auf der Rückseite mit Blei «Hans Zeirn bildhauger 1587» signiert und datiert.

Alamannen-Funde sollen nach Holzgerlingen zurückkehren

(rf) – In einer gemeinsamen Aktion wollen der Holzgerlinger Heimatverein und die Gemeinde in den nächsten Jahren rund 50000 Mark aufbringen, um Alamannen-Funde aus dem Magazin des Württembergischen Landesmuseums ins eigene Heimatmuseum holen zu können. 1926 sind in Holzgerlingen die Beigaben alamannischer Reihengräber geborgen und nach Stuttgart geschafft worden. Weil das Gros der Funde aber von geringer wissenschaftlicher Bedeutung ist, wurden bisher nur wenige Stücke restauriert. Jetzt regelt ein Vertrag zwischen der Gemeinde Holzgerlingen und dem Württembergischen Landesmuseum die leihweise Überlassung der Fundstücke. Der Holzgerlinger Heimatverein bezahlt die Restaurierung und erwirbt damit das Recht, die Alamannen-Funde im Heimatmuseum ausstellen zu dürfen.

40000 Mark vom Land für die Synagoge Freudental

(rf) – Aus Mitteln des Dorfentwicklungsprogramms werden in diesem Jahr 40000 Mark für die Wiederherstellung der Synagoge Freudental im Kreis Ludwigsburg bereitgestellt. – Die Synagoge ist 1981 vom «Förder- und Trägerverein ehemalige Synagoge Freudental e. V.» erworben worden und soll in diesem Jahr grundlegend saniert werden. Der Trägerverein plant, in der Synagoge ein «Pädagogisch-kulturelles Centrum» zu schaffen.

Denkmalschutz für Gmünder Altstadt

(lsw) Die Altstadt Schwäb. Gmünds soll als Gesamtanlage denkmalgeschützt werden. Der Gemeinderat der Stadt billigte den Erlaß einer entsprechenden Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums Stuttgart. Stadtverwaltung und Landesdenkmalamt hatten dem Gemeinderat gemeinsam die Billigung empfohlen, nachdem bereits heute mehr als 800 Gebäude der Stadt unter Denkmalschutz stehen.

WAS UNSERE KUNDEN SO MACHEN.



Zum Beispiel Wein. Bei der letzten DLG-Bundesweinprämierung kamen über die Hälfte der mit dem Großen Preis ausgezeichneten deutschen Weine aus Baden-Württemberg. Was kein Wunder ist, denn einige der sonnigsten und gepflegtesten Weinanbaugebiete liegen in Baden-Württemberg. Sie liefern die Trauben für den Wein, mit dem Baden-Württemberg dann auch im nächsten Jahr nicht nur viele Preise gewinnen kann. Wir, die Baden-Württembergische Bank, arbeiten eng mit diesen Unternehmen zusammen. Wir führen den Geschäftskonten. Wir finanzieren die Lagerhaltung und die Investitionen. Aber wir sind natürlich nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in ihnen arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir für Sie geschäftlich oder privat tun können, kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie gern.



Die Baden-Württembergische Bank.

Aus den schwarzen Wäldern

Peter Stühlen

Roman, 416 Seiten, gebunden, DM 29,80.
Das Aufsteigen der im Schwarzwald beheimateten Familie Roederer von Landsknechten, und Glasträgern bis zu den Handelsherren von europäischem Format – im Verlauf von 200 Jahren und über sieben Generationen hinweg – wird in dieser Familiensaga farbig, spannend und anschaulich erzählt.

Verlag Bernhard Gengenbach, Wilhelmstraße 17,
7263 Bad Liebenzell
Jürgen Schweiher Verlag, Hugo-Wolf-Weg 5,
7312 Kirchheim/Teck

Alte Bücher zu Baden-Württemberg und angrenzenden Gebieten

sind unsere Spezialität.

Unser Antiquariatskatalog Nr. 68 erscheint im Oktober. Sie finden in ihm rund 500 Titel zur Landeskunde, über 600 Werke zur Ortsgeschichte und über 400 Bücher mit schwäbischer Literatur und Kunst.

Gerne senden wir Ihnen den Katalog kostenlos zu.

J. F. STEINKOPF Buchhandlung & Antiquariat
Postfach 11 16 · Marienstr. 3 · 7000 Stuttgart 1
Tel. (07 11) 22 40 21

Ferien in Bopfingen, Kirchheim oder Riesbürg-Utzmemmingen (staatl. anerkannter Erholungsort). An der Eingangspforte zum Nördlinger Ries, rund um den Ipf, am Nordostrand der Schwäbischen Alb finden Sie Ruhe und Erholung.

Auskunft:



RIES-OSTALB
Fremden-Verkehrs-Verein

7085 BOPFINGEN, Geschäftsstelle Rathaus, Tel. (0 73 62) 70 11



Ihr Familienwappen

von mir handgeschnitzt u. coloriert in erstklassiger, künstlerischer Ausarbeitung – ein wertvolles, dekoratives Stück für die traditionsbewußte Familie. Je nach Ausführg. u. Größe von DM 459,- bis 1490,-. Fordern Sie unverbindl. nähere Inform. u. Abbildg. an. – H. C. Günther, Im Riedenberg 1, 7022 Leinfelden-Echterdingen 3

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Wanderführer des Schwäbischen Albvereins: Reihe Natur · Heimat · Wandern

Die heimatkundlichen Wanderführer

Willi Beck, Dieter Planck
Der Limes in Südwestdeutschland
Limeswanderweg
Main – Rems – Wörnitz
148 S. mit 15 Farbtafeln, 128 Abbildungen und Kartenskizzen sowie eine vierfarbige Wanderkarte 1 : 50 000 als Beilage. Farbiger Pappband DM 36,-.

Das Sachbuch für den archäologisch interessierten Wanderer. In zwölf Tagesetappen führt Prof. Willi Beck den Wanderer auf dem landschaftlich und archäologisch interessanten Weg von Miltenberg bis Wilburgstetten.



Reutlinger und Uracher Alb
216 S. mit zahlreichen Zeichnungen sowie einer farbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 19,80.

Albuch-Härtfeld-Ries
192 S. mit zahlreichen Zeichnungen sowie einer farbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 19,80.

In Ulm und um Ulm herum
256 S. mit 54 Zeichnungen und einer farbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 19,80.

Schurwald – Esslingen – Filder
176 S. mit 50 Abbildungen und Kartenskizzen. Kt. DM 12,-.

Hans Binder
Höhlenführer Schwäbische Alb
200 S. mit 33 Zeichnungen und Kartenskizzen und mit 32 Kunstdrucktafeln, davon 8 in Farbe. Plastikeinband DM 19,80.

Südliches Oberschwaben – Bodensee
184 S. mit zahlreichen Zeichnungen sowie einer farbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 19,80.

Heidenheim – Dillingen – Donauwörth
256 S. mit zahlreichen Zeichnungen sowie einer farbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 24,80.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen
Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

Abbruch des Murrhardter Spitals abgelehnt

(St. Z.) Das Landratsamt in Waiblingen hat jetzt entschieden, daß das alte Spital in Murrhardt nicht abgebrochen werden darf. Bei dem Fachwerkgebäude handle es sich, so die Kreisverwaltung, um ein Kulturdenkmal «von großer heimatgeschichtlicher Bedeutung». Die Stadt hatte den Abbruch des Bauwerks beantragt, weil es einer vernünftigen Gestaltung der geplanten Festhalle im Wege stehe.

Das Spital, dereinst vermutlich als Armenhaus genutzt, ist in der Zeit zwischen 1680 und 1725 entstanden. Als eines der wenigen Gebäude überstand es den großen Murrhardter Stadtbrand von 1765. Der bautechnische Zustand dieses kulturhistorisch wertvollen Gebäudes sei so gut, daß sich eine Sanierung lohne, betont das Landratsamt in seiner ablehnenden Verfügung.

Die Begründung der Stadt Murrhardt, die Erhaltung des Gebäudes sei wegen der hohen Renovierungskosten nicht zumutbar, ist von der Kreisadministration als nicht stichhaltig zurückgewiesen worden. Es sei nicht notwendig, im Untergeschoß Keller- und Abstellräume auszubauen, das Dach voll zu isolieren und das Mauerwerk 34 Zentimeter stark auszuführen. Nach den Waiblinger Berechnungen können damit beim Rohbau 80 000 Mark und bei der Innenerneuerung weitere 25 000 Mark eingespart werden, so daß die Mehrkosten im Vergleich zu einem Neubau nur zwölf Prozent höher lägen. Dies sei zumutbar, da gerade die Kommunen eine besondere Verpflichtung zum Erhalt kulturhistorisch bedeutsamer Bausubstanz hätten. Der Landrat: «Wir hoffen, daß sich die Stadt Murrhardt unsere Entscheidung zu eigen macht und dieses alte Gebäude als stadthistorisches und baugeschichtliches bedeutendes Zeugnis für die Nachwelt erhält.»

Zurückgewiesen hat das Landratsamt die Kritik des Murrhardter Technischen Beigeordneten Martin Pfender, der jüngst an der langen Verfahrensdauer in Sachen Abbruchartrag An-

stoß genommen hatte. Gerade weil das Spital ein erhaltungswürdiges Bauwerk darstelle, habe das Abbruchersuchen einer «eingehenden und sorgfältigen Prüfung und Beleuchtung aller relevanten Fragen» bedurft. Nach Ablehnung ihres Antrags erwägt die Stadt Murrhardt, die Entscheidung der Kreisverwaltung beim Regierungspräsidium anzufechten.

Das alte Pleidelsheimer Rathaus bleibt

Das alte Pleidelsheimer Rathaus aus dem Jahre 1614 bleibt an seinem angestammten Platz. Mit acht gegen vier Stimmen hat der Gemeinderat nach jahrelanger Diskussion einem Verkehrskonzept zugestimmt, das den Erhalt des denkmalgeschützten Gebäudes sichert. Unterlegen ist jene Minderheit im Gemeinderat, die sich aus verkehrstechnischen Gründen für einen Abriß oder für ein Versetzen des alten Amtssitzes stark gemacht hat. Bürgermeister Erwin Paulus, der sich in den ersten zehn Monaten seiner Amtszeit nachdrücklich für den Erhalt des alten Rathauses eingesetzt hat, wertet den Mehrheitsbeschuß des Gemeinderates als eine vernünftige Entscheidung, die auf Dauer der Gemeinde ein kulturhistorisch wertvolles Gebäude im Ensemble der Hauptstraße erhält.

Weniger Waldbestand

(swp) Der Waldbestand in den industriellen Ballungsgebieten Baden-Württembergs ist seit Kriegsende trotz Neuaufforstungen um über 3200 Hektar zurückgegangen. Dies geht aus der jetzt veröffentlichten Antwort des Landwirtschaftsministeriums auf einen Antrag der SPD im Landtag hervor. Mit knapp 2200 Hektar bleiben die meisten Bäume im Raum Karlsruhe/Mannheim auf der Strecke. Nur das Gebiet Reutlingen/Tübingen verzeichnete im vergangenen Jahr ein leichtes Plus. Im Vergleich zum Bestand von 1945 wuchs hier die Waldfläche um 63 Hektar an.

Förmliche Genehmigung für Hochspannungs-Trasse Beutelsbach–Wendlingen

(RPS) – Das Regierungspräsidium Stuttgart hat jetzt der Neckarwerke AG die förmliche Genehmigung zur Errichtung einer 380/110-kV-Hochspannungsfreileitung Beutelsbach–Wendlingen erteilt. Dieser Streckenabschnitt ist Teil der geplanten Hochspannungsfreileitung von Beutelsbach über Wendlingen in den Raum Göppingen.

Durch diese Genehmigung ist die Gefahr gebannt, daß das bisher von großen landschaftsverunstaltenden Hochspannungsleitungen verschonte Remstal jetzt ebenfalls «verdrahtet» wird. Seinerzeit hatten die Neckarwerke eine Trassenführung von Beutelsbach durch das Remstal an Waldhausen und Oberwälden vorbei über den mittleren Schurwald nach Uhingen und von dort nach Wendlingen beantragt. Aufgrund eines vom Regierungspräsidium durchgeführten Raumordnungsverfahrens hatte Regierungspräsident Manfred Bulling im September 1981 die Grundsatzentscheidung getroffen, daß das Remstal wegen seiner Naturschönheit und seinem Erholungscharakter von einer Starkstromleitung verschont bleiben soll. Dagegen ergaben sich für eine Trassenvariante von Beutelsbach über Aichwald, Altbach und Wendlingen in den Raum um Göppingen keine durchschlagenden Bedenken. Hier kann die neue Leitung auch dank der aufgeschlossenen Haltung der Neckarwerke nunmehr voll gebündelt mit bestehenden Hochspannungsleitungen geführt werden. Zusätzlich ist sogar der Abbau einer 110-kV-Leitung Beutelsbach–Altbach, sowie einer 220-kV-Leitung auf dem Abschnitt zwischen Aichschieß und Unterensingen und schließlich der Abbau der 110-kV-Leitung Altbach–Wendlingen möglich und vorgesehen. Durch den Abbau von 3 Leitungen wird damit die zusätzliche Belastung des Schurwalds durch eine neue gebündelte Hochspannungsleitung wesentlich gemildert.

Bulling abschließend «Das Regierungspräsidium Stuttgart verkennt nicht, daß die jetzt genehmigte Leitung über die gebündelte Schurwaldtrasse auch noch gewisse zusätzliche landschaftliche Belastungen für den betroffenen Raum mit sich bringt. Es ist aber keine Frage, daß diese Belastungen gegenüber der jetzt von uns abgelehnten Remstaltrasse ganz wesentlich geringer sind. Da die auch mit der Schurwaldtrasse verbundenen Landschaftseingriffe weder landschaftsgerecht voll ausgeglichen werden können noch ein Ausgleich in Naturmaßnahmen möglich ist, hat das Regierungspräsidium jetzt auch eine naturschutzrechtliche Ausgleichsabgabe in Höhe von 260400 DM festgesetzt. Dieser Betrag wird ausschließlich für Maßnahmen des Naturschutzes verwendet, so daß auf diese Weise auch die mit der neuen Trassenführung unausweichlich verbundenen Naturnachteile in diesem Raum wieder weitgehend ausgeglichen werden können.»

Eines der ältesten Kunstwerke der Menschheit entdeckt

(lsw) – Bei Ausgrabungen in der Höhle Geißenklösterle bei Blaubeuren haben Tübinger Wissenschaftler eine vermutlich über 33000 Jahre alte Plastik aus Elfenbein entdeckt. Wie Grabungsleiter Joachim Hahn mitteilte, hält er die zweieinhalb Zentimeter lange und einen Zentimeter breite Flachplastik, die ein Wildpferd oder ein Wildrind darstellt, für eines der ältesten Kunstwerke der Menschheit überhaupt.

Nach Hahns Angaben werden die wissenschaftlichen Grabungen in der Höhle, die vor zehn Jahren begonnen haben, im Laufe dieses Sommers eingestellt. Neben dem jetzt entdeckten Wildpferd haben die Archäologen bereits 1979 in der Höhle ein Elfenbeinplättchen mit der wohl ältesten schematischen Darstellung eines Menschen entdeckt. Auch dieser Fund hat in der Fachwelt größtes Aufsehen erregt.

Fritz-Landenberger-Preis in Esslingen verliehen

(rf) – Zum ersten Mal verlieh die Stadt Esslingen den nach dem ersten Oberbürgermeister benannten «Fritz-Landenberger-Preis». Er wird an Personen vergeben, die zur Förderung der Esslinger Stadtgeschichtsforschung beitragen. Der erste Preisträger kommt aus Norddeutschland: Henrich Tiessen wurde für seine Arbeit «Industrielle Entwicklung, gesellschaftlicher Wandel und politische Bewegung in einer württembergischen Fabrikstadt des 19. Jahrhunderts: Esslingen 1848–1914» ausgezeichnet. Außerdem erhielt Frau Maike Berchtold für ihre Arbeit «Das Merkel'sche Schwimmbad in Esslingen – Seine Stellung im Schwimmbadbau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts» einen Förderpreis. – Die Verleihungsfeier fand am 21. April im Alten Esslinger Rathaus statt.

Römerstraße am Heuchelberg

(lsw) – Bei Eppingen haben Heimatforscher Überreste einer fast zweitausendjährigen Römerstraße entdeckt. Nur eine Spatentiefe unter der Erdoberfläche stießen Mitarbeiter eines örtlichen Geschichtsvereins auf Markung Eppingen–Mühlbach auf gut erhaltene Steinplatten einer vier Meter breiten Fahrstraße mit deutlichen Wagenspuren. Auf Grund der Funde schätzt das Landesdenkmalamt das Alter der Römerstraße auf etwa 1800 Jahre.

Unnatürliche Wälle in den Wäldern des westlichen Heuchelbergs hatten schon seit längerer Zeit die Existenz einer solchen alten Heer- oder Handelsstraße vermuten lassen. Den Beweis lieferten jetzt Grabungen in Waldbezirken zwischen Eppingen und Güglingen; dabei wurden die Heimatpfleger von Schülern unterstützt.

Nach den freigelegten Strecken verlief die Römerstraße von der obergermanischen Provinzhauptstadt Mainz in südöstlicher Richtung durch den Kraichgau, dann östlich durchs Zabergäu, vermutlich zur Neckarfurt

bei Lauffen und zum Kastell bei Walheim. Die Fundstellen sollen jetzt gesichert und erhalten werden.

Schafhaltung konstant

(jfk) Die Schafhalter im Ländle haben Probleme: Der Verkauf von Lammfleisch stagniert; und der gar nicht einmal so schlechte Wollpreis sollte im Vergleich zum Fleischpreis noch höher sein. Im Augenblick schlägt jedoch die wirtschaftliche Rezession auch bei den Schafhaltern voll durch. Darüber wurde bei der Mitgliederversammlung des Landesschafzuchtverbandes berichtet.

Mit 190000 Tieren bleibt der Schafbestand in Baden-Württemberg zur Zeit in etwa konstant. Die Landesregierung hat 1982 über 800000 Mark Fördermittel gegeben – nicht zuletzt für die Schafbeweidung der Wacholderheiden. Trotzdem müssen hier, weil es nicht genug Schafherden gibt, ständig Pflgetrupps eingesetzt werden.

VGH verbietet weitere Bebauung am Kniebis

(STZ) – Die Bürger des heilklimatischen Kurortes und besonders auf dem Kniebis atmen auf, denn der 5. Senat des Verwaltungsgerichtshofes Mannheim hat den Bebauungsplan Kohlwald für nichtig erklärt und damit einer weiteren Verschandelung der Schwarzwaldlandschaft Einhalt geboten. Das Vorhaben war bereits 1967 von der Gemeinde Baiersbronn genehmigt worden, zu der damals ein Teil des Kniebis gehörte. Dort waren ein neungeschossiges Gebäude, Kur- einrichtungen und Tennisplätze vorgesehen. Nach einer Bebauungsplanänderung 1971 sind dann im Interesse der Wirtschaftlichkeit dieser Anlagen weitere Appartements zugelassen worden, die die «Ferienwohnpark Kniebis GmbH» bauen wollte. Eine Bürgeraktion hatte eine Normenkontrollklage angestrengt, zumal es in diesem Bereich schon über 300 Wohnungen gab. Zusätzliche Bauten hätten zu einer totalen Überfremdung des idyllisch gelegenen Ortes geführt.

Chronik der Stadt Stuttgart



1933-1945

Kurt Leipner:
**Chronik der
Stadt Stuttgart
1933-1945**

Geleitwort
von Manfred Rommel
Vorwort von Kurt Leipner

Veröffentlichungen des Archivs
der Stadt Stuttgart, Band 30
XIX, 1145 Seiten, 54 Abb.,
Leinen mit Schutzumschlag,
42,- DM / öS 323,-
ISBN 3-608-91096-4

Zum ersten Mal wird hier für
eine westdeutsche Großstadt die
Epoche des Dritten Reiches in
einer offiziellen Chronik auf-
gearbeitet. Annähernd Tag für
Tag wird das städtische Gesche-
hen jener zwölf Jahre dokumen-
tiert. Als Chronik ist das vorwie-
gend eine Material- und Daten-
sammlung, also keine wertende
Einführung in die Geschichte der
NS-Zeit. Diese Art der Aufarbei-
tung hat anderswo zu gesche-
hen. Das Werk ist eine Fund-
grube für Wißbegierige und ein
Vorbild für weitere Chroniken
über die Zeit des Nazi-Regimes.

Der Oberbürgermeister der
Stadt Stuttgart, Manfred
Rommel, schreibt in seinem
Geleitwort:

»Am Nationalsozialismus war
nur Schlechtes und nichts Gutes.
Das ist den meisten, die ihn sel-
ber erlebt haben, auch irgend-
wann klar geworden: von vorn-
herein, schon frühzeitig, oder in
der Endphase, oder erst, als
alles vorbei war. Es ist leicht,
heute über diejenigen, die sich
damals verwirren und verstrick-
ten ließen, den Stab zu brechen.
Die Menschen waren nicht
schlechter und nicht besser als
heute. Und die Annahme, daß
diese und die ihr folgenden
Generationen ein für allemal
vor ähnlichen Katastrophen
gefeit wären, ist durch nichts
begründet. Die Tyrannei kann in
vielen Verkleidungen auftreten.
Sie ist nicht auf Braunhemd und
Hakenkreuz beschränkt.«

**Folgende Bände der
Chronik der Stadt Stutt-
gart liegen vor:**

Wilhelm Kohlhaas:
**Chronik der Stadt
Stuttgart 1913-1918**
ISBN 3-12-905170-8, XII, 254 S.,
15,- DM / öS 115,-

Wilhelm Kohlhaas:
**Chronik der Stadt
Stuttgart 1918-1933**
ISBN 3-12-905160-0, XVI, 380 S.,
15,- DM / öS 115,-

Hermann Vietzen:
**Chronik der Stadt
Stuttgart 1945-1948**
ISBN 3-12-908400-2, XVI, 646 S.,
34,50 DM / öS 265,-

Kurt Leipner:
**Chronik der Stadt
Stuttgart 1949-1953**
ISBN 3-12-910420-8, 442 S.,
24,50 DM / öS 188,-

Gerhard Raff:
**Chronik der Stadt
Stuttgart 1954-1960**
ISBN 3-12-910980-3, 388 S.,
28,50 DM / öS 219,-

**Thematisch passen zum
vorliegenden Band der
Chronik für das
Dritte Reich:**

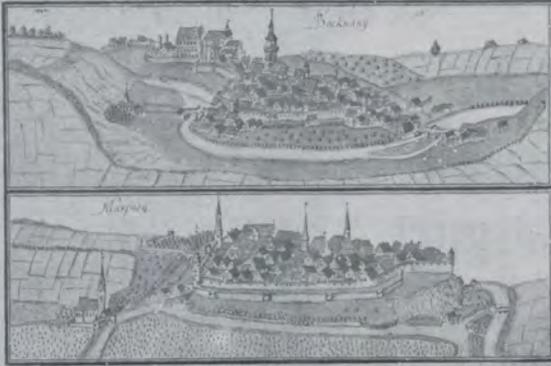
Maria Zelzer:
**Weg und Schicksal der
Stuttgarter Juden**
ISBN 3-12-909070-3, 540 S.,
19,50 DM / öS 150,-

Heinz Bardua:
**Stuttgart im Luftkrieg
1939-1945**
ISBN 3-12-900590-0, 288 S.,
19,- DM / öS 146,-

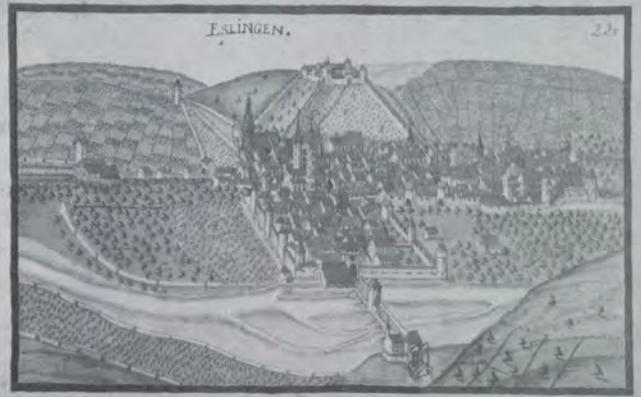
Klett-Cotta
Postfach 809
7000 Stuttgart 1



Stadt Dittl. Staden Schloß Witz und Hoff. Diefes Reichsberger
Dittl.



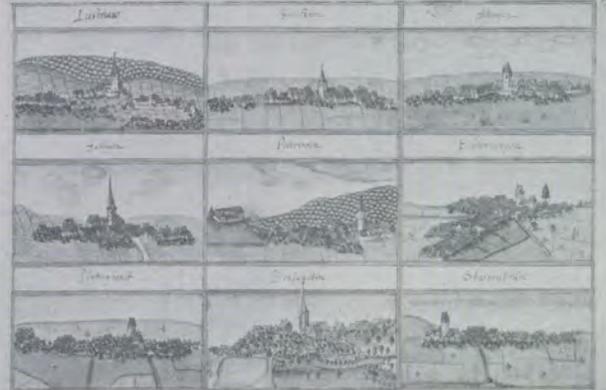
Muster



Muster



Muster



Muster

Die Abbildung zeigt die vier faksimilierten Probeseiten unserer Dokumentation.

Andreas Kieser, der Merian Württembergs, wie er schon genannt wurde, hat rund 684 Ansichten von Städten, Dörfern, Weilern, Gehöften und Einzelgebäuden aus den Jahren 1680–1686 hinterlassen – die ältesten Abbildungen, die es von vielen Orten gibt (oben abgebildet). Diese inzwischen berühmt gewordenen Ortsansichten sind jedoch nur das Nebenprodukt eines noch viel ehrgeizigeren Werkes, das der Ingenieuroffizier Kieser (1618–1688) geschaffen hat. Im Auftrag des Herzogs von Württemberg führte er die erste systematische Landesvermessung Zentralwürttembergs durch. Zusammen mit nur wenigen Mitarbeitern schuf er in acht Jahren 280 Katasterkarten, die ein Gebiet von 4000 Quadratkilometern lückenlos abdecken, und dazu eine ausführliche Beschreibung der Besitzverhältnisse aller Wälder in 11 dicken Folianten. Die Ortsansichten Kiesers und seiner Mitarbeiter, die dabei entstanden, sind zwar weder Kunstwerke noch photographisch genaue Wiedergaben. Aber sie vermitteln das Wesentliche: die Lage der Orte, ihren Umriß, die herausragenden Gebäude wie Kirchen, Amtshäuser und Schlösser, auch Ortszäune, Stadtmauern, freistehende Mühlen und sogar die ehemaligen Galgen. Das Wichtigste aber ist, daß hier in einem zeitlichen Querschnitt der Gesamtbestand aller Siedlungen in vergleichbarer Darstellung wiedergegeben ist – eine einmalige historisch-topographische Quelle – mit großem Reichtum und hohem Reiz.

**Zur Subskription:
1000 nummerierte Exemplare**

Andreas Kieser
**Alt-Württemberg in Ortsansichten
und Landkarten 1680–1686**

Herausgegeben von Hans-Martin Maurer und Siegwalt Schiek

Band I: die Ortsansichten. 91 Faksimiledrucke mit 684 Ortsansichten. (5farbiger Druck)
Format 44x29 cm. Handgebundener Original-Halblederband.

Band II: Das vollständige Kiesersche Kartenwerk. 280 Karten. Format 44x29 cm. Handgebundener Original-Halblederband.

Band III: Textband, Andreas Kieser und sein Werk. Erläuterungen zu Band I und II. Register. Ca. 200 Seiten. Format 17x23 cm.

In einer bibliophilen, handgefertigten Leinenkassette, mit aufkaschiertem, faksimiliertem württembergischem Wappen aus den Ansichten. DM 2480,—.
Subskriptionspreis gültig bis ca. 6 Wochen vor Erscheinen DM 1800,—. Erscheint Herbst 1984.

Bitte fordern Sie die Dokumentation für das Werk an. (4 Seiten, vierfarbig auf Kunstdruckkarton, im Format DIN A3 quer, mit 4 eingelegten faksimilierten Probeseiten.) Gegen Schutzgebühr DM 2,—.

Konrad Theiss Verlag,
Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1

Schloßerneuerung bis zum Jahr 1986

(STZ) – Bis zum Frühjahr 1986 kann die bauliche Sanierung des Waldenbucher Schlosses zum Abschluß gebracht werden. Diese Zusicherung hat Finanzminister Dr. Palm dem Steinenbronner SPD-Abgeordneten Hans Dieter Köder gegeben, der sich in einem Antrag im Landtag gegen eine weitere Verzögerung der Renovierungsarbeiten gewandt hatte.

In dem vier Jahrhunderte alten einstigen Jagdschloß der württembergischen Herzöge will das Württembergische Landesmuseum ein «Museum für Volkskultur in Württemberg» einrichten. Probleme ergaben sich in den vergangenen Jahren durch unvorhergesehene Baukostensteigerungen, bedingt vor allem durch eine Bausubstanz, die sich als schlechter als erwartet herausstellte. Dadurch kletterten die Gesamtkosten für Sanierungs- und Umbauarbeiten auf 14,9 Millionen Mark. Um die Kosten nicht weiter anwachsen zu lassen, entschloß sich das Land, den Ausbaustandard und den Umfang der Restaurierungsarbeiten einzuschränken – was aber die künftige Nutzung des Schlosses als Volkskundemuseum nicht gefährden soll.

BUND-Naturschutzpreis an Pfarrer Jörg Zink verliehen

(rf) Die Naturschutzverbände in der Bundesrepublik Deutschland erleben einen nie dagewesenen Mitgliederzulauf. Diese Bilanz zog der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland, Landesverband Baden-Württemberg e. V. (BUND) zum 20jährigen Bestehen. Am 7. und 8. Mai wurde in Marbach das Jubiläum begangen. Bei der Festveranstaltung erhielt der Stuttgarter Pfarrer Dr. Jörg Zink den Bundesnaturschutzpreis (Bodo-Manstein-Medaille). In der Laudatio heißt es, Pfarrer Zink habe sich vor allem für eine Vernetzung von theologischem und ökologischem Denken eingesetzt.

Marburger Bachchor führte Motette von Wolfgang Rhaw auf

(MMF-info) – Innerhalb des Dritten Internationalen Personalschriften-Symposiums, das sich mit der Erforschung und Auswertung von Leichenpredigten beschäftigte, gestaltete der unter der Leitung von Prof. Wolfram Wehnert stehende Marburger Bachchor ein Konzert mit Trauermusiken aus Barock und Moderne. Dabei wurde eine Motette von Wolfgang Rhaw aus dem Jahre 1594 zu Gehör gebracht, die vermutlich seit ihrer Entstehungszeit nicht mehr aufgeführt worden ist. Rhaw war ein Zeitgenosse Leonhard Lechners und unter dem Herzog Ludwig von Württemberg Hof-Musicus. Seine zweiteilige fünfstimmige Motette «Filia quo properas» ist als Trauermusik auf den Tod der Tochter Pulcheria des berühmten Tübinger Altphilologie-Professors Martinus Crusius entstanden; den Text hat Crusius selbst in Hexametern verfaßt. Überliefert ist das Werk in einem Sammelband mit Crusius-Texten, in dem sowohl die Leichenpredigt als auch die Motette als musikalische Beigabe in Mensural-Notation abgedruckt ist. Mitarbeiter Wehnerts haben nun speziell für das Symposium das heute gebräuchliche Aufführungsmaterial hergestellt, da es sich bei dem Werk um eine der ältesten überhaupt erhaltenen Leichenpredigt-Musiken handelt.

Persönliches

Am 9. September 1983 wird **DR. WALTER SUPPER**, Turmstraße 17, Esslingen am Neckar, 75 Jahre alt. Bekannt ist der Orgelfachmann auch den Mitgliedern des Heimatbundes durch zahlreiche Führungen zu Orgeln im ganzen Lande.

DR. PETER LAHNSTEIN feiert am 1. November 1983 seinen 70. Geburtstag.

DR. GEORG SIGMUND GRAF ADELMANN, Mömpelgardstraße 18, Ludwigsburg, begeht am 29. November

1983 seinen 70. Geburtstag. Der frühere Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg war lange Jahre im Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES tätig, zeitweise als stellvertretender Vorsitzender.

PROFESSOR DR. GERD WUNDER, Gartenstraße 34, Schwäbisch Hall, kann am 26. Dezember 1983 seinen 75. Geburtstag feiern.

Am 30. April ist zum zehnten Male die **Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg** verliehen worden als «Zeichen dankbarer Würdigung hervorragender Verdienste um das Land und seine Bevölkerung». Unter den 51 Männern und Frauen, die von Ministerpräsident Späth im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses ausgezeichnet worden sind, befinden sich fünf Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. In alphabetischer Reihenfolge sind es folgende Persönlichkeiten:

WILLY BAUR, Bankdirektor i. R. aus Hechingen-Stetten, geboren 1897; hat sich viele Jahrzehnte um die Erhaltung des Heimatgedankens als Heimatdichter, Volkskundler und Brauchtumpfleger verdient gemacht.

ALBERT BÜRGER, Architekt und Vorsitzender des Landesfeuerwehrverbandes aus Zimmern bei Rottweil, geboren 1913; außerordentliche Verdienste um den Aufbau des Feuerwehrwesens über die Landesgrenzen hinaus, Initiator des Feuerwehrmuseums in Creglingen-Waldmannshofen.

DR. h. c. OTTO LINCK, Oberforstrat a. D. aus Güglingen im Kreis Heilbronn, geboren 1892; viele geologische Publikationen, Kunst- und Kulturhistoriker, Lyriker und Erzähler. Seit 1952 Ehrendoktor der Universität Tübingen.

PROF. DR. ERNST SCHÜZ, Museumsdirektor a. D. aus Ludwigsburg, geboren 1901; als Ornithologe international bekannt, hat sich um den Wiederaufbau des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart verdient gemacht.

JOSEF SIEDLER, Landwirt aus Leutkirch, geboren 1913; große Verdienste um die heimische Landwirtschaft.

Veranstaltungen und Studienfahrten

30

Aktion Irrenberg 1983

Samstag, 3. September 1983

Abfahrt: 6.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.

Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Und im Herbst: Zwei Fahrten ins Blaue:

38

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 19. Oktober 1983

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

39

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 23. Oktober 1983

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Teilnahme kostenfrei (außer dem Verzehr).

Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Stuttgart-Mitte: Geschichte und Gegenwart III

Der Hoppenlaufriedhof

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 24. September 1983

Treffpunkt 14.00 Uhr am Haupteingang des Friedhofs bei der Holzgartenstraße (Max-Kade-Haus), Haltestelle der Straßenbahn Berliner Platz – Liederhalle, Omnibushaltestellen 40 und 43 Hegelplatz

Dauer etwa 2½ Stunden

Teilnehmergebühr: DM 5,-

Der unter Denkmalschutz stehende Hoppenlaufriedhof, in seinem ältesten Teil 1626 eröffnet, bis 1850 mehrfach erweitert und bis 1880 als Friedhof benützt, wird schwerpunktmäßig erklärt. Besonders ausführlich sollen die neuerdings renovierten Grabmale um die Abteilung 4 behandelt werden.

Vortragsveranstaltungen im Winterhalbjahr 1983/84

Die Vortragsveranstaltungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES werden ab Oktober 1983 nicht mehr wie gewohnt an einem Mittwochabend stattfinden. Der Vortragsraum im Wilhelmispalais ist an diesem Abend für eigene Veranstaltungen der Stadtbücherei reserviert.

Dienstag, 25. Oktober 1983, 19.30 Uhr

Wilhelmispalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Lothar Zier, Königseggwald:

Stirbt unser Wald? –

Beispiele aus Oberschwaben

Vortrag mit Farbdias

Dienstag, 22. November 1983, 19.30 Uhr

Wilhelmispalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart:

Staufischer Minnesang –

Die Weingartner Liederhandschrift

Vortrag mit Farbdias